Lese- u. Sprachbuch

für die

Oberklassen

der

Landschulen.

Lesebuch
8° L. germ.
402 v

Lese- und Sprachbuch

für

die Oberklassen der ungeteilten Schulen.

(Landschulen.)

Bearbeitet von mehreren öffentlichen Lehrern.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vierundvierzigste, durchgesehene und der amtlich eingeführten Rechtschreibung angepaßte Auflage.

Bibliothek des K. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten.

München.
Verlag von R. Oldenbourg,
Abteilung für Schulbücher.

Preis: ungeb. 1 Mark.

9. m. 19.
(1896)

Frisch an die Arbeit.

Mein Kind, du bist schon lang
Der Mutter aus der Wiegen;
Nun hilf dir selbst; wie du
Dich bettest, wirst du liegen.
Die Flügel wuchsen dir;
Gebrauche sie zum Fliegen.
Der kommt nicht auf den Berg,
Der nicht hinaufgestiegen.
Greif an die Schwierigkeit,
So wirst du sie besiegen.

(Friedrich Rückert.)

Sch.V.

Druck von R. Oldenbourg in München.

Erste Abteilung.

1. Alles mit Gott.

1. Mit dem Herrn fang alles an!
Kindlich mußt du ihm vertrauen,
Darfst auf eigne Kraft nicht bauen;
Demut schützt vor stolzem Wahn.
Mit dem Herrn fang alles an!

2. Mit dem Herrn fang alles an!
Die sich ihn zum Führer wählen,
Können nie das Ziel verfehlen;
Sie nur gehn auf sichrer Bahn.
Mit dem Herrn fang alles an!

3. Mit dem Herrn fang alles an!
Mut wird dir dein Helfer senden;
Froh wirst du dein Werk vollenden;
Denn es ist in Gott gethan.
Mit dem Herrn fang alles an!

(Hohlfeld.)

2. Morgenstille.

Noch einmal umhüllt die Nacht mit ihrem düsteren Schleier die weite Welt, und Schlaf und Schweigen ruht auf der Flur. Nur das Bächlein rauscht unaufhaltsam dahin; eine Welle küßt die andere, daß sie alle wach und bereit sind, den Morgensegen zu beten in ihrer Weise. Dann eilen sie rascher dem Walde zu, und die Bäume schütteln die Nachtruhe aus ihren Zweigen und neigen sich leise zum freundlichen Gruße. Da plötzlich stimmt die Nachtigall den Frühpsalm an, und das Echo wird laut und trägt den süßen Hall von Busch zu Busch und erweckt die Vöglein, die noch schliefen, und die Lerche, die zum Himmel steigt, den Morgenstern zu grüßen. Rosig, wie das Antlitz eines blühenden Kindes, erglüht der Himmel; sein Auge wird klar, und ein Strahl seines Lichtes dringt in die Tiefen,

daß die Schatten weichen und die Nebel fliehen. Die Morgensonne tritt hervor aus goldumsäumter Wolke; glührote Pfeile zucken auf und nieder und wecken Tauesblitze, wenn sie dahinfahren durch duftige Wiesen. Dann erhebt sich das Gras und die Blumen richten sich empor und schauen mit Dankesthränen im Auge ins holde Sonnenangesicht. Jetzt ist die ganze Schöpfung wach; nur der Mensch ruht noch in den Armen des Schlummers. Endlich öffnet sich hier ein Fenster, dort eine Thüre — die Morgenglocke hallt durchs Dörflein; ein Ruf nach oben, und der Beter faltet die Hände und sein Mund stammelt:

Gott, du bist die Liebe! (Heinr. Stahl.)

3. Morgengebet.

1. Verschwunden ist die finstre Nacht;
Die Lerche schlägt; der Tag erwacht;
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen.

2. Sie scheint in Königs Prunkgemach;
Sie scheinet durch des Bettlers Dach,
Und was in Nacht verborgen war,
Das macht sie kund und offenbar.

3. Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
Der über jedes Haus gewacht
Mit seinen heil'gen Scharen,
Uns gnädig zu bewahren!

4. Wohl mancher schloß die Augen schwer
Und öffnet sie dem Licht nicht mehr;
Drum freue sich, wer neubelebt
Den frischen Leib zur Sonn' erhebt.

(Friedr. v. Schiller.)

4. Die Nacht.

Die erhabene Sonne ist im Westen untergegangen; der Nachttau fällt, und die Luft wird kühl. Die Blumen falten ihre farbigen Blätter zusammen und hängen ihre Köpfe auf die schlanken Stengel herab. Die Küchlein ruhen vereint unter den Flügeln der Henne. Die Vögel haben ihren Gesang beschlossen; ihre Köpfchen unter den Flügeln verborgen, sind sie auf den Zweigen der Bäume eingeschlummert.

Das Summen der Bienen zwischen honigreichen Blüten ist vorüber; sie haben ihr Tagwerk vollbracht und ruhen in

ihren Wachszellen. Das laute Blöken der Lämmer ist verstummt; sie schlafen auf ihren wolligen Vliesen. Auch das Getöse ist verstummt, welches die Stimmen spielender Kinder und die Schritte geschäftiger Leute verursachten.

Man hört nicht mehr den Hammer des Schmiedes auf den Amboß ertönen, noch die rauhe Säge des Zimmermanns. Alle Menschen sind ruhig auf ihren Betten ausgestreckt, und das Kind schläft süß an der Brust seiner Mutter. Finsternis ist am Himmel und Finsternis auf der Erde; jedes Auge ist geschlossen, und jede Hand liegt in Ruhe.

Aber es gibt ein Auge, das niemals schläft, ein Auge, das in dunkler Nacht so gut sieht als bei hellem Tage, und es gibt eine Hand, welche nie ruht und immer über uns ausgestreckt ist.

Das Auge, welches nie schläft, ist Gottes Auge, und die Hand, welche immer über uns ausgestreckt ist, ist Gottes Hand.

Gott schickt den Schlaf, uns zu erfrischen, wenn wir müde sind. Wie die Mutter durch ihr Haus geht, mit dem Finger an den Lippen, und jedes kleine Geräusch unterdrückt, damit ihr Kind nicht aus dem Schlummer gestört werde, so schafft Gott Ruhe in der Natur, schickt die dunkle Nacht, damit seine Kinder ungestört schlafen können.

Wir können schlafen; denn er schläft nicht. Wir können getrost unsere Augen schließen; denn sein Auge bleibt immer geöffnet, uns zu beschützen.

Ach, möge sein Lob in unseren Herzen sein, wenn wir ruhen; möge es auf unseren Lippen sein, wenn wir wachen!

(Thekla Gumpert.)

5. Sprichwörter.

1. Eigenlob stinkt. — Gedanken sind zollfrei.
   Träume sind Schäume. — Allzuscharf schneidet nicht.
2. Das Auge ist des Herzens Zunge.
   Übung ist die Mutter der Vollkommenheit.
   Zorn ohne Macht wird ausgelacht.
   Gebrauchter Pflug blinkt; stehend Wasser stinkt.
   Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.
3. Übung macht den Meister. — Eigener Herd ist Goldes wert.
   Einem bösen Hund gibt man zwei Brocken.
   Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.
4. Es wächst nicht auf allen Bergen Tausendguldenkraut.
   Es fällt kein Meister vom Himmel.
   Das Wetter schlägt gern in hohe Türme.

5. Abends wird der Faule fleißig.
   Es währt kein Mai sieben Monate.
6. Freundeshilfe reitet nicht auf der Ochsenpost.
7. Durch wiederholte Streiche fällt die größte Eiche.
   Der Raupen wegen muß man den Baum nicht umhauen.
8. Aushorcher und Angeber sind des Teufels Netzweber.
   Glück und Unglück wandern auf einem Steg.
   Bürger und Bauer trennt nur die Mauer.
   Haß und Neid muß der Biedermann leiden.
   Durch Zank und Streit schafft du nur Leid.
   Der Alten Rat, der Jungen That, der Männer Mut ist allzeit gut.

6. Deutschland.

Deutschland gehört zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüßt in ihrem ewigen Laufe. Unter einem gemäßigten Himmel, unbekannt mit der sengenden Luft des Südens, wie mit der Erstarrung nördlicher Gegenden, bringt es alles hervor, was der Mensch bedarf, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben.

Der Boden ist fähig zu jeglichem Anbau. Vom bleibenden Schnee der Alpen abwärts dehnen sich die herrlichsten Weiden aus; an der kahlen Felswand zieht sich ein üppiges Thal hinweg; neben Moor und Heide erfreuen das Auge des Menschen die kräftigsten Fluren, geeignet zu den schönsten Saatfeldern und zu den herrlichsten Erzeugnissen des Gartenbaues. Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge und in jeglicher Art, vom sauren Holzapfel bis zur lieblichen Pfirsiche, und Weinreben zieren die Hügel und die Abhänge der Berge.

Kein reißendes Tier schrecket; kein giftiges Gewürm drohet; kein häßliches Ungeziefer quälet. Aber Überfluß gewähret das Land an nützlichem Vieh, an kleinem wie an großem, für des Menschen Arbeit, Zwecke und Genüsse. Das Schaf trägt Wolle für das warme Gespinst; der Stier verkündigt Kraft und Stärke in Bau und Gestalt; das Pferd gehet tüchtig einher im Fuhrwerk, prächtig vor dem Wagen der Großen und stolz als Kampfroß unter dem Krieger.

In ihrem Innern birgt die Erde große und reiche Schätze. Aus vielen und unerschöpflichen Quellen sprudelt sie freiwillig den Menschen Heilung zu. Den fleißigen Bergmann belohnt sie bald mit dem edelsten Gewürze, dem

Salze, bald mit Silber, hinreichend für den Verkehr und die Verzierung, bald mit Eisen in Menge, dem Manne zur Waffe und Wehr, zum Schutz und Schirm dem Volke.

Ein solches Land, mit so reichen Gaben, Eigenschaften und Kräften ausgestattet, ist von Natur unverkennbar bestimmt, ein großes und starkes Volk zu ernähren in Einfalt und Tugend, und eine hohe Bildung des Geistes in diesem Volke durch Übung und Anstrengung zu erzeugen, zu erhalten, zu fördern. (Nach Luden.)

Ans Vaterland, ans teure schließ dich an;
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwaches Rohr, das jeder Sturm zerknickt. (Schiller.)

7. Das alte Deutschland und seine Bewohner.

Vor einigen Jahrtausenden deckten Deutschland noch undurchdringliche Urwälder; grimmige Luchse, Wölfe und Bären hausten in ihrem Dickicht, und in ausgedehnten Sümpfen lauerte unheimliches Gewürm. Wo eine sonnenbeschienene Trift offen lag, tummelten sich Auerochsen, Elche (Elentiere) und wilde Rosse, und auf den Felsen horsteten Adler und Falken. Beeren, Spargel und große Rettiche wuchsen wild; daneben baute man auch Flachs, Haber und Gerste. Eine Menge Quellen lieferten Salz, und auch Eisen wußte man zu gewinnen und zu verarbeiten.

In diesem rauhen Lande nun lebten unsere Vorfahren, die rauhen Deutschen, von den Römern Germanen genannt. Sie waren kenntlich an ihrer weißen Haut und an ihrem blonden Haare, das ihnen wie die Mähne eines Löwen über die Schultern hing und der Frauen schönster Schmuck war. Aus ihren blauen Augen blickte kühner Mut und Freiheitsstolz, und mit ihren großen abgehärteten Leibern ragten sie wie Riesen über andere empor. Ein Tierfell, später grobe Leinwand, hingen sie über die Schulter; das war ihr Kleid; doch blieb der größte Teil des Körpers selbst im Winter unbedeckt, und Kinder liefen fast ganz ohne Kleidung herum. Zur Nahrung genügte ihnen Milch, Habermus und Fleisch, vorzugsweise von Pferden; doch verstanden sie auch Brot, Butter und Käse zu bereiten,

und aus dem Horne des Ur (Auerochsen) tranken sie Bier und den süßen Met. Die nötigen steinernen Äxte und thönernen Töpfe, wie die einfachen Pflüge und Karren verfertigte sich jeder selbst.

Wo eine Quelle oder ein Hain einlud, baute sich der Hausvater eine einzeln stehende Wohnung von rohem Holzwerk und mit Stroh gedeckt; um sie herum lagen einige bebaute Gründe, worauf zahlreiche Herden von Rindern und Pferden weideten. Doch die Weide und das Ackerwerk verrichtete der Leibeigene, den der freie Deutsche im Kriege zum Gefangenen machte; der freie Mann suchte indes die riesigen Tiere des Waldes zu erlegen oder den Feind niederzukämpfen, wenn er es nicht vorzog, die Zeit auf der Bärenhaut hinzubringen. Das Hauswesen besorgten die fleißigen Frauen, die ihre Kinder sorgfältig erzogen und von den Männern hoch geachtet wurden. Die Männer zechten gerne beim Schalle der Heldenlieder; aber sie kannten im Trunke oft kein Maß. Dabei trieben sie das Würfelspiel mit solcher Leidenschaft, daß der Mann, nachdem er alles verspielt hatte, wohl sich selbst aufs Spiel setzte, und war der letzte Wurf verloren, so folgte er ohne Murren als Leibeigener. Den Fremden nicht in sein Haus und an seinen Tisch nehmen galt für großen Schimpf; denn die Gastfreundschaft achteten die Deutschen höher als irgend ein Volk. Deutsche Kameradschaft, Gattentreue und Vaterlandsliebe, wie die deutsche Redlichkeit, wurde sprichwörtlich, und sein Wort nicht halten wäre Schimpf und Schande gewesen.

(Eduard Duller.)

8. **Die Hermannsschlacht.** (9 Jahre nach Christus.)

Im Süden hatten die Deutschen gefährliche Nachbarn, die Römer. Diese suchten ihre Herrschaft auch über unser Vaterland auszubreiten, und um die Zeit Christi herrschten sie schon über das Land westlich des Rheins und südlich der Donau. Sie legten römische Burgen und Städte an und brachten welsche Sitten und welsches Verderbnis ins Land. Der Verkehr mit den Eroberern hatte die Deutschen schon so kirre gemacht, daß viele ihrer Jünglinge Dienste im römischen Heere nahmen; da konnten sie sich doch satt fechten.

Unter diesen Jünglingen war auch Armin oder Hermann, der edle Sohn eines Cheruskerfürsten im Harz-

gebirge. Der sah mit Scham und heißem Grimme, wie der römische Statthalter **Varus** sein Vaterland aussaugte und deutsches Recht und deutsche Sprache zu verdrängen suchte. Hermann berief daher mehrere seiner deutschen Kriegsgenossen zu einer geheimen Zusammenkunft und verschwor sich mit ihnen, alle Römer im Lande zu erschlagen. Als nun Varus in seinem Sommerlager an der Weser saß, hinterbrachten sie ihm die Nachricht, daß ein deutscher Volksstamm an der Ems in Aufruhr gegen die Römer sei. Rasch brach Varus mit 40000 Mann ausgesuchter Leute auf in die Berge an der Weser. Die deutschen Fürsten versprachen zu folgen; sie eilten aber zu den Ihrigen, und von Gau zu Gau erscholl das Feldgeschrei: „Auf, gegen den Feind! **Es gilt der Freiheit, Brüder!**“ Die Feuerzeichen flammten auf den Höhen, und der Landsturm brauste heran auf den Feind, der unordentlich und mühselig durch die Schluchten und Engpässe auf den ungebahnten und schlüpfrigen Wegen des Teutoburgerwaldes hinzog. Varus läßt nun geschlossenen Marsch halten und rückt so, von Deutschen nach allen Seiten umschwärmt, in das dichtbewaldete Thal bei Detmold. Hier ward auf einmal jeder Busch lebendig. Speer auf Speer regnete es auf die Römer herab, und der Himmel half den Deutschen mit Sturm und Regen, so daß der Feind kaum weiter kommen konnte. Wiederholt läßt Varus ein Lager schlagen, und ermattet sinken die Römer nieder, gequält von Hunger und Furcht. Aber als sie des Morgens auf offenes Land kamen, sahen sie erst mit Grausen Hermanns ganze Macht vor sich. „Es gilt der Freiheit, Brüder! Drauf!“ rief Hermann, und unter furchtbaren Streichen fielen die Tapfersten der Römer. Es war ein Schlachten, keine Schlacht. Der Römer Scharen sind zersprengt; die Flucht wird allgemein; doch wer sich retten will, rennt gerade in die Speere der Deutschen. Nur einige Reiterscharen erreichen unter dem Schutze der einbrechenden Nacht das Lager Aliso an der Weser wieder. Varus selbst stürzte sich in sein Schwert. Die gefangenen Hauptleute wurden an den Opferaltären den Göttern geopfert, die anderen aber als Leibeigene in die deutschen Gauen geschleppt, wo mancher stolze Römer das Vieh hüten mußte. Das war die dreitägige Schlacht im **Teutoburger Wald**, geschlagen für die deutsche Freiheit im Jahre 9 nach Christus.

(Eduard Duller.)

9. Attila. († 453 n. Chr.)

Unter den deutschen Stämmen waren im 4. Jahrhundert die mächtigsten und gesittetsten die Ost- und Westgoten, die von der Ostsee bis zum schwarzen Meere herrschten. Sie nahmen zuerst von allen Deutschen römische Bildung und das Christentum an; ja der westgotische Bischof Ulfĭlas übersetzte schon die Bibel ins Deutsche. Da brachen aber ums Jahr 375 aus den Steppen Asiens die Hunnen, ein wildes Reitervolk, hervor. Sie waren widerwärtig von Gestalt, klein, breitschultrig, kräftig an den Armen; dagegen waren ihre Beine, weil sie fast unablässig auf ihren kleinen Pferden saßen, krumm und schwach. Sie hatten eine gelbe Gesichtsfarbe und sehr dünnen Bart; die Augen waren klein und schräggeschlitzt, die Nase breitgedrückt, die Lippen dick und aufgeworfen, die Ohren abstehend, der Hals kurz und fleischig. Sie nährten sich von Wurzeln der Steppen und halbrohem Fleische; Milch gaben ihnen ihre Herden im Überfluß.

Ihre abschreckende Häßlichkeit, ihre ungeheure Menge und die Geschicklichkeit, womit sie ihre kleinen Pferde zu tummeln und Pfeil und Bogen zu handhaben wußten, flößte den tapfern Goten, die vorzugsweise mit dem Schwerte und zu Fuß kämpften, Furcht und Grauen ein. Diese vermochten daher ihnen nicht Stand zu halten und warfen sich ihrerseits auf das immer mehr wankende römische Reich; die Hunnen aber ließen es sich einstweilen in den von ihnen verlassenen Wohnsitzen am schwarzen Meere und in Südrußland gefallen. So lange sie nur in vereinzelten Horden umherschweiften, waren sie in Europa nicht gefährlich; furchtbar aber wurden sie wieder, als der gewaltige Attĭla oder Etzel sie alle in einem Reiche vereinigte und weiter nach Westen drang (444).

Dieser merkwürdige Mann wurde mit Grauen Gottesgeißel genannt; denn er schien gesandt zu sein, um das ganze Abendland zu züchtigen. Seine Haltung war stolz und vornehm; aus seinem scharf umherspähenden Auge leuchtete ein verschlagener Geist; sein starker Wille machte manchen kühnen Helden erbeben. In dem heutigen Ungarn hielt er bald hier, bald dort in hölzernen Hütten sein Hoflager; seine Umgebung führte von der reichen Beute, welche die Hunnen allenthalben machten, ein schwelgerisches Leben; aber er selbst war in Tracht und in täglichem Genusse von

altertümlicher Einfachheit. Wenn er Gäste empfing, ließ er diesen leckere Gerichte auf silbernen Scheiben vorlegen, und sie tranken aus goldenen und silbernen Bechern; er selbst aber aß von seiner hölzernen Tafel nichts als Fleisch, und sein Trinkgefäß war von Holz.

Sein Volk, das er von Sieg zu Sieg und von Raub zu Raub führte, verehrte ihn fast abgöttisch. Eine halbe Million Krieger folgte seinem Rufe. Als Feldherr aber und Staatsmann war er rücksichtslos und kannte kein Erbarmen.

Nachdem er zuerst sich gegen Osten gewandt und Griechenland verwüstet hatte, aber durch ein unermeßliches Lösegeld zum Abzuge bewogen war, zog er im Jahre 451 durch Deutschland nach Gallien (dem heutigen Frankreich), in dessen südlichem Teile inzwischen die Westgoten nach gewaltigen Wanderungen ein geordnetes Reich gegründet hatten. Deutschland ward auf diesem Durchzuge der Hunnen furchtbar verwüstet; wie ein Heuschreckenschwarm verheerten sie alles Land. Am Rheine warfen sich 10000 Burgunder dem Weltstürmer Attila entgegen, aber vergeblich; in heldenmütigem Kampfe gingen sie ruhmvoll unter. Nun aber vereinigten sich die Westgoten und die Römer, um durch gemeinsame Anstrengung die Bildung des Abendlandes und das Christentum zu schützen. Der römische Feldherr Aëtius und der Gotenkönig Theodörich brachten ein gewaltiges Heer zusammen und trafen in den weiten Ebenen von Chalons[1]) an der Marne[2]), wohin Attila sich gezogen hatte, um für seine zahllose Reiterei Raum zu gewinnen, mit dem Feinde zusammen. Dort sammelten sich die Völker des Morgenlandes und die Völker des Abendlandes und standen sich gegenüber in heißer Erwartung des Kampfes, der das Schicksal Europas entscheiden sollte. Attila hatte die Übermacht der Masse, der Einheit und der Feldherrngabe; aber auf der Seite der Abendländer stritt die Begeisterung für alles Große der alten Welt, für das Christentum, für die Freiheit und den eigenen Herd. Deutsche aber fochten auf beiden Seiten, ja der Kern aller deutschen Völker stand hier, feindlich gespalten, sich gegenüber, und welches Heer den Sieg gewann, die Deutschen wurden

---

1) schalons (ns = Zeichen für den Nasallaut des Französischen)
2) marn.

immer geschlagen. Das mörderische Schlachten begann; mit der höchsten Erbitterung kämpften beide Heere. Die Westgoten entschieden die Schlacht. Der tapfere Theodŏrich kam ums Leben; aber sein Sohn Thorismund nahm blutige Rache. Nachdem schon gegen 300000 Menschen gefallen waren, wich Attila zurück, und das Abendland war gerettet. Attila hatte schon einen großen Haufen von Pferdesätteln errichten lassen, um sich darauf zu verbrennen, wenn er verfolgt worden und unterlegen wäre. Aber er entkam.

Im Jahre 452 zog Attila über die Alpen nach Italien. Honōria, des römischen Kaisers Schwester, soll sich ihm zur Gemahlin angeboten und ihn eingeladen haben, nach Rom zu kommen. Sie schmachtete deshalb zu Rom im Gefängnisse. Drei Monate lang hielt Aquilēa die Hunnen auf; endlich eroberten sie die Stadt und zerstörten sie gänzlich. Damals flohen viele Römer auf die kleinen sumpfigen Inseln des adriatischen Meeres und legten daselbst den ersten Grund zur Stadt Venēdig. Attila zog gegen Rom. Schon war man auf den Untergang bereitet, als plötzlich Rettung vom Himmel kam. Der Papst Leo, ein gottbegeisterter Greis, zog an der Spitze der römischen Geistlichkeit im priesterlichen Schmucke und mit feierlichem Gesange, einer Taube des Friedens gleich, den wilden, mordbegierigen und bluttriefenden Hunnen entgegen. Niemand wagte die frommen Priester anzutasten. Sie kamen ungehindert vor Attila selbst, und dieser ward durch den Anblick und die Worte Leos bewogen, Rom zu verschonen und sogleich den Rückweg einzuschlagen.

Nach der Rückkehr aus Italien starb Attila plötzlich. Er wurde mit großer Feierlichkeit zur Erde bestattet. Sein ganzes Heer ritt um seine Leiche. Sie ward in einen goldenen Sarg gelegt, der wieder in einen silbernen und dieser in einen ehernen. Alle, die an seinem Grabe gearbeitet hatten, wurden umgebracht, damit niemand es entdecken könne. (Vaterl. Leseb. v. Keck u. Johansen.)

10. Bonifazius, der Apostel der Deutschen. († 755.)

Die Franken, Alemannen und Bayern waren durch Kilian, Gallus, Kolumban, Emeram und andere Apostel bereits zum Christentum bekehrt; noch aber hielten die

Hessen und Thüringer fest an dem Glauben ihrer Väter, und die ungefügen Friesen fürchteten, daß durch das Evangelium die alte Freiheit untergraben würde. Da wagte Winfried, ein englischer Mönch, das Werk ihrer Bekehrung, und dieses wurde von solch gesegnetem Erfolge gekrönt, daß ihm der Papst den Namen Bonifazius, d. i. Wohlthäter, beilegte und ihn zum Erzbischof von Mainz ernannte. Wo er hinkam, tilgte er die heidnischen Bräuche aus, so sehr ihn auch die Druiden haßten und verfolgten. Von Gau zu Gau trug er die beseligende Lehre Christi; kein Wald war ihm zu wild, kein Herz zu trotzig. Bei Geismar in Hessen stand eine mächtige Eiche, die seit uralten Zeiten dem Donnergott geheiligt war. Zu dieser wallfahrteten die Heiden und brachten Opfer. Wie sie nun wieder in großer Menge da versammelt waren, trat Winfried mit seinen Getreuen unter sie und schlug im Namen Jesu in die Eiche und fällte sie. Alle hofften, der alte Gott werde seinen heiligen Baum beschützen und durch seine Blitze die Frevler zerschmettern. Doch die gewaltige Masse stürzte krachend nieder, daß die Krone zerbrach und der ganze Baum in vier Stücke aus einander fiel. Als die Heiden sahen, daß sie vergebens den Zorn ihrer Götter auf die Christen herab beschworen hatten, sagten sie sich los von ihrem alten Glauben und wurden Christen.

Selbst in hohem Alter mochte Bonifazius der so wohlverdienten Ruhe nicht pflegen. Als 70jähriger Greis wollte er noch die Bekehrung der Friesen vollenden. Er fuhr auf einem Schiffe den Rhein hinab und landete an der Küste Frieslands. Er durchzog die friesischen Gauen, predigte überall und baute Kirchen, so daß es ihm bald gelang, eine große Menge Männer, Weiber und Kinder zu taufen. Die Neugetauften entließ er zum großen Teil in ihre Heimat; an einem gewissen Tage sollten sie wiederkehren und gefirmt werden. Bonifazius wohnte mit seiner Begleitung unter Zelten. Die Morgenröte des Festtages brach an; aber statt der Freunde erschien ein Haufe aufgehetzter Heiden mit geschwungenen Waffen und erhobenen Schildern. Da brachen auch sogleich die Begleiter des Apostels hervor und suchten Waffen, um sich gegen den andringenden Haufen zu verteidigen. Bonifazius verwies ihnen das, und so stürzten die Feinde über sie und töteten den Apostel mit seinem ganzen Gefolge, zusammen 53 Personen, im Jahre 755.

Bonifazius' Leichnam ruht in Fulda; ein stattlicher Dom wölbt sich über dem Grabe des hochverdienten Apostels der Deutschen.

(Onno Klopp.)

11. Sprichwörter und Dichtersprüche.

1. Das wahre Glück ist die Genügsamkeit, und die Genügsamkeit hat überall genug.
2. Geh ohne Steuer nicht zur See;
Geh ohne Stab nicht durch den Schnee;
Geh ohne Gottes Geist und Wort
Niemals aus deinem Hause fort.
3. Man soll den Bogen nicht überspannen; noch soll man den Esel übergürten.
4. Sieh erst auf dich und die Deinen;
Dann schilt mich und die Meinen.
5. Den Docht will jeder putzen; aber keiner will das Öl spenden.
6. Der Hunger guckt dem Fleiß zuweilen ins Haus; allein die Arbeit wirft zum Fenster ihn hinaus.
7. Kinder lernen reden in kurzer Zeit; Schweigen lernt mancher sein Lebtag nicht.
8. Die Welt richtet sich nicht nach uns; sondern wir müssen uns nach ihr richten.
9. Böser Leute Fahrt währt nicht lange; denn Gott ist nicht beim Fuhrwerk.
10. Halte deinen Witz im Zaum; leicht macht er dem Hasse Raum.
11. Bis Abend glänzt kein Morgenrot; drum spare bei Zeiten für Alter und Not.
12. Großthun thut's nicht allein; sonst holte die Kuh den Hasen ein.

12. Die bayerische Hochebene.

Von den Alpen bis zur Donau dacht sich die bayerische Hochebene ab, eine weite Fläche ohne Berge, und nur von einzelnen Hügelreihen durchzogen. Ihre mittlere Erhebung über den Meeresspiegel beträgt 500—600 m. Sie ist die höchst gelegene Ebene nicht nur in Deutschland, sondern im ganzen mittleren und nördlichen Europa überhaupt. Nur Spanien weist in unserem Erdteile höher gelegene Ebenen auf. Wegen dieser hohen Lage hat die bayerische Ebene ein ziemlich rauhes Klima. Der Winter ist lange anhaltend und streng. Der Sommer dagegen oft drückend heiß. Im Sommer, mehr noch im Frühling und Herbst, treten häufige Regenschauer ein, und die Witterung wechselt oft rasch. Der Weinstock gedeiht hier nicht, und Obstbäume kommen nur in geschützten Lagen gut fort. Dagegen weist

dieses Gebiet, besonders in seinem unteren Teile gegen die Donau zu, reiche Getreidefluren auf, und im Vorlande der Alpen, wie in den Alpenländern selbst finden sich treffliche Wiesengründe und saftige Viehweiden. Die Alpen spenden der Ebene in reichem Maße das belebende Element des Pflanzenwuchses, das Wasser. Zahllos sind die Quellen, Bäche und Flüsse, welche von den Bergen rinnen. Sie vereinigen sich teils zu größeren Flüssen, teils sammeln sie sich in den mächtigen Wasserbecken Südbayerns, den prächtigen Seen, welche ihren Überfluß an Wasser in starken Adern den größern Flüssen zusenden. Die bedeutendsten Flüsse der Hochebene, sämtlich in nördlicher Richtung der Donau zueilend, sind die Iller an der württembergischen Grenze, der Lech, welcher den schwäbischen vom bayerischen Volksstamme scheidet, die Isar, der beherrschende Fluß dieses Gebietes, sodann der Inn, an der österreichischen Grenze. Letzterer übertrifft alle übrigen nicht nur an Wasserfülle, sondern auch in der Länge seines Laufes; denn während die Iller einen Weg von nur 27 Meilen zurücklegt, der Lech von 38, die Isar von 47 Meilen, beträgt die Stromentwicklung des Inns von seiner Quelle in der Schweiz bis zu seiner Mündung 67 Meilen. Eines so weiten Weges kann sich selbst die Donau bei Passau noch nicht rühmen, gleichwie sie auch an Breite und Wasserreichtum hinter dem Inn beim Zusammenfluß mit diesem zurück steht.

Eine Eigentümlichkeit der bayerischen Hochebene sind die zahlreichen und oft sehr ausgedehnten sumpfigen Flächen, Moose, Riede und Filze genannt. Sie nehmen zusammen eine Fläche von 20 Geviertmeilen ein. Die bedeutendsten finden sich an der Donau zwischen Ulm und Ingolstadt und an der Isar zwischen München und Landshut. Man hat schon namhafte Strecken derselben entwässert und in Wiesen und Ackerland umgewandelt. Aber immer noch darf man die bekannte Behauptung gelten lassen, daß Bayern durch Trockenlegung seiner Moose ein Fürstentum im Innern erobern könne. (M.)

13. Pipin der Kurze.

1. Pipin der Kurze war nicht groß,
Doch Karls des Großen Vater,
In aller Weise fehlerlos,
Ein treuer Volksberater.

2. Der beste Held im Frankenreich,
Der Kirche Wohlgefallen,
An Weisheit nur sich selber gleich,
An Tapferkeit vor allen.

3. War nicht geboren auf dem Thron,
Doch für den Thron geboren.
Zum Herrscher war des Hammers Sohn
Von Gottes Gnad' erkoren.

4. Papst Zacharias sprach dies Wort:
„Des Königs Würd' und Namen
Gebührt der Völker starkem Hort!"
Und alle Welt sprach: „Amen!"

5. Doch unser Held, der Kurze, schien
Zu klein manch kleinen Geistern;
Die maßen mit den Augen ihn
Und hatten viel zu meistern.

6. Des schwieg der Held, und ritterlich
Sinnt er, den Hohn zu dämpfen,
Und lädt zum Spiele männiglich,
Wo wilde Tiere kämpfen.

7. Schon eilt das Volk herbei mit Drang;
Die stolzen Großen alle,
Sie nahen beim Trompetenklang
Mit lautem Waffenschalle.

8. Still sitzt Pipin, gedankenschwer,
Wie nahend Ungewitter
Wirft er nur Blicke um sich her. —
Da rauscht herauf das Gitter.

9. Ein grimmer Leu, ein wilder Stier,
Die stürzen in die Schranken,
Begegnen sich mit Kampfbegier,
Und keiner wollte wanken.

10. Jetzt aber reißt des Leuen Zahn
Den Ur in dem Genicke
Und reißt ihn nieder auf den Plan,
Blut, Feu'r und Wut im Blicke.

11. „Wer ist von euch" — so fragt Pipin
Und blitzte durch die Reihen —
„Wer ist von euch so stark und kühn,
Entreißt die Beut' dem Leuen?„

12. Da machen große Augen zwar
Ringsum die großen Leute;
Doch jeder bebt vor der Gefahr,
Und keiner will zum Streite.

13. Und wie noch alle schweigend stehn
Und an dem Kampf verzagen,
Sieht man Pipin zum Kampfplatz gehn,
Allein den Kampf zu wagen.

14. Er ruft den blut'gen Löwen an
Mit donnergleicher Stimme;
Der stürzt auf ihn mit Wut heran
Und brüllt vor wildem Grimme.

15. Und alles Volk sieht es mit Graus,
Pipin nur ohne Grausen;
Sein gutes Schwert zur Scheid' heraus,
Läßt's durch die Lüfte sausen,

16. Und schlägt den Löwen in den Bart,
Daß tot er niederstürzet.
Das war ein Schlag nach Heldenart,
Mit Heldenkraft gewürzet!

17. Nun rafft der wilde Ur sich auf,
Den neuen Feind er wittert,
Und rennt heran mit vollem Lauf,
Daß Schrank und Boden zittert

18. Doch unser Held steht mauerfest
Und wankt nicht von der Stelle.
Das Schwert er wieder sausen läßt
Und schwingt's mit Blitzesschnelle,

19. Und trifft den Schnaubenden so gut
Dicht an des Nackens Rande —
Da spritzt zum Himmel schwarzes Blut;
Das Haupt stürzt hin zum Sande.

20. „Wie nun, ihr großen Recken ihr,
Was dünkt euch von dem Kleinen?
Mag nun der Held im Kampfrevier
Euch groß genug erscheinen?" —

21. Es stehn beschämt die Spötter wert
Gesenkt die stolzen Blicke;
Pipin steckt ein sein gutes Schwert;
Dann tritt er schnell zurücke.

22. Des Volkes Jubel aber füllt
Ringsum die weiten Schranken;
Empor ihn hebend auf den Schild,
Zeigt ihn der Frank' den Franken.

23. Als König grüßt ihn alle Welt;
Die Spötter müssen schweigen
Und ihm, der Leu und Ur gefällt,
Demütiglich sich neigen.
(Baur.)

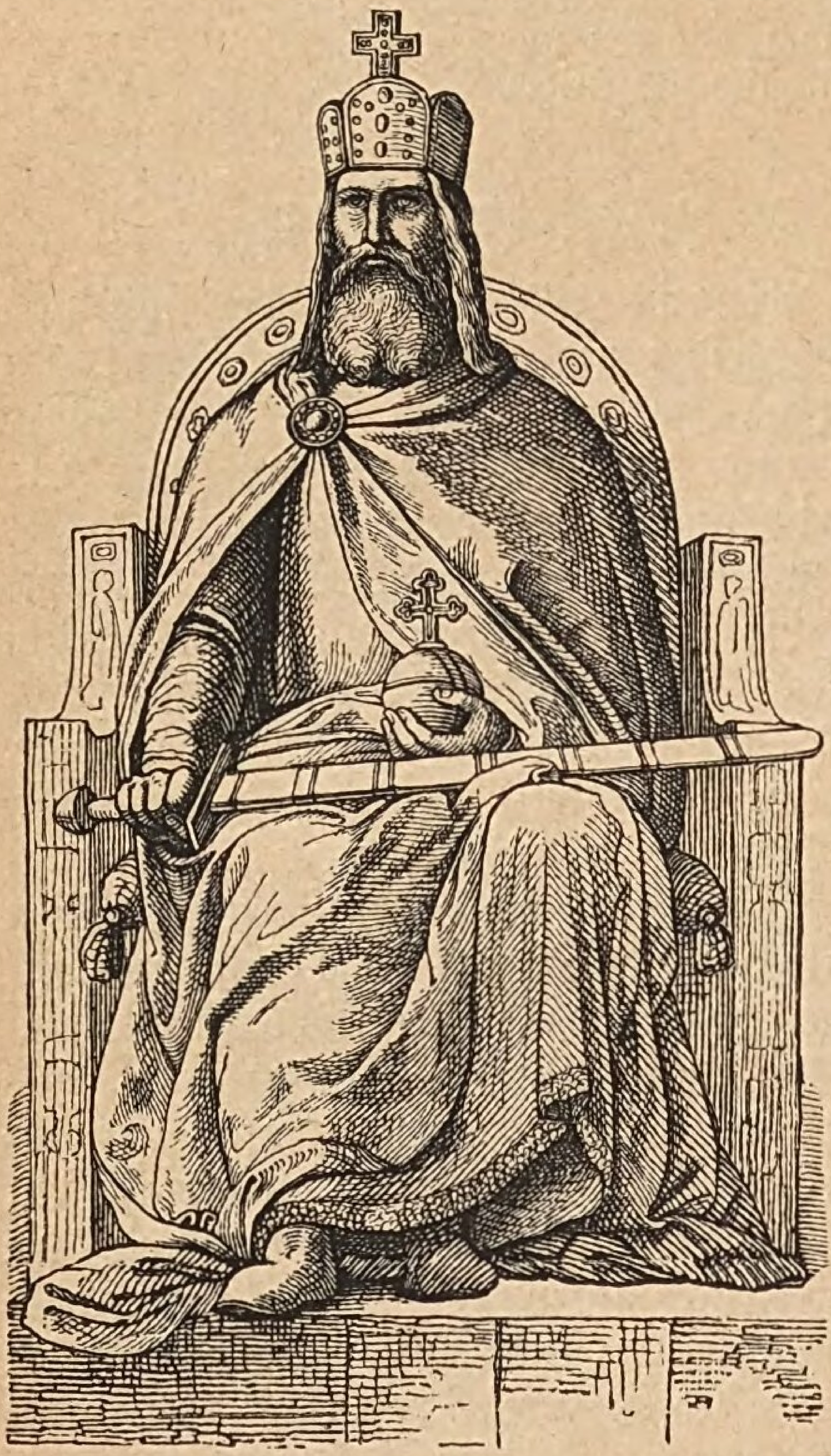
14. Karl der Große. (768—814.)

Karl, der Sohn Pipins des Kurzen, der sich zum Könige der Franken emporgeschwungen, wurde am 2. April 742, wahrscheinlich zu Aachen, geboren. Im 26. Lebensjahre bestieg er den Thron, und von dieser Zeit an war sein ganzes Leben zwischen beständigen Kriegen geteilt.

Am hartnäckigsten und langwierigsten waren seine Kämpfe mit den Sachsen, die oft den kaum geschlossenen Frieden brachen und neue Kriege veranlaßten. Dieses kriegerische Volk bewohnte damals die weite Ebene zwischen der Elbe, dem Niederrhein und der Nordsee. Geschützt durch unermeßliche Wälder und Sümpfe, mehr aber noch durch angestammte Tapferkeit, hielt es unter allen deutschen Stämmen noch allein an den alten heidnischen Sitten fest und fiel wiederholt raubend und mordend ins fränkische Gebiet ein. Erst nach 31jährigem harten Kampfe gelang es Karl, sich dieses kriegerische Volk für immer zu unterwerfen und somit dem Christentum bei den Sachsen Eingang zu verschaffen. Wittekind (Windukind) und Albion (Abbio), die Anführer der Sachsen, ließen sich mit vielen ihrer Landsleute taufen. Bistümer, Kirchen und Klöster zu Osnabrück, Paderborn, Münster &c., pflegten christliche Lehre und christliches Leben im Sachsenvolke.

Einen zweiten Feind fand Karl in dem Longobardenkönige Desidērius in Italien, der dem Papste das demselben von Karls Vater geschenkte Ländergebiet — die Umgegend von Rom — wieder entreißen wollte. Karl ging über die Alpen, eroberte Oberitalien, setzte Desiderius ab und nannte sich nun König der Franken und Longobarden. — Auf die Bitte arabischer Statthalter in Spanien, die ihn gegen ihren Chalifen um Hilfe anflehten, brach er auch nach Spanien auf und eroberte alles Land bis an

den Ebro. Er unterwarf sich Bayern, bezwang die räuberischen Avaren in Ungarn, die Slaven, die an der Havel und Spree wohnten, und die Normänner, die von dem heutigen Dänemark und Norwegen aus verheerende Einfälle in den Norden Deutschlands gemacht hatten.



Der Ruf so vieler und so großer Siegesthaten verbreitete sich weit über die Grenzen Europas hinaus. Überall wurde Karls Name mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt. Fremde, weitentfernte Könige suchten seine Freundschaft, schickten Gesandte an ihn und ehrten ihn mit Geschenken. Das größte Aufsehen erregte die Gesandtschaft, welche der mächtige und weise Chalif Harun al Raschid an ihn schickte. Unter den vielen kostbaren Geschenken, welche die Morgenländer von ihrem Herrn mitbrachten, befand sich auch eine messingene Wasseruhr, wahrscheinlich die erste, welche nach Europa kam. Die Uhr zeigte die Stunden durch den Fall eherner Kugeln auf ein metallenes Becken an.

Im Jahre 800 zog Karl nach Rom, um dem Papste Leo III. gegen dessen Feinde beizustehen. Die Ruhe war bald hergestellt, und es nahte das Weihnachtsfest. Es sollte diesmal nicht nur sehr glänzend, sondern auch für alle Zukunft bedeutungsvoll werden. Papst Leo III. setzte dem auf den Stufen des Altars knieenden Karl die goldene Krone auf das Haupt und salbte ihn zum römischen

Kaiser. Das Volk aber rief dreimal: „Leben und Sieg Karl dem Großen, dem uns von Gott gekrönten, Friede bringenden Kaiser!“ Trompeten schmetterten; helle Musik ertönte in tausendfachem Jubel des Volkes; ein zahlreicher Chor stimmte den Krönungsgesang an.

So war Karl zu einer kaum geahnten Macht emporgestiegen. Sein Reich erstreckte sich von den Pyrenäen bis zur Oder, von der Nord- und Ostsee bis zur Südküste Italiens. Diese gewaltige Masse von Ländern wußte seine Hand aber so gut zu lenken, als sie das Schwert zu führen gewohnt war. Aus allen Ländern mußten ihm regelmäßig Berichte eingeschickt werden; nach allen Richtungen sandte er Befehle und wußte denselben Nachdruck zu geben.

Sein Petschaft war in seinen Degenknopf eingegraben. Hatte er nun einen Befehl an einen widerspenstigen Herzog untersiegelt, so pflegte er wohl zu sagen: „Hier ist mein Befehl, und hier“ — den Degen schüttelnd — „der, welcher ihm Gehorsam verschaffen soll.“ Auf die Rechtspflege richtete Kaiser Karl sein ganz besonderes Augenmerk. Er liebte auch die Baukunst und ließ zahlreiche und prächtige Bauten aufführen, wie zu Aachen, woselbst er sich überhaupt am liebsten aufhielt.

Karl war von starkem Körperbau und erhabener Gestalt. Er hatte eine hohe, klare Stirn und große, lebhafte Augen, die dem Freunde fröhlich, dem Feinde furchtbar leuchteten. Im Reiten, Fechten und Schwimmen war er sehr geschickt; auf der Jagd kämpfte er mit Bären, Wölfen und Auerochsen. Im Essen und Trinken war er höchst mäßig. Kleiderpracht liebte er nicht; am liebsten trug er Kleider, die seine Töchter gesponnen und gewebt hatten. Nur an Reichstagen und bei hohen Festen erschien er mit voller Majestät, mit einer goldenen, von Diamanten strahlenden Krone auf dem Haupte, angethan mit einem langen, herabwallenden Mantel.

Am 28. Januar 814 schied Kaiser Karl aus diesem Leben, indem er sterbend betete: „In Deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist!“ Sein Andenken aber lebt fort in den Sagen und Liedern des Volkes.

(Nach Welter und Bredow.)

15. Frankfurt.

1. Die besten seiner Helden, sie lagen in Sachsen tot;
Da floh Karolus Magnus, der Kaiser, in großer Not.

2. „Laßt eine Furt uns suchen längshin am schönen Main.
O weh, da liegt ein Nebel; der Feind ist hinterdrein!"

3. Nun betete Kaiser Karol auf Knien an seinem Speer:
Da teilte sich der Nebel; eine Hirschin ging daher;

4. Die führte ihre Jungen hinüber zum andern Strand;
So machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt.

5. Hinüber zogen alle, wie Israel durchs Meer;
Die Sachsen aber fanden im Nebel die Furt nicht mehr.

6. Da schlug der Kaiser Karol mit seinem Speer den Sand:
„Die Stätte sei hinfüro der Franken Furt genannt!"

7. Er kam da bald zurücke mit neuer Heeresmacht,
Damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht.

8. Doch dort am Main erpranget nun eine werte Stadt,
Die reich ist aller Güter und edle Bürger hat.

9. Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Karols Kron'
Und feierlich gesetzet auf goldgestickten Thron.

10. Da briet man ganze Rinder; es strömte der Fülle Horn;
Es schöpfte jeder Arme sich Wein aus reichem Born.

11. Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal;
Mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wänd' im Saal.

12. Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum;
Kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildnis Raum.

13. Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
Die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat.

(Aug. Kopisch.)

16. Heinrich der Vogelsteller. (919—936.)

1.

„Heinrich der Vogelsteller!" Ein sonderbarer Name! Wer war dieser Vogelsteller? Ein Herzog von Sachsen war er, ein mächtiger, frommer Herr. Darum wählten ihn die Franken und Sachsen im Jahre 919 zu ihrem Könige. Eine Sage erzählt: Die Boten, welche ihm die Nachricht von seiner Wahl zum Könige gebracht, hätten ihn in der Nähe Quedlinburgs beim Finkenfangen angetroffen. Daher sein Beiname. Zu jener Zeit war das arme Deutschland ein sehr unglückliches, trauriges Land. Von Südost her jagten häufig auf ihren schnellen Pferden die Ungarn herein, trieben den

Bauern das Vieh weg und sengten und plünderten, wohin sie kamen. Und sammelte sich nun erst langsam ein Haufen deutscher Krieger wider sie und fing an, sich in Marsch zu setzen, dann waren sie samt ihrer Beute schon lange wieder fort, weit, weit über alle Berge.

Was that nun He nrich? Er nahm einen ihrer mächtigsten Fürsten gefangen, und als sie ihn um eine ungeheure Summe loskaufen wollten, wies sie Heinrich zurück und sprach: „Euren Fürsten sollt ihr wieder haben; dafür sollt ihr aber Frieden halten 9 Jahre lang!" Das versprachen sie, und so erhielten sie ihren Fürsten und ihren Zins wie zuvor.

Heinrich wußte nun nichts eifriger zu thun, als die Volkswehr wieder herzustellen und alles männliche Volk vom 13. Lebensjahre an in den Waffen zu üben. Da das deutsche Fußvolk mit seinen Spießen und Streitäxten gegen die schnellen ungarischen Reiter nichts ausrichten konnte, so stellte er auch waffengeübte Reiter her, aus denen später die Ritter wurden, und aus deren Kampfübungen die Turniere entstanden. Zugleich ließ er viele Schutzburgen bauen und Weiler und Flecken mit Mauern, Gräben und Wällen umgeben, damit das Landvolk bei einbrechender Gefahr sich und seine Vorräte dahin flüchten könne. Da die Deutschen das Leben hinter den Mauern haßten, so mußte jeder neunte kriegspflichtige Mann, den das Los traf, in die Stadt oder Burg ziehen und sie verteidigen, während die übrigen acht sein Feld mit bebauten. Um diesen Burgern das Leben angenehm zu machen, verlegte Heinrich die Märkte und Kirchweihen hinein, und weil sich nach und nach auch die Gewerbe und der Verkehr dahin zog, so entstanden Städte und der neue freie Stand der Bürger.

Unter diesen Anordnungen lief denn auch das 9. Jahr des Waffenstillstandes um, und so kamen wiederum die ungarischen Gesandten vor den König, den Zins zu holen. Da sprach aber Heinrich mit Mannesmut: „Mit Eisen wollen wir euch bezahlen!" und statt des Zinses ließ er ihnen einen räudigen Hund, dem Ohren und Schwanz abgeschnitten waren, vor die Füße werfen. Da kamen alsbald die Ungarn wie zahllose Raubvögel dahergeflogen; doch der eine Haufe wurde schon von den Thüringern zerstreut und hernach aufgerieben; den andern erwartete Heinrich bei Merseburg. Hui! brüllten die Ungarn und flogen heran

und flogen zurück, und wieder sprengten sie an; aber wie aus Eisen gegossen stand das deutsche Heer. Nun beginnt die Flucht der Ungarn; die Deutschen stürzen nach, und was ihr Schwert erreicht, ist verloren. Die Fahnen und ganze Lager mit den zusammengerafften Schätzen war ihre Beute; noch ein schöner Fund waren die gefangenen Christen, welche verzweiflungsvoll ihrer Erlösung warteten.

Jauchzend riefen die Krieger ihrem Könige zu: Hoch, Vater des Vaterlandes. Dies geschah 933.

2.

1. Herr Heinrich sitzt am Vogelherd recht froh und wohlgemut;
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt der Morgenröte Glut.
2. In Wies und Feld und Wald und Au, horch, welch ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtelschlag, die süße Nachtigall!
3. Herr Heinrich schaut so fröhlich drein: „Wie schön ist heut die Welt!
Was gilt's? heut gibt's 'nen guten Fang!“ Er lugt zum Himmelszelt.
4. Er lauscht und streicht sich von der Stirn das blondgelockte Haar.
„Ei doch! was sprengt denn dort herauf für eine Reiterschar?“
5. Der Staub wallt auf; der Hufschlag dröhnt; es naht der Waffenklang.
„Daß Gott! die Herrn verderben mir den ganzen Vogelfang!
6. Ei nun! was gibt's?“ — Es hält der Troß vorm Herzog plötzlich an.
Herr Heinrich tritt hervor und spricht: „Wen sucht ihr da, sagt an?“
7. Da schwenken sie die Fähnlein bunt und jauchzen: „Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich! Hoch des Sachsenlandes Stern!“
8. Dies rufend, knien sie vor ihn hin und huldigen ihm still
Und rufen, als er staunend fragt: 's ist deutschen Reiches Will'.“
9. Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang! Herr Gott, wie dir's gefällt!“

(Joh. Nep. Vogl.)

17. Auf dem Peißenberge.

Als ein weit in die Ebene vorgeschobener Vorberg der Alpen erscheint uns der etwa 1000 m hohe Peißenberg. Melodisches Schellengeläute dringt in unser Ohr; denn Herden von Rindern grasen auf seinem Scheitel, und an seinen Seiten stehen schöne Gehöfte, niedlich eingehegt und vergattert, wirklich reizend in der schmucken Bauart des Gebirges. Oben auf der Höhe stand einst eine Burg; seit dreihundert Jahren schaut aber eine vielbesuchte Wallfahrtskirche und ein stattliches Pfarrhaus hernieder, auf dessen Dach eine Sternwarte angeschmiedet ist. Ein Gärtchen des Pfarrers, das Wirtshaus und die Kegelbahn unter zwei

großen Linden, endlich der kleine Friedhof, füllen die Platte aus, zu welcher ringsum gelichtete Halden emporführen. Auf der Warte über dem Pfarrhause erscheint der gezackte Alpenkranz in seiner vollen Pracht vom Algäu bis nach Salzburg mit spitzigen Hörnern, mit klaffenden Schlünden und glänzenden Schneefeldern. Aus dem Flachlande flimmern die Frauentürme von München, die Domtürme zu Freising und die Ulrichskirche zu Augsburg. In der Nähe aber liegen mehrere kleine Städte, Flecken, Dörfer und Schlösser, deutlich und erkennbar, während von anderen die Türme über die Wälder herausblicken. In seiner ganzen Länge und Breite legt sich der Ammersee mitten in die Landschaft, und wie ein langer Silberstreif glänzt der Würmsee durch die Gegend gegen Morgen. Heute ist ein Feiertag; die Kirchenglocken tönen wundersam aus den Wäldern herauf, und eine Menge Landleute klimmen rüstig die Halden heran, der Kirche zu. Während ein frommer Haufe vor den Pforten wartet, wandelt ein anderer durch den kleinen Friedhof. Ein seliger Gottesfriede ruht auf dieser Höhe, und die Wälder, in sich selbst versunken, scheinen den geweihten Tag mitzufeiern. (Ludw. Steub.)

18. Sonntag.

1. Es tönet über das weite Feld
Ein liebliches Frühgeläute.
Wie ist so ruhig heut die Welt,
So sonnig und wonnig heute!

2. Die Hirten neben der Herde ruhn,
Die Herden ruhn auf der Weide;
Die Bauern ziehen zur Kirche nun
Im stattlichen Sonntagskleide.

3. Es schimmert der Tau im grünen Plan,
Wie Perlen auf schimmernder Seide,
Als hätte die Flur auch angethan
Sonntägliches Festgeschmeide.

4. Es ist, als sängen die Vögel auch
Heut schöner als andere Tage,
Als dufteten heut mit stärkerem Hauch
Die Blumen in Feld und Hage.

5. Und Orgelklänge tönen von fern,
Von Morgenlüften gehoben,
Und alles betet: „Wir loben den Herrn
Und wollen ihn ewig loben.“ (Rudolf Löwenstein.)

19. Der Bodensee

hat ein volles Recht, der König der deutschen Seen genannt zu werden, und auch der Name „schwäbisches Meer“ steht ihm nicht übel an; denn er ist 260 m tief, 5 Stunden

breit und, von Osten nach Westen fast unabsehbar, im ganzen 18 Stunden lang. Er ist eigentlich weiter nichts als ein weites Becken des Rheins, welcher hindurchströmt, aber so groß, daß, wenn der Bodensee leer wäre, der Strom wohl über zwei Jahre brauchen würde, um ihn wieder zu füllen. Von Friedrichshafen aus stellt er sich am großartigsten dar; die Schweizerberge scheinen mit ihrem Fuße in den blauen Fluten zu ruhen und bilden, von den grünen Vorbergen zu immer höheren Alpen aufsteigend, die in blauer Ferne mit dem Himmel zusammenfließen, einen Anblick, der wundervoll ist. Die lachenden Ufer mit Obstgärten und Weinhügeln, geschmückt mit freundlichen Landhäusern und Ortschaften, und diesen prächtigen Gebirgskranz gewahrt man selbst am Meere selten, und es zaubert die auf- und untergehende Sonne, indem sie ihr Licht über die Höhen und Tiefen hinwirft, ein Prachtgemälde vor unser Auge, wie es kein Pinsel, geschweige denn eine Feder, malen kann.

Wenn der Fön aber aus dem Rheinthale hervorsaust, mit einigen seiner westlichen oder nördlichen Vettern und Kriegsgefährten mitten über dem See zusammenstößt und brausend und heulend im wütenden Kampfe ins Wasser sich einbohrt, dann verwandelt sich die heitere Bläue des Spiegels in ein helles Grün, das immer dunkler wird; hie und da kräuselt sich die Fläche, und kleine weiße Schaumwolken tauchen empor. Aber nun bricht der furchtbare Sturm los! Wie steigen die Wellen! Wie schäumt die Brandung! Weit über die Dämme und Brüstungen wirft sich Woge um Woge! Uns ist ernstlich bange für das schwankende Dampfboot, das auf und nieder seinen Weg durch die Wellen sucht; die Reisenden werden von allen Qualen der Seekrankheit heimgesucht und mancher, der auf dem offenen Meere ritterlich dem Übel widerstand, streckt auf diesem stürmenden Tiefsee die Waffen. Wehe aber den kleinen Fahrzeugen, welche der Sturm ereilt! Während ich am See war, versank ein beladenes Schiff und seine drei Führer mit ihm in die Tiefe.

Es ist aber schade, daß der Bodensee so wenig von kleineren Fahrzeugen belebt ist; selten begegnet ein Segel dem suchenden Blicke. Die Dampfschiffe mit ihren rußigen Kaminen und großen Schleppschiffen haben gleich den gegefräßigen Haifischen die kleinen Segel- und Rudertierchen

fast alle aufgezehrt. Doch hat es auch seinen Reiz, wenn man in weiter Ferne das schwarze Schiff auf blauem Grunde erblickt, und hinter ihm eine lange Dampfwolke sich kräuselt. Auch die Fischerkähne werden seltener; denn der frühere Reichtum an Fischen soll sich vermindert haben. Doch sind seine Ufer immer noch belebt von Reihern und Strandläufern, ja sogar von Möven und Tauchern. Ihr werdet nun begreifen, warum 5 Staaten sich je ein Stück des schönen Sees angeeignet haben: im Süden die Schweiz, westlich Baden, nördlich Württemberg und Bayern, östlich Österreich, welches mit Tirol (Vorarlberg) daran stößt.

(Grube.)

20. Der Reiter und der Bodensee.

1. Der Reiter reitet durchs helle Thal;
Aufs Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

2. Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee;
Er will noch heut an den Bodensee,

3. Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

4. Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.

5. Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.

6. Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt;
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt;

7. In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus;
Die Bäume gingen, die Felsen aus.

8. So fliegt er hin eine Meile und zwei;
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

9. Es flattert das Wasserhuhn empor;
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;

10. Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.

11. Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee.
Wann rauscht das Wasser? Wann glänzt der See?

12. Da bricht der Abend, der frühe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

13. Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

14. Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn;
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.

15. Die Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.

16. „Willkommen am Fenster, Mägdelein!
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
17. Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn;
18. Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."
19. Der Fremde schaudert; er atmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!"
20. Da recket die Magd die Arm' in die Höh:
„Herr Gott, so rittest du über den See!
21. An den Schlund, an die Tiefe, bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
22. Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
23. Und du ward'st nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"
24. Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär;
Es stellen die Knaben sich um ihn her;
25. Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne du dich!
26. Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch!
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!
27. Der Reiter erstarret auf seinem Pferd;
Er hat nur das erste Wort gehört.
28. Es stocket sein Herz; es sträubt sich sein Haar;
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
29. Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund;
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
30. Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis;
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
31. Da seufzt er; da sinkt er vom Roß herab;
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab. (Gustav Schwab.)

21. Die Fuggerei.

Das Glück dreht sich im Kreise;
Es kommt und geht vorbei.
Nur was in Gott begründet,
Das bleibet ewig neu.

1. Zu Augsburg war ein Weber,
Hans Fugger zugenannt,
Der war mit seinen Söhnen
Als Weber wohl bekannt.

2. Er und die Söhne woben
Bei Tag und auch bei Nacht;
Daß gleich und rein die Fäden,
Des hatten sie wohl acht.

3. Drum kaufte jeder gerne
Von ihrem Tuch so fein;
Sie woben goldne Sterne
Der Treue ja hinein,

4. Der Treue und des Glaubens
Und frommen Bürgersinn,
Barmherzigkeit und Liebe;
Das mehrte den Gewinn.

5. Da ward an Gold und Ehren
Gar reich und groß ihr Haus;
Der Kaiser und die Fürsten,
Die gingen ein und aus.

6. Drei Brüder waren ihrer,
Die reichten sich die Hand;
Ulrich, Georg und Jakob,
So waren sie genannt.

7. Die sprachen zu einander:
„Die Güter dieser Zeit
Die müssen wir verrechnen
Einst in der Ewigkeit.

8. So laßt ein Werk uns gründen
Hier mit vereinter Kraft,
Womit wir mögen geben
Gott einstens Rechenschaft!“

9. Zu Augsburg bei Sankt Jakob
Da hub ein Graben an,
Ein Zimmern und ein Mauern
Von manchem Handwerksmann.

10. Mit hundert kleinen Häusern
Ein Städtlein stieg empor,
Mit Brunnen und mit Straßen
Und seinem eig'nen Thor.

11. Und als das Werk vollendet,
Da weihten es die drei,
Daß armen, frommen Bürgern
Es eine Wohnung sei.

12. Die Weber wurden Grafen,
Ihr Wort galt weit und breit;
Sie woben mit den Fürsten
Am Webestuhl der Zeit.

13. Doch bei den hohen Ehren,
Die ihnen Gott verlieh,
Vergaßen auch die Grafen
Den armen Weber nie.

14. Was hilft uns unser Weben? —
So dachte stets ihr Herz —
Es kommt ja doch der Segen
Dazu erst himmelwärts.

15. Drum nahmen sie ins Schilde
Die Lilien von dem Feld,
Die spinnen nicht noch weben,
Und die doch Gott erhält.

16. Und was die drei gesprochen,
Das schrieben sie auf Stein;
Den Söhnen und den Enkeln
Sollt' es ein Vorbild sein.

17. Sie bauten für sich selber
Ein Häuslein auch dazu,
Das lieget bei Sankt Anna,
Dort ist der Fugger Ruh'.

18 Wohl kamen arge Zeiten;
Sankt Anna ward zerstört;
Nun wird auf ihrem Grabe
Die Meff' nicht mehr gehört.

19. Doch in dem Herz der Armen
Wird ihrer noch gedacht,
Im Städtlein, das sie milde
Dem Herren dargebracht.

20. Das Glück dreht sich im Kreise,
Es kommt und geht vorbei;
Der Fugger Namen preiset
Noch heut die Fuggerei.

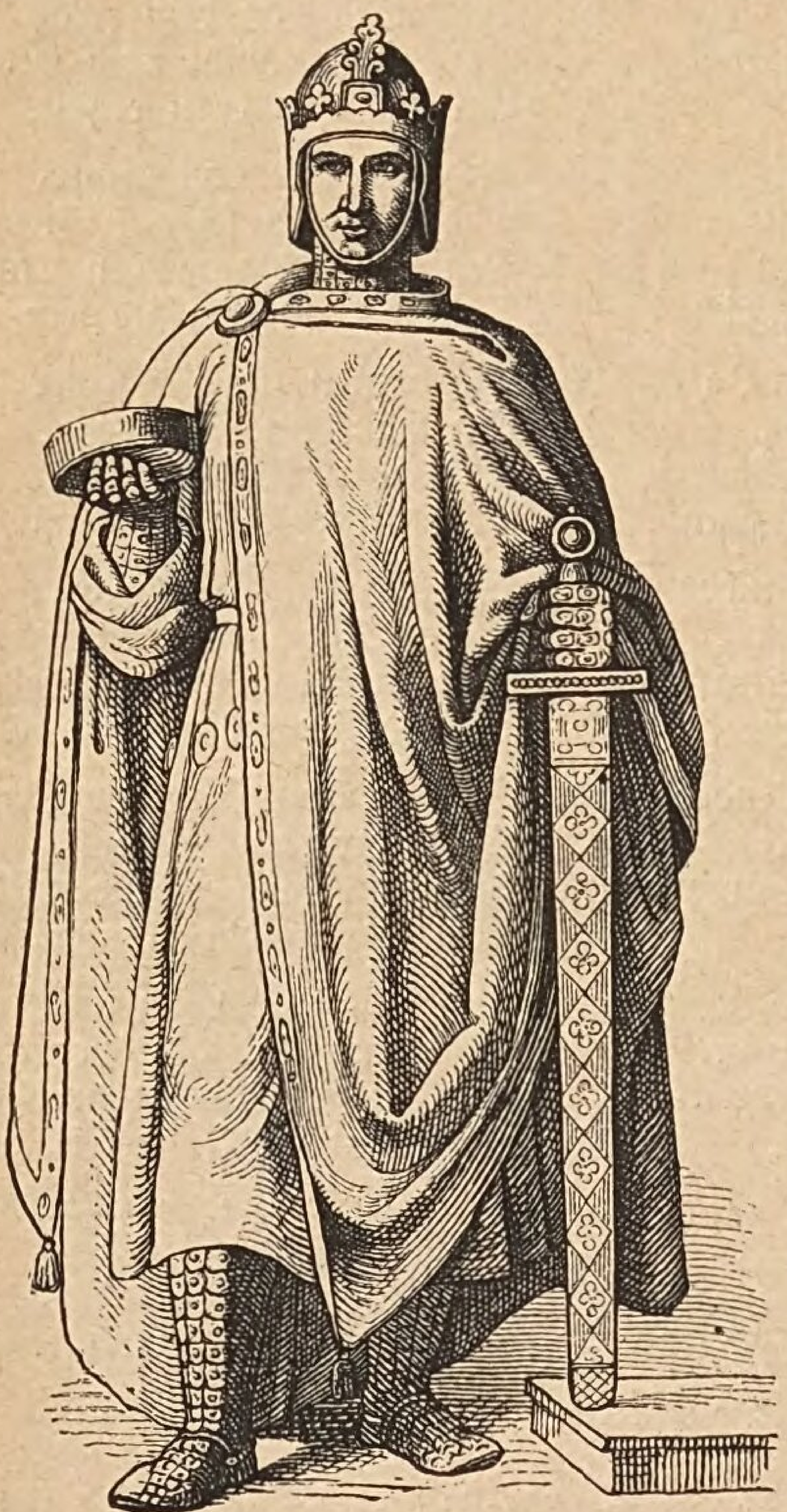
(Festkal. v. Pocci u. Görres.)

22. Kaiser Otto der Große und die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde. (955.)

1. Otto der Große, der älteste Sohn Heinrichs des Städtegründers, beherrschte Deutschland von 936 bis 973. Er war in jeder Hinsicht seines großen Vaters würdig. Er wurde zu Aachen auf folgende sehr feierliche Weise zum Könige von Deutschland gekrönt. Nachdem er am Grabe Kaiser Karls des Großen den Eid der Treue geschworen hatte, seine Regentenpflicht gewissenhaft auszuüben, stellte ihn der Erzbischof von Mainz dem Volke, dem Adel und

der Geistlichkeit mit den Worten vor: „Sehet hier den von Gott erwählten, von Heinrich ernannten und von allen Fürsten zum Könige erhobenen Otto. Wenn euch die Wahl gefällt, so hebet die Hände in die Höhe.“ Alle Anwesenden erhoben die Hände und lauter Jubel erfüllte die Kirche.

Hierauf setzten die Erzbischöfe von Köln und Trier die Krone Karls des Großen auf das Haupt Ottos und führten ihn auf den Thron in der Nähe des Altars, wo er von dem ganzen Volke gesehen werden konnte. Bei der Tafel, die nach dem Gottesdienste im königlichen Palaste gehalten wurde, mußten die Herzoge des deutschen Reichs selbst den gewählten König bedienen. Der Herzog von Franken trug die Speisen auf, und man nannte ihn deswegen Truchseß; der Herzog von Schwaben reichte dem Könige den Pokal mit Wein und hieß der Schenke des Reichs; der Herzog von Bayern hatte als Erzmarschall die Aufsicht über das Heer, das ganze königliche Hoflager und den Marstall. Diese Förmlichkeiten wurden, so lange es deutsche Kaiser gab, bei allen Krönungen beobachtet. Ottos Regierung war sehr unruhig, und er mußte viele blutige Kriege führen. In Italien hatte Herzog Berengâr die Witwe des letzten italienischen Königs Lothar vom Throne gestoßen. Sie bat Otto um Hilfe. Otto zog sogleich mit einem Heere über die Alpen, verjagte den Berengâr und setzte die unterdrückte Witwe wieder in ihre



Rechte ein. Wie einst Karl der Große, so wurde auch Otto vom Papste zum römischen Kaiser gekrönt.

2. Nachdem Otto die Ordnung in Italien wieder hergestellt hatte, zog er in Eilmärschen über die Alpen; denn die Ungarn, damals ein wildes, kriegerisches Volk, waren, des Kaisers Abwesenheit benützend, aufs neue plündernd, sengend, brennend und mordend in Deutschland eingefallen. Schon hatten sie den Lech überschritten und belagerten Augsburg. Große Bestürzung herrschte in der Stadt. Doch der fromme Bischof Ulrich ermunterte die Bürger zur tapferen Gegenwehr; die Weiber und Kinder schickte er zum Gebet in die Kirchen. „Gewiß,“ sagte er, „wird Kaiser Otto zum Entsatze herbeieilen und, so Gott will, die Ungarn schlagen.“ Und siehe, eben als die Not am größten war, kam der Kaiser mit seinem Heere. Obwohl die Ungarn weit stärker waren, beschloß Otto doch, die geängstigte Stadt zu entsetzen, zu siegen oder zu sterben. Nachdem er samt seinem Heere das heilige Abendmahl empfangen und seine Krieger ermuntert hatte, auf Gott und ihre gerechte Sache zu vertrauen, griff er die Ungarn an. Ein heftiger Kampf entbrannte. Der Sieg schwankte. Schon fingen die Deutschen zu weichen an. Da stellte sich Otto selbst, die königliche Lanze in der Hand, an die Spitze seines Heeres und stürzte sich mit Todesverachtung dem andringenden Feinde entgegen. Seine Krieger faßten neuen Mut und drangen mit solchem Ungestüm auf die Ungarn ein, daß diese in die Reihen der anstürmenden Deutschen gerieten. Mann kämpfte gegen Mann; das Blut floß in Strömen. Die Ungarn fingen zu weichen an. Diesen Augenblick benützte Bischof Ulrich. Zu Pferd fiel er mit den waffenfähigen Bürgern Augsburgs den Ungarn in den Rücken. Besonders tapfer schlugen die Weber darein. Die Ungarn gerieten, auf zwei Seiten bedrängt, in Verwirrung und flohen dem Lech zu. Wer konnte, schwamm hinüber; die meisten ertranken; ein großer Teil wurde zusammengehauen. Das Wasser des Flusses färbte sich mit dem Blute der Erschlagenen, und seine Fluten wälzten Tausende von Leichen mit sich fort. Der Sieg der Deutschen war glänzend; das ganze ungarische Lager und drei ungarische Heerführer fielen in die Hände der Sieger. Otto zog an der Seite des Bischofs Ulrich in die befreite Stadt ein. Jubelnd nannte ihn das Volk den Retter der Stadt und des Vaterlandes; er aber schrieb

der Hilfe Gottes den Sieg zu. Nach dieser blutigen Schlacht auf dem Lechfelde (955) wagten die Ungarn nie wieder, den deutschen Boden zu betreten.

23. Sprichwörter und Dichtersprüche.

1. Tanzen, Kartenspiel und Wein reißen große Häuser ein.
2. Es folgen Unglück, Schimpf und Schmach dem Laster auf dem Fuße nach.
3. Böse Augen und böses Gewissen können das Licht nicht leiden.
4. Viel sehen, hören und wenig sagen ist gut und nützlich zu allen Tagen.
5. Herrengunst und Lerchensang klinget wohl und währt nicht lang.
6. Eine Glocke am Klang, einen Vogel am Gesang, einen Thoren an den Worten erkennt man aller Orten.
7. Der Stolz frühstückt mit dem Überfluß, hält Mittag mit der Armut und ißt zu Abend mit der Verachtung.
8. Die Esel tragen das Korn in die Mühle und bekommen die Spreu.
9. Gott läßt wohl sinken aber nicht ertrinken.
10. Dorn und Disteln stechen sehr, böse Zungen noch viel mehr.
11. Adel sitzt im Gemüt, nicht im Geblüt.
12. Die Schlange wechselt wohl die Haut, aber nicht die Giftzähne.
13. Die Eintracht baut, die Zwietracht zerstört das Haus.

24. Landshut.

Die Entstehung der Stvdt Landshut fällt zusammen mit der Begründung der wittelsbachischen Herrschaft über Bayern. Wie der Geschichtschreiber Johannes Thurmair, Aventinus genannt, berichtet, war es Herzog Otto I., der zum Schutz und zur Hut des ganzen Landes fast mitten in Bayern die Warte Trausnitz erbaute. Da mochten sich in der Au unterhalb der Burg Fischer, Jäger und Bauern, sodann auch Handwerker sicher ansiedeln, und bald entstand aus dieser Ansiedelung die Stadt Landshut, deren Name noch leichter zu deuten ist, als der der Burg. Mit dem Namen der Stadt hängt auch deren Wappen zusammen, die drei Schirmhüte, welche durch Ludwig den Bayern in drei Ritterhelme umgewandelt wurden, weil die Bürger Landshuts in der Schlacht von Gammelsdorf wie Ritter gefochten hatten.

Auf der Burg Trausnitz feierte Ludwig der Kelheimer im Jahre 1204 seine Vermählung mit der Gräfin Ludmilla von

Bogen, welche nach dem Tode Ludwigs das Kloster Seligenthal nächst Landshut jenseits der Isar gründete. Zu größerer Bedeutung gelangten Burg und Stadt, als nach der Teilung Bayerns im Jahre 1255 die Herzoge von Niederbayern dort ihren Sitz nahmen, und zu besonderer Blüte wurde sie gebracht durch die drei reichen Herzoge Ludwig, Georg und Heinrich. Berühmt ist die Hochzeit Georgs des Reichen mit der polnischen Königstochter Hedwig, welche im Jahre 1475 mit verschwenderischer Pracht in rauschenden Festlichkeiten, glänzenden Ritterspielen und reichsten Tafelfreuden acht Tage lang gefeiert wurde.

Ein hartes Schicksal traf Landshut im dreißigjährigen Kriege. Im Jahre 1632 zog der siegreiche Schwedenkönig Gustav Adolf von Moosburg her in die Stadt. Am 10. Mai, dem Tage, an welchem ein Jahr vorher Magdeburg durch Tilly mit Sturm genommen worden war, sollte an Landshut Rache genommen, die Stadt zum Vergeltungsopfer den Flammen preisgegeben werden. Der Rat der Stadt, der Adel und die Geistlichkeit gingen dem Sieger entgegen. Fußfällig flehte der greise Bürgermeister Spielsberger um Gnade. Aber der Schwedenkönig sprach: „Stehet auf, betet Gott an, das ist besser!“ Und finster ritt er weiter.

Als er aber von einem Erker der Burg Trausnitz aus die friedliche Stadt überschaute, wurde er milde und versöhnlich gestimmt. Er verschonte die Stadt gegen eine Brandschatzung von 100000 Thalern. Noch schwereres Unglück brachte über die Stadt die große Pest im Jahre 1634. Den dritten Teil der Einwohner nahm sie weg. In Haufen wurden die Leichen auf dem sogenannten Pestkarren zum Friedhofe geschafft. Kinder, welche ihre Eltern verloren, irrten obdachlos umher. Der Stadtrat berichtete nach München, daß die Bürger die Thorwachen nicht mehr versehen könnten. Der Wohlstand der Stadt war auf lange Zeit hinaus vernichtet. Auch das 18. Jahrhundert brachte der Stadt schwere Kriegsdrangsale, von welchen sie sich übrigens rasch wieder erholte. Freundlicher gestalteten sich die Verhältnisse Landshuts im 19. Jahrhundert. Am Anfange desselben (1800) wurde die Universität von Ingolstadt dorthin verlegt und hatte da ihren Sitz bis zum Jahre 1826. Ein Ersatz für den Verlust der Universität wurde der Stadt im Jahre 1838 bei der neuen Kreis-

einteilung. Sie wurde von Oberbayern (früher Isarkreis) getrennt und dem Kreise Niederbayern (früher Unterdonaukreis) zugeteilt und zum Sitze der Kreisregierung bestimmt.

Die Stadt selbst zeichnet sich durch breite, helle Straßen und freundliche Gebäude aus. Unter letzteren ragt vor allen hervor die prachtvolle Kirche zu St. Martin mit ihrem Turme. In einer Höhe von 133 m (456 Fuß) strebt dieser gen Himmel empor, das höchste Gebäude Bayerns und eines der höchsten des deutschen Reichs*).

Über der Stadt thront die alte Burg Trausnitz, umgeben von schattigen Baum- und Gartenanlagen.

Dem heutigen Landshut sind Getreidehandel, Bierbrauerei und Gewerbetrieb für die Bedürfnisse der Landwirtschaft sichere und dauernde Quellen des Erwerbes, und es erfreut sich eines behaglichen bürgerlichen Wohlstandes.

(G. N. M.)

25. Die Donau.

Die Donau ist der bedeutendste Fluß des Bayerlandes. Vom Schwarzwalde her, wo sie aus dem Zusammenflusse der Brege und Brigach entsteht, tritt sie bei der württembergischen Stadt Ulm in Bayern ein und verläßt dieses unterhalb Passau, um in langem Laufe durch Österreich, Ungarn, die Donaufürstentümer und die Türkei ihre Fluten dem schwarzen Meere zuzuführen. Der Abstand von den Quellen bis zur Mündung beträgt 200, die Stromlänge aber, der mächtigen Ausbiegungen wegen, 380 Meilen. Mit ihren Nebenflüssen, mehr als 100 an der Zahl, von welchen 30 schiffbar sind, umfaßt sie ein Stromgebiet von 14000 Quadratmeilen. Die Gegend von Ulm bis unterhalb Ingolstadt bietet wenig landschaftliche Reize, am wenigsten an den sumpfigen, mit Riedgras bewachsenen Niederungen der verschiedenen Moose bei Günzburg, Dillingen und Neuburg. Dagegen entrollt sich eines der prachtvollsten Strombilder unterhalb Ingolstadt, der Durchbruch durch das Juragebirge bei Weltenburg. Mit Mühe hat sich der Strom eine enge Schlucht durch die Felsmassen gebrochen. Entzückend ist die Durchfahrt an dieser Stelle an sonnigen Tagen.

*) Übertroffen wird der Landshuter Turm an Höhe von den Türmen des Kölner Doms, dem Nikolaiturm zu Hamburg und dem Münsterturm zu Straßburg.

Stets neue und überraschende Gestaltungen bieten sich unserm Auge dar, und jede Windung bringt uns ein anderes Bild. Aber wehe dem Fährmanne, den hier die Schrecken eines Hochgewitters überraschen. Schäumend umbrausen die Gewässer das Fahrzeug. An den steilen Wänden gibt es keinen Landeplatz; für den kühnsten Schwimmer fände sich kein zollbreit Erde zur Rettung.

Noch ehe man die Felsenpforte verläßt, um die freundlichen Auen bei Kelheim zu begrüßen, erblickt man auf dem Michelsberge am Zusammenflusse der Altmühl mit der Donau die prachtvolle Befreiungshalle, welche König Ludwig I. zur Erinnerung an Deutschlands ruhmvolle Erhebung aus tiefer Schmach hier errichtete. Bei Abbach wiederholt sich in milderer Form die Einengung des Stromes, bis sich die weite fruchtbare Donauebene bei Regensburg erschließt. Der herrliche Dom mit seinen nun vollendeten beiden kunstvollen Türmen spiegelt sich im deutschen Strome, da wo dieser am tiefsten in das Herz Deutschlands eingreift.

Von Regensburg aus wendet sich die Donau nach ihrer nördlichen Ausbiegung wieder etwas südwärts, auf der linken Seite begleitet von grün bewaldeten, oft selbst von Reben bepflanzten Höhenzügen, während sich auf der rechten Seite die reiche Donauebene ausbreitet. Unterhalb Regensburg, nächst Donaustauf, erhebt sich auf steiler Höhe ein zweiter, von König Ludwig I. erbauter Ehrentempel der deutschen Nation, die Walhalla.

An Straubing, Osterhofen, Vilshofen vorüber, eilt der Strom der bayerischen Grenze zu. Da liegt an der Mündung des Inns und der Ilz die Bischofsstadt Passau mit der Feste Oberhaus, einer der reizendsten Punkte des deutschen Stromes. Weiterhin treten die Höhen wieder näher; die Ufer steigen; die Wellen eilen rascher; da taucht plötzlich aus den Fluten der Jochenstein (Joachimsstein), ein beinahe würfelförmiger Felsen, welcher auf einer Spitzsäule das bayerische und österreichische Wappen trägt. Die Donau verläßt Bayern und damit das deutsche Kaiserreich, um ihren Weg im österreichischen Kaiserreiche weiter fortzusetzen.

(Nach J. N. Ingerle.)

26. Straubing.

Diese alte, wohlgebaute Stadt liegt in der weiten, fruchtbaren Donauebene, der Kornkammer Bayerns, und ist

besonders berühmt wegen ihrer großartigen Schrannen. Der Reichtum der Gegend kommt auch ihr zu gute, und mit Recht mag sie den silbernen Pflug im Wappen führen. Das Wahrzeichen der Stadt ist der viereckige Wachtturm mit seinen fünf Spitzen, einst mit grüner Farbe und Gold bemalt und deshalb weithin glänzend in die Gefilde des Donaugaues.

Das Schloß in Straubing bewohnte 1435 Herzog Albrecht III. mit seiner frommen Gemahlin Agnes Bernauer. Diese, eine Bürgerstochter von Augsburg, war eben so ausgezeichnet durch körperliche Schönheit als durch den herrlichsten Tugendschmuck. Albrecht hatte Agnes heimlich geehelicht und lebte die ersten Jahre mit ihr glücklich auf dem Schlosse Vohburg. Der alte Vater, Herzog Ernst, erfuhr das Geheimnis. Wutentbrannt ließ er in Abwesenheit Albrechts die unglückliche Frau gefangen nehmen, verurteilen und von der Brücke in Straubing in die Donau werfen. Das arme Opfer des Standesvorurteils wurde hilferufend von den Wellen ans Ufer getrieben; da rannte ein Henkersknecht herbei und hielt mit einer Stange den Körper gewaltsam so lange unter das Wasser, bis die Lebenskraft erloschen war. Der Leichnam der Gemordeten liegt auf dem Peterskirchhofe. Herzog Ernst selbst erbaute, seine grausame That bereuend, ein Kirchlein über dem Grabe. Nach blutigem Kampfe versöhnte sich Albrecht mit seinem Vater. Nachdem er zur Regierung gelangt war, suchte der edle Fürst seinen höchsten Ruhm darin, die Unterthanen durch Frieden zu beglücken.

Es wurde ihm 1439 der böhmische Königsthron angetragen, obwohl ein Söhnlein von Kaiser Albrecht II. am Leben war. Herzog Albrecht wies den Antrag der Gesandten mit den hochherzigen Worten zurück: „Für das Vertrauen, welches ihr mir schenket, meinen Dank! Saget euren Landsleuten, daß es gegen die Denkart eines bayerischen Fürsten streitet, einem wehrlosen Kinde das väterliche Erbe zu entreißen. Gott und die Welt würden eine solche That verdammen; den hassenswert ist der, welcher Witwen und Waisen beraubt!“

Albrecht hemmte den Unfug des Faustrechtes, beförderte Künste und Wissenschaften und drang vor allem auf Religiosität und Sittlichkeit; die Geschichte nennt ihn darum „den Frommen“.

Straubing ist der Geburtsort des berühmten Optikers Fraunhofer. In seiner frühen Jugend verlor dieser die Eltern und kam als armer Glaserlehrling nach München. Es war im Jahre 1801, als der Jammerruf durch die Straßen der Hauptstadt erscholl: „Das Glaserhaus im Thiereckgäßchen ist eingestürzt, und mehrere Menschen liegen unter den Trümmern!“ Da nahte sich mitten unter dem Volke der menschenfreundliche Kurfürst Maximilian dem Unglücksorte. Er, der überall hilfreich, tröstend und ermunternd an der Stelle war, wo ein Unfall sich ereignete, war es auch da, welcher zur Rettung aneiferte und selber half. Sein Beispiel wirkte, und so entstieg dem Schutte der Glaserlehrling Fraunhofer, wie durch ein Wunder gerettet. Der edle Fürst nahm sich des armen Waisenknaben an, und aus ihm ist jener große Mann geworden, der durch die Erfindung der Riesenfernrohre uns die Gestirne des Himmels näher gerückt hat.

Um sein Andenken zu ehren, wurde die südliche Verbindungslinie Münchens mit der Vorstadt Au Fraunhoferstraße genannt. In Straubing aber bezeichnet eine Steintafel das Geburtshaus des berühmten Mannes.

(Nach Ingerle.)

27. Der Landbau.

Es ist ein schöner Sommertag, der uns zu einem Ausfluge in eine der gesegnetsten Gegenden unseres Vaterlandes, in den Donaugau, einladet. Hier prangen weite Flächen mit Weizen, Roggen und Gerste in vollen Ähren; dort grünen Kartoffeln, Rüben und Klee in der üppigsten Fülle; weiter ziehen sich Felder mit Mohn, Reps, Flachs, Gemüse und anderen Kulturpflanzen in der unabsehbaren Fläche hin, und freundlich stille Dörfer, umgeben von Gärten und Baumgruppen, erhöhen den Reiz der Landschaft. Und überall fleißige Hände, welche sorgen, daß die Fülle des Fruchtsegens in den Scheunen, Kellern und Vorratskammern wohl geborgen werde. Das heitere Volk der Schnitter, fröhliche Bursche und lachende Mädchen, dort ein gemütlicher Alter, hier ein behäbiges Mütterchen — wir sehen sie alle im geschäftigen Treiben.

„Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen,“ wird dem ersten Menschenpaare zugerufen, und dieses

Wort wird für alle Zeiten gelten. Ohne Arbeit und Fleiß können wir uns ein Wohlbefinden des einzelnen eben so wenig denken, wie ein Fortschreiten der Gesamtheit. Die Mutter aber alles dessen, was uns veredelt und bereichert, die erste Grundlage aller Bildung und Entwicklung des Menschengeschlechtes ist der Landbau. Sehen wir dies doch heutzutage noch an den Völkern, welche ihn nicht kennen und betreiben. Die Eingebornen von Australien machen sich wenig Sorge wegen Gewinnung ihrer Lebensbedürfnisse. Sie stehen noch auf jener untersten Stufe menschlicher Bildung, wo der Mensch seine Nahrung dem Pflanzen- und Tierreiche nach dem augenblicklichen Bedarf entnimmt, wie er ihrer durch Frucht- und Wurzelsuchen, Fang und Erlegung der Tiere habhaft werden kann. Eine Sprosse höher steht der Nomade; denn vom Besitze einer Herde zum Grundbesitze ist der Sprung nicht mehr so groß. Erst von da ab, wo der Naturmensch beobachtet, daß das Samenkorn eines reifen Fruchthalmes wieder einen Fruchthalm hervorbringt, der dann wieder reift und für das eine Korn hundert und mehr gewährt, wo er mit Hilfe dieser Beobachtung den Samen in den Boden streut, erst von da ab, wo aus dem Nomaden ein Landbauer wird, beginnen die Menschen auf eine höhere Stufe des Daseins sich aufzuschwingen.

Es gilt nun, das friedliche Schaffen der Natur nachzuahmen, sie in der Erzeugung notwendig gewordener Bodengewächse zu unterstützen. Da bezeichnet kein Kampf, kein Mord mehr den gewöhnlichen Verlauf des Tages. Der Friede ist eine Notwendigkeit geworden. Und noch heute ist vorzugsweise der Landbau das Gewerbe des Friedens; er bietet ein sicheres, bescheidenes Glück, die dauerndste Gesundheit, weil der Landmann beständig in und mit der Natur arbeitet und durch sie am unmittelbarsten von Gott alle reichen Gaben empfängt. (Nach J. Schmitt, Handbuch 2c.)

28. Thörichtes Murren.

1. Es war einmal ein reicher Graf; der wohnte auf seinem Schlosse nahe bei einem Dorfe. Er hatte ein sehr großes Landgut und hielt viele Knechte und Mägde, die ihm sein Feld bestellten. Überdies arbeiteten bei ihm auch viele Leute aus dem Dorfe um den täglichen Lohn. Unter diesen Tagelöhnern befand sich auch ein Mann mit seiner

Frau. Sie hießen Hans und Grete und waren nicht ärmer als die übrigen Arbeiter; aber sie fühlten sich doch unglücklicher; denn sie waren faul und arbeiteten nicht gern. Darum fiel ihnen die Arbeit auch so beschwerlich.

Eines Tages waren sie auch wieder nach dem Schlosse des Grafen gekommen und wollten um den Lohn bei ihm arbeiten. Da schickte sie der Verwalter in den Garten, und der Gärtner wies ihnen die Arbeit an. Sie mußten die Wege des Gartens aufhacken und das Kraut herausschütteln. Am Ende kam dann der Gärtner mit der Hacke und ebnete die Wege wieder. Die Wege aber waren sehr festgetreten; der Tag war schwül, und es ward den beiden Leuten so heiß, daß ihnen der Schweiß von der Stirne rann. Da richtete sich Hans mit einemmale von der Arbeit auf und sagte zu seiner Frau: „Wir sind doch recht unglücklich, daß wir um die paar Groschen Tagelohn so hart arbeiten müssen!“ — „Ja,“ sagte die Frau und warf ihre Hacke aus den Händen, „es ist recht hart! Warum ist denn die Einrichtung so in der Welt, daß man sein Brot im Schweiße seines Angesichtes erwerben muß?“ „Ei, das kannst du in der Bibel lesen,“ erwiderte Hans, „das schreibt sich vom Paradiese her. Der liebe Gott hat den ersten Menschen, Adam und Eva, verboten, von den Äpfeln des Baumes mitten im Garten zu essen, und sie haben sein Gebot nicht geachtet und dennoch davon gegessen. Darum sind sie aus dem Paradiese gejagt worden. Und seitdem muß der Mensch sein Brot im Schweiße seines Angesichtes essen. Wäre es nicht geschehen, so säßen noch alle Menschen ruhig im Paradiese und brauchten gar nicht zu arbeiten.“

„Hm!“ brummte Grete, „das hätten sie können bleiben lassen. Die Eva muß aber sehr naschhaft gewesen sein! Muß man denn alles versuchen?“ „Ja,“ fiel ihr Hans in die Rede, „und der Adam muß sehr dumm gewesen sein, daß er sich von der Eva verleiten ließ, auch in den Apfel zu beißen. Ich hätte der Adam sein sollen! Einen tüchtigen Schlag hätte die Frau Eva von mir bekommen, wenn sie mir mit ihrem Apfel gekommen wäre. Ich bin nicht so dumm wie der Adam und muß doch jetzt für seinen Fehler büßen.“ Er setzte unwillig seine Arbeit fort. „Und ich bin nicht so neugierig und näschig, wie die Eva war, und muß auch für sie büßen!“ setzte die Frau hinzu und griff langsam nach ihrer Hacke. Also murrten die beiden einfältigen

und faulen Leute über die Sünde der ersten Menschen und über ihr eigenes Schicksal.

2. Aber der Graf hatte in einer Laube gesessen und ihr Gespräch mit angehört. Am Abende war er im Hofe zugegen, als sein Verwalter den Lohn unter die Arbeiter auszahlte. Als sie nach dem Dorfe zurückgehen wollten, rief er Hans und Grete zurück. — „Hört," sagte er, ich habe heute mit angehört, was ihr im Garten mit einander gesprochen. Da du, Hans, nicht so dumm wie Adam, und du, Grete, nicht so naschhaft bist wie Eva, so scheint es mir allerdings auch unbillig, daß ihr so hart für ihr Verbrechen bestraft sein und eueren Unterhalt so sauer verdienen sollt. — Ich will euch in eine bessere Lage bringen. Bleibt bei mir auf dem Schlosse. Ihr sollt ein schönes Zimmer, ein gutes Bett und Nahrung und Kleidung haben. Auch mögt ihr euch die Zeit vertreiben, wie ihr wollt, arbeiten oder müßiggehen, ganz nach Gefallen. Nur eine Bedingung mache ich euch: unter den Schüsseln, aus welchen ihr euch des Mittags oder Abends sättigen sollt, wird immer eine verdeckte Schüssel sein; die dürft ihr nie aufdecken. Sobald ihr sie aufdeckt, ist eueres Bleibens nicht mehr in meinem Schlosse; dann müßt ihr wieder nach dem Dorfe zurückkehren."

Hans und Grete sahen sich während dieser Rede des Grafen abwechselnd fragend und in freudiger Verwunderung an, und als er sie fragte: „Nun, seid ihr zufrieden? Wollt ihr bleiben?" riefen beide zugleich: „Ja, ja, gnädiger Herr, von Herzen gern!" — „Und wollt ihr die verdeckte Schüssel nie aufdecken?" fragte der Graf wieder. „Nein, nein, gewiß nicht!" war die Antwort.

3. Auf dieses Versprechen ließ er ihnen eine schöne Stube in seinem Schlosse einräumen; bald wurde auch der Tisch gedeckt und ein herrliches Abendessen aufgetragen. Die verdeckte Schüssel war auch dabei. Sie saßen einander gegenüber am Tische und ließen sich's trefflich schmecken. Bald versuchten sie dies Gericht, bald jenes. „Du stehst mir lange gut!" sagte Hans, indem er auf die verdeckte Schüssel deutete. „Dieser Braten und Salat ist mir gut genug." „Heißa, lustig Hans!" rief Grete. „Verdeckte Schüssel hin, verdeckte Schüssel her! Da ist ja Essen die Hülle und die Fülle, was man nur auftreiben kann. Was kann denn auch noch Besseres darin sein?" „Meinetwegen ist darin, was da wolle!" sagte Hans und kaute auf beiden

Backen. „Ja, ich meine nur, Hans! halt, es ist vielleicht eine Pastete darin.“ „Was ist das für ein Ding, eine Pastete?“ „Ach,“ erwiderte Grete, „eine Pastete ist das Allerbeste, was man nur essen kann. Das hat den Geschmack von allerlei Fleisch und Gewürz und ist doch gebacken. Da ist ein Kalbsbraten oder Schweinsbraten nichts dagegen.“ „Hast du denn schon einmal Pastete gegessen?“ fragte Hans. „Ei, nein!“ antwortete Grete, „aber meine Mutter stand in ihrer Jugend in der Stadt in Diensten, und diese hat mir oft erzählt, daß ihre Herrschaft alle Sonntage eine Pastete gegessen hätte. Sie hat aber selbst niemals etwas davon bekommen; denn so etwas Kostbares essen nur die vornehmen Leute allein. Der tausend! so ein Stückchen Pastete, Hans, das wäre doch nicht übel! Mir wässert schon der Mund. Ich muß doch einmal riechen; vielleicht geht neben dem Deckel ein wenig Dunst heraus.“ Indem sie nun an der verdeckten Schüssel roch, sagte Hans: „Hm, hm! versuchen möcht' ich doch solch ein Wunderessen auch!“ „Hans, Hans!“ rief Grete freudig, „das ist wahrlich eine Pastete! Es ist ja kein Mensch da, der es sehen könnte. Komm, halt einmal das Licht nahe! Ich will den Deckel nur halb aufdecken, und da wollen wir hineinsehen. Sehen werden wir doch dürfen, was es ist, und ganz unvermerkt ein bischen davon versuchen! Komm, Hans, eine Pastete kann man nicht jeden Tag zu sehen und zu versuchen bekommen.“ Hans war neugierig genug. Er nahm das Licht und hielt es näher.

4. Die Frau ergriff den Deckel und hob ihn auf der einen Seite in die Höhe und beide sahen neugierig hinein. Aber in demselben Augenblick sprang eine Maus heraus, und die Schüssel war übrigens ganz leer. Grete schrie vor Schrecken laut und warf den Deckel hin, daß er in Stücke brach. Da trat der Graf durch eine Seitenthür herein und sah sie noch in ihrer Bestürzung. „Ei, ei,“ sagte er, „wer hat denn die Schüssel aufgedeckt?“ Sie standen beschämt und sahen unter sich. „Ich hatte mir vorgenommen, euch das Leben so angenehm zu machen als möglich; allein nun könnt ihr nicht mehr hier bleiben. Ich habe es euch vorhergesagt. Nun könnt ihr wieder um den täglichen Lohn arbeiten. Schiebt die Schuld aber nun nicht mehr auf Adam und Eva, da ihr euch selbst das sorgenlose Leben verscherzt habt.“ Sie gingen noch in der Nacht in ihre Hütte nach dem Dorfe zurück und kamen zur Erkenntnis

ihrer albernen Beschuldigungen. Sie arbeiteten künftig ohne Murren über ihr Schicksal, und so arbeiteten sie auch leichter und lebten zufriedener. Und murrten sie je wieder einmal, so war es über ihre eigene Thorheit.

(Brüder Jakob u. Wilh. Grimm.)

29. Sprüche.

1.

Schaff, als ob des Lebens Rot
Nie von deinen Wangen schwände;
Aber leb, als ob der Tod
Schon vor deiner Thüre stände.

2.

Klug zu reden ist oft schwer,
Klug zu schweigen oft noch mehr.

3.

Wer über andre Schlechtes hört,
Soll es nicht weiter noch verkünden.
Gar leicht wird Menschenglück zerstört;
Doch schwer ist, Menschenglück zu gründen.

(Friedrich Bodenstedt.)

30. Der Regen.

Einer der wichtigsten Nebenflüsse des mächtigen Donaustromes ist der Regen. Er hat seine Quellen, den *großen* und den *kleinen Regen*, tief in den düstern Thalschluchten des Böhmerwaldes. Brausend bahnen sich beide Bäche ihren Weg durch wildes Gestein, um sich bei dem Markte Zwiesel zu vereinigen. Der Fluß heißt nun *schwarzer Regen*. Die Umgegend des genannten Marktes ist sehr mineralreich. In den Granitbergen findet man Glimmer mit Granaten und mit rosenrotem Quarz. Das in mehreren bedeutenden Fabriken erzeugte Spiegel- und Krystallglas hat eine große Berühmtheit erlangt. Allbekannt sind die Glashütten in Rabenstein, Theresienthal, Frauenau und Oberzwieselau. Auch Eisenvitriol, Vitriolöl, Scheidewasser und Eisen wird hier bereitet und weit in die Welt versandt.

Der Regen scheidet die böhmischen Waldberge von dem *Regengebirge* oder dem *bayerischen Walde*. Wohl bilden die mit düsterm Gehölze bedeckten und von rauhen Lüften durchwehten Höhen vom Thale des Regenflusses aus wenig Einladendes; aber um so schöner und freundlicher ist die Landschaft an den sanften Abfällen hin bis zum

Donaustrande. Ist der Gebirgsrücken überschritten, so entzücken die herrlichsten Aussichten auf den majestätischen Strom und über die gesegneten Fluren Niederbayerns bis zur fernen Alpenkette. Geschützt vor rauhen Nordwinden gedeihen hier Getreide und Obst, und die milde Luft ermöglicht an den Gehängen längs der Donau selbst das Fortkommen des Weinstockes. In dem rauhen Regenthale gedeihen Flachs und Haber. Der Handel mit Garn und Leinwand ist lebhaft. Von den edleren Getreidearten liefert der wenig fruchtbare Boden nur einen notdürftigen Ertrag. Gute Wiesen begünstigen die Viehzucht, und die Ochsenmästung bringt viel Geld in das Thal. Der Fluß enthält viele Perlmuscheln, Fische und Krebse.

Unweit Kötzting vereinigt sich der weiße Regen mit dem Flusse, der nun schlechtweg Regen heißt. Der weiße Regen kommt aus dem kleinen Arbersee, am Fuße des höchsten Berges im Böhmerwalde, des Arbers. Der vereinigte Fluß erreicht, nachdem er die kleine Chamb, an welcher die uralte Stadt Furth liegt, aufgenommen hat, in freundlicher Gegend das lebhafte Städtchen Cham. Nordwestlich findet sich der Markt Stamsried mit dem nahen Weiler Hilpersried (Hiltersried), wo im Jahre 1433 die Bayern glänzende Beweise ihrer Tapferkeit gaben. Es waren die Hussiten, welche aus Böhmen über die Grenze drangen und längs des Regenflusses über Cham und Roding sengend und brennend, mordend und plündernd bis zum Kloster Walderbach vorrückten, bei Hilpersried aber vom Pfalzgrafen Johann geschlagen wurden.

Westlich von Reichenbach, vormals eine der reichsten und blühendsten Abteien des Benediktinerordens, und von Nittenau bildet der Regen einen scharfen Winkel, von wo aus er sich südlich wendet und schiffbar wird. Das Thal gestaltet sich gegen Regenstauf schön und freundlich, und üppiger Graswuchs und das Gedeihen aller Getreidearten bringen den Bewohnern Wohlstand. Bei Stadtamhof verbindet sich der Fluß mit der Donau. (Nach Ingerle.)

31. Der Fischer am Arbersee.

1. Der Fischer klimmt wohl den Arber hinan;
Er klimmt wohl hinauf zum See,
Zum See, umgürtet mit Fels und Tann',
Und kühler als Nordlands Schnee.

2. Er birgt sich tückisch im Uferrohr
Und wirft die Schnur in die Well';
Bald reißt er ein zappelndes Fischlein empor.
„Ei grüß dich, du blanker Gesell!"

3. Das Fischlein, o Wunder! thut auf den Mund
Und redet mit schlauem Sinn:
„Erbarmen! es spielt sich so lustig im Grund;
Was bringt dir mein Sterben Gewinn?

4. Du weißt, es schwimmen viel Fischlein hold
Tief unten — tief angle hinein;
Die prangen mit Schuppen von purem Gold;
Ihr Auge ist Edelgestein.

5. Sie schlafen des Nachts in korallnem Bett;
Von Perlen erbaut ist ihr Haus;
Wer solch ein Fischlein gefangen hätt',
Der lachte wohl Könige aus."

6. „Ha!" sprach der Fischer, fort, ärmlicher Wicht,
Nur flugs in die Pfütze hinein;
Du sättigst den hungrigen Magen mir nicht;
Mich lüstet's nach Edelgestein."

7. Und neiget sich vor, und neiget sich sehr,
Will langen bis tief in den Schlund;
Da wird ihm das gierige Herz zu schwer, —
Er stürzt — und sinket zu Grund.

8. Drob freute das listige Fischlein sich fast,
Rief seine Gespielen all;
Die kamen von Nord und von Süd zu Gast —
Sie kamen zum Leichenmahl. (Adalbert Müller.)

32. Die drei Holzhacker.

Drei Knechte waren einmal im Walde, um Holz zu fällen. Da sahen sie, wie ein landfremder Mensch öfters an ihnen vorüber in den Wald zu einem gewissen Baume ging, sich dort eine zeitlang aufhielt und dann aus ihrem Blicke verschwand. Aus Vorwitz gingen sie endlich auch zu jenem Baume hin, setzten die Axt an seinen Stamm, und fällten ihn. Als der Baum mit großem Geräusche zu Boden fiehl, sieh! da war er von innen hohl, und es rollte eine Menge Gold- und Silbermünzen aus demselben heraus, welche der fremde Mann darin verborgen hatte.

Die drei Knechte hatten darüber eine sehr große Freude; denn nun waren sie auf einmal reiche Leute und durften sich nicht mehr mit harter Arbeit plagen, um ihren Unter-

halt zu erwerben. Das erste, was sie in ihrer übergroßen Freude thaten, war, daß sie einen von ihnen um Wein in die nächste Ortschaft schickten; darnach wollten sie das Geld unter sich verteilen. Dieser ging nun fort, um Wein zu holen, während die beiden andern beim Gelde blieben. Auf dem Wege aber kamen ihm allerlei böse Gedanken, in die er endlich einwilligte. Er dachte: „Ich will Gift in den Wein mischen, und wenn meine zwei Kameraden davon trinken und sterben werden, so gehört alles Geld mir.“ Er kaufte also nebst dem Weine auch Gift und kehrte zu seinen Gefährten in den Wald zurück. Aber auch diese wurden während seiner Abwesenheit von verschiedenen schwarzen Einfällen versucht und wurden endlich dahin eins, daß sie den dritten bei seiner Rückkehr ermorden, und sie zwei allein das ganze Geld teilen wollen. Als dieser das Getränk ihnen vorsetzte, schlugen sie ihn mit ihren Äxten zu Boden. Dann tranken sie nach Herzenslust, und fingen an, das Geld unter sich zu verteilen. Bald aber brannte der Wein wie Feuer in ihren Eingeweiden, und sie endeten unter unsäglichen Qualen ihr Leben. Es lagen drei Leichen um das Geld herum. Die drei Knechte waren bei ihrer harten Arbeit besser und glücklicher gewesen, als nachdem sie einen großen Schatz gefunden, wodurch sie recht glücklich zu werden gehofft hatten.

(Ign. u. Jos. Zingerle, Kinder- u. Hausmärchen aus Süddeutschland.)

33. Sprichwörter und Dichtersprüche.

1. Hennen, die viel gackern, legen wenig Eier.
2. Die Wetter, die langsam ziehen, schlagen am schwersten.
3. Die Wunden heilen übel, die man sich selber schlägt.
4. Bös Gewissen ist eine Glocke, die von selber Sturm läutet.
5. Es müssen starke Beine sein, die gute Tage tragen wollen.
6. Es gibt Unthaten, über welche kein Gras wächst.
7. Die Natur ist ein Buch, das auf allen Blättern Gottes Macht und Weisheit zeigt.
8. Schwierigkeit sind Turnstangen, an denen die Jugend erstarken lernt.
9. Die Freuden, die wir andern bereiten, sind stets die edelsten von allen.
10. Der Pfennig, den man erspart, ist besser als der, welcher gewonnen wird.
11. Die Seele, worin Neid und Mißgunst wohnen, gleicht der Pflanze, worauf das Ungeziefer nistet.

34. Der blühende Flachs.

1. Auf, kommt in die Felder und blühenden Au'n,
Das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schau'n!
Es wächset und grünet so freundlich und zart,
Jungfräulich bescheiden in eigener Art.

2. Laut rauschet vom Golde der Ähren das Land;
Still grünet das Pflänzchen in schlichtem Gewand;
Doch trägt es ein Krönlein von himmlischem Blau;
Des Krönleins Gestein ist der funkelnde Tau.

3. Erst barg es die Erde im kühligen Schoß;
Da zogen die freundlichen Lüftchen es groß.
Nun woget und wallet es lieblich und schlank.
Du Erde, ihr Lüftchen, habt freundlichen Dank!

4. Bald tragen wir sorglich das Pflänzchen hinein;
Dann schmückt es den Rocken mit silbernem Schein.
Wir singen zum tönenden Rädchen und drehn
Die Fädchen, wie Seide so glatt und so schön.

5. Wenn draußen die Felder erstarren von Eis,
Dann ruft uns das Pflänzchen zum traulichen Kreis.
Jetzt blühend und grünend ergötzt uns sein Glanz;
Dann schlingt er uns selber zum blühenden Kranz.

6. Drum kommt in die Felder und blühenden Au'n,
Das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schau'n!
Es grünet und blühet so freundlich und zart,
Jungfräulich bescheiden in eigener Art.

(Friedr. Adolf Krummacher.)

35. Die spinnbaren Pflanzenstoffe.

Die Kreise Oberpfalz und Niederbayern liefern eine Menge von Gespinstpflanzen. So nennt man die krautartigen Gewächse, in denen die Fasern weiter aus einander stehen und biegsamer und weicher sind als im Holze. Am meisten benützt man die spinnbaren Fasern der Leinpflanze, welche zu diesem Zwecke angebaut und vor der völligen Reife des Samens ausgezogen wird. Um nun aus den Stengeln die Fasern oder den Flachs zu gewinnen, legt man dieselben bündelweise in stehendes oder langsam fließendes Wasser, worin die weichen, saftigen Teile, durch welche die Fasern verbunden sind, in Fäulnis geraten und zerstört werden. Es entsteht dabei ein sehr widerlicher Geruch; auch verdirbt manchmal das Wasser, so daß die Fische darin sterben. Diese Zerstörung der fleischigen Teile des Stengels nennt man das Rösten, und wenn sie, wie eben gesagt, im Wasser vollzogen wird, die Wasserröste.

Man hat nämlich noch eine Tauröste, bei welcher die Stengel auf dem Felde oder der Wiese ausgebreitet und durch Tau oder Regen oder, wenn dieser fehlt, durch Besprengen genäßt werden. Allmählich tritt hier dieselbe Veränderung wie bei der Wasserröste ein; es entsteht aber kein so unangemehmer Geruch, weil das Rösten viel länger dauert und die Fäulnis nicht so heftig vor sich geht.

Nach dem Rösten trocknet man die Stengel und knickt oder bricht sie hierauf ihrer ganzen Länge nach, wodurch die zusammengetrockneten markigen Bestandteile zerstückelt werden. Mit einem breiten, messerförmigen Holz oder Eisen, dem sogenannten Schwingeisen, werden sie herausgestrichen und die letzten mit einem kammartigen Instrumente, der Hechel, vollständig entfernt.

Der so gereinigte Flachs bildet nun gelblichweiße Fäden, aus denen man Garn spinnt, woraus Zwirn und hauptsächlich Gewebe, wie Leinwand, Battist, Drillich oder Zwillich und selbst auch Damast, verfertigt werden. Alle bessern leinenen Zeuge müssen noch gebleicht werden, um die weiße Farbe zu erlangen, welche wir an ihnen zu sehen gewohnt sind; denn ungebleicht sind sie mehr oder weniger grau.

Wie den Flachs behandelt man auch den Hanf, der eine noch gröbere Faser gibt und daher zu Seilerarbeiten, Bindfaden, Stricken, grober Leinwand und Segeltuch verwendet wird. Hanf und Lein sind die Pflanzen, welche man gewöhnlich zu den aufgezählten Kunstprodukten verwendet; es liegt aber nahe, daß durch ein ähnliches Verfahren auch aus mancher anderen Pflanze eine brauchbare Faser gewonnen werden könne, und in der That bereitet man mit gutem Erfolge aus verschiedenen Gewächsen dauerhafte Zeuge und Taue. So verfertigte man früher ein feines Gewebe aus Brennesseln, und gegenwärtig werden aus dem Baste des neuseeländischen Flachses, der Kokos- und vieler andern Palmen sehr feste Fäden, Stricke und Zeuge gemacht.

Alle bisher genannten spinnbaren Materialien werden aber in solcher Menge nicht verarbeitet, wie die Baumwolle, von welcher selbst Wolle und Leinwand in nicht wenigen Fällen verdrängt sind. Die Baumwolle besteht aus zarten, weißen Fasern, welche in der Fruchtkapsel der Baumwollenpflanze liegen und die Samen einhüllen. Es gibt mehrere

einander sehr ähnliche Pflanzenarten, von denen man Baumwolle gewinnt, die aber alle in warmen Ländern wachsen, und unter welchen in Hinterindien und China eine mit gelber Wolle vorkommt, aus der man den echten Nanking macht. Die Bearbeitung der Baumwolle fängt damit an, daß sie gereinigt und aufgelockert, sodann auf kunstvollen Maschinen gesponnen und endlich gewebt wird, welch letzteres ebenfalls meistenteils mittels Maschinen geschieht. Da diese viel schneller, billiger und genauer arbeiten, als Menschen es vermögen, so stehen die baumwollenen Zeuge, wie Kattun, Musselin und selbst die kunstvolleren, wie Piqué[1]) und Manchester[2]), verhältnismäßig in einem sehr niedrigen Preise; auch Zwillich und Damast fertigt man aus Baumwolle. Eine zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gediehene Verschönerung des Kattuns besteht in dem Bedrucken desselben mit bunten Farben, so daß man oft die zierlichsten Muster darauf wahrnimmt, ohne daß der Preis beträchtlich höher wäre, weil auch hier Maschinen an die Stelle der weit kostbareren Handarbeit getreten sind.

(K. Palm, Lesebuch.)

36. Die Heimat unserer Nährpflanzen.

In unseren Gärten, Äckern und Feldern bauen wir eine Menge verschiedener Pflanzen, ohne daran zu denken, daß die ursprüngliche Heimat derselben hunderte, ja tausende von Meilen entfernt liegt. Untersuchen wir den Sachverhalt näher, so finden wir zu unserem Erstaunen, daß unser Vaterland eigentlich außerordentlich arm an freiwillig wachsenden Nährpflanzen ist, und alle wichtigeren unter ihnen in älterer oder späterer Zeit aus der Fremde eingeführt wurden. Selbst die bei uns noch wild wachsenden, wie die Mohrrüben und das Holzobst, waren von so geringer Beschaffenheit, daß sie entweder durch lange Kultur verbessert, oder durch edlere Pflanzen gleicher Art aus der Fremde ersetzt werden mußten. Ja, ganz Europa ist nicht viel reicher an heimischen Nahrungspflanzen, als unser Land. Es besitzt nicht eine einzige wichtigere Mehlpflanze; wohl aber wachsen einige Gemüse, wie die Linsen, Spargeln, mehrere Kohlgewächse und Rübenarten im Süden dieses Erdteiles wild.

---

1) spr. pikē. 2) mäntschest'r.

Die meisten unserer Nährpflanzen verdanken wir der glücklicheren Erde Asiens, das uns auch wahrscheinlich die meisten Haustiere, wie Pferd, Rind, Esel, Ziege, Schaf, Hund, Huhn geliefert hat. Das Morgenland und Hochasien sind die Heimat unserer meisten Getreidearten. Noch wachsen Weizen, Dinkel und Gerste wild in Mesopotamien und im südlichen Persiën, das Einkorn in Tauriën und am Kaukasus, der Roggen auf den Gebirgen Kleinasiens und in den Steppen am kaspischen Meere. Ob auch der Hafer dorther stammt, ist noch ungewiß, da man ihn bisher noch nirgends wild wachsend gefunden hat.

Das Morgenland lieferte uns auch die edelsten Obstsorten. Die Gebirge von Hochpersien und Kaschmir sind die Heimat der Aprikosen (Amarellen), Pfirsiche und Walnüsse, Kleinasien die der Zwetschgen und Kastanien. In den üppigen Wäldern zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere wuchert jetzt noch in Masse die Weinrebe wild bis zu den Baumgipfeln empor, und dort ist auch wohl die Heimat des edlen Kernobstes. Die Melonen, Gurken, Kürbisse, Ackerbohnen und der Spinat stammen ebenfalls aus dem Morgenlande. Nordasien hat uns den Buchweizen und Indien die Hirsearten und Bohnen gegeben.

Bei dieser Fülle von Naturgeschenken Asiens ist es um so auffallender, daß das große Afrika uns gar keine unserer Anbaupflanzen geliefert hat. Es ist eben selbst äußerst arm an einheimischen Nährgewächsen.

Dagegen verdanken wir Amerika zwei solche, die von höchster Wichtigkeit für uns geworden sind, den Mais und die Kartoffel. Beide sind schon seit uralten Zeiten, lange ehe die Europäer den Erdteil entdeckten, an der Westküste Südamerikas angebaut worden. Eine kleine frühreifende Maissorte wächst gegenwärtig noch in den Wäldern von Paraguay wild, und die Mutterpflanze der Kartoffel ist höchst wahrscheinlich eine kleine, knollige Nachtschattenart, die an den Felsenküsten Chiles[1]) wild wächst, ziemlich schmackhaft ist und nach mehrjährigem Anbau ganz unserer Kulturkartoffel ähnlich wird. Daneben besitzt Amerika noch einige heimische Mehlpflanzen (besonders Melden und Reis) und eine große Auswahl der wohl-

1) spr. tschiles.

schmeckendsten Baumfrüchte, die sich aber für unser Land nicht eignen. Die einheimischen Baumnüsse und Weintrauben Nordamerikas stehen weit gegen die unserigen zurück. Nur die südamerikanische Topinambur hat auch bei uns etwelche Verbreitung als Futtergewächs gefunden, und der Tabak ist eine wichtige Handelspflanze unserer Landwirtschaft geworden.

Australien endlich besitzt trotz seines außerordentlichen Pflanzenreichtums keine einzige Mehl- und nur einige wenige Nährpflanzen, von denen wir aber nur den Neuseeländer Spinat für unsern Gartenbau benutzen konnten.

(Fr. v. Tschudi.)

37. Der Wegweiser.

1. Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß ist,
Zum vollen Faß? — Im Morgenwind
Am Pflug durchs Feld, bis Stern' um Stern'
Am Himmel aufgegangen sind.

2. Man sieht nicht um und bleibt nicht stehn
Und hackt, so lang der Tag noch da.
Zur Scheune dann, zur Küche dann,
Und sieh, da haben wir es ja!

3. Weißt, wo der Weg zum Thaler ist?
Der geht dem Pfennig hinterher, —
Und wer nicht auf den Pfennig sieht,
Bekommt den Thaler nimmermehr.

4. Wo ist der Weg zur Sonntagslust?
Geh hübsch dem Werkeltage nach
Die Werkstatt durch, durchs Ackerfeld;
Der Sonntag kommt von selbst darnach.

5. Am Samstag ist er nicht mehr weit;
Was deckt er wohl im Körbchen zu?
Ich denk' mir: Fleisch zum Sonntagskohl,
Vielleicht ein Schöppchen Wein dazu.

6. Weißt, wo der Weg zur Armut geht?
Wo Schenken sind, da sieh nur hin!
Geh nicht vorbei, 's ist guter Wein,
Sind nagelneue Karten drin.

7. Im letzten Wirtshaus hängt ein Sack,
Und gehst du fort, so häng ihn an!
„Du alter Lump, wie steht dir nicht
Der Bettelsack so zierlich an!"

8. Find'st auch ein Schüsselchen von Holz;
Verlier es nicht, und — was ich bitt',
Wenn du beim Wasser gehst vorbei
Und trinken willst, so schöpf damit!

9. Wo geht der Weg zu Fried' und Ehr',
Zu einem guten Alter hin?
Grad aus, grad aus in Mäßigkeit,
In Pflicht und Recht mit stillem Sinn!

10. Und wenn du an dem Kreuzweg stehst
Und weißt nicht mehr, wo aus, wo ein, —
Halt still, frag dein Gewissen erst!
's kann deutsch — gottlob! Drum folg ihm fein!

11. Wo mag der Weg zum Kirchhof sein? —
Was fragst du noch, du liebe Seel'?
Geh, wo du willst! Zum kühlen Grund
Führt jeder Weg; du gehst nicht fehl!

12. Doch wandle du in Gottesfurcht!
Das ist mein guter Rat dabei.
Der Ort hat ein geheimes Thor;
Dahinter gibt's noch mancherlei!

(Rob. Reinick nach Joh. Pet. Hebel.)

38. Das Fichtelgebirge.

Im Nordosten des Königreiches Bayern erhebt sich das Fichtelgebirge, vom Volke bisweilen Fichtelberg genannt. Bis auf die höchsten Berggipfel ziehen sich die dunkeln Nadelwälder. Von ihnen umschlossen breiten sich tiefe Moorflächen — Lohen — aus, welche den zahlreichen Flüssen auch im trockensten Sommer noch Wasser spenden. Die Berge steigen übrigens nicht schroff und steil auf, wie die Alpenberge, sondern zeigen abgerundete Formen, und zwar häufig Doppelkuppen. Seine beiden höchsten Punkte, Schneeberg und Ochsenkopf, erheben sich mehr als 1000 m über den Meeresspiegel. Das Klima ist rauher, als man nach der Höhenlage des Gebirges erwarten sollte. Früh schon fällt der Schnee, und zwar weniger in Flocken als in kleinen Körnchen, die durch die engsten Spalten der Häuser dringen. In gewaltigen Massen bedeckt er Berge und Thäler sieben Monate lang. Aber gerade im Winter bietet das Fichtelgebirge besondere Schönheiten. Wie malerisch heben sich gegen die glänzend weißen Schneeflächen die dunkelgrünen Waldreviere ab! Wie blitzen und flimmern die eisigen Felsenkuppen durch die Nadelwälder! Welchen zauberhaften Anblick gewährt der siebenfarbige Bogen im Rieseln des Schnees beim Sonnenschein! Man könnte sich hoch in den Norden Europas versetzt glauben. Ja, auch die Schauer des Nordens bleiben den Bewohnern

des Fichtelgebirges nicht erspart. Oft toben von Norden und Osten her unerträgliche Stürme, und in ihrem Geleite herrscht wochen-, ja wohl monatelang starrer Frost. Die sonnigsten Tage des Frühlings werden nicht selten durch solche Stürme unterbrochen; selbst im Sommer fallen sie hie und da noch tückisch ein und werden den zarteren Pflanzen verderblich. Im Jahre 1809 mußten die Bewohner von Bischofsgrün die Heuernte mit Handschuhen verrichten. Wahrhaft schöne Tage hat man meist nur im August und September. Trotz dieser rauhen Witterung, trotz der häufig aus Wald und Moor aufsteigenden Nebel, trotz der kühlen Nächte ist die Luft rein und gesund und dem Volke der Berge zuträglich. Dieses fühlt sich wohl, erreicht in der Regel ein hohes Lebensalter und bewahrt eine seltene Rüstigkeit bis an das Lebensende. Freilich sind die Bewohner dieses Gebirges auch von Kindheit an abgehärtet und an Arbeit und Genügsamkeit gewöhnt. Sie sind, wie die Gebirgsbewohner überhaupt, den alten Sitten treu geblieben und zeichnen sich aus durch Fleiß, Ausdauer, frommen Ernst, verbunden mit regem Wissenstrieb.

Jeden verwendbaren Fleck Erde hat der Fichtelgebirger nutzbar zu machen gesucht. Wo der steile Abhang den Pflug nicht duldet, muß die Hand das steinige Feld mit der Hacke bearbeiten; wo das Getreide nur magere Ähren treibt, weiß man immer noch eine ergiebige Ernte an Kartoffeln und Flachs zu gewinnen. Größer sind die Erträgnisse der Viehzucht, der Forste, des Bergbaues und der Steinbrüche. Im Sommer sind die Wälder auf große Strecken mit den beliebten und gesunden Preiselbeeren bedeckt, welche fleißig gesammelt, mittels der Eisenbahnen weit versandt und so eine Quelle ergiebigen Verdienstes für die Waldbewohner werden. Der Mineralreichtum dieser Berge war schon in alter Zeit bekannt, ist aber heutzutage nicht mehr so beträchtlich als früher. Außer Kupfer und Eisen bietet er auch etwas Silber und Gold. Ehedessen soll die Ausbeute an letzterem nicht unbedeutend gewesen sein, und es weisen heute noch die Namen Goldkronach, Goldmühle, Goldhof, Goldberg auf diesen köstlichen Erdenschatz hin.

Im Volksmunde leben noch die Sagen von den „Welschen“, welche den Bergen ihre Schätze entlockt und nach Venedig gebracht hätten, und bis in die neueste Zeit soll

die Schatzgräberei bei den Fichtelbergern zuhause gewesen sein. Nach dem Volksaberglauben birgt jeder, auch der gemeinste Feldstein des Fichtelgebirges, Gold; nur muß man durch Zaubermittel das edle Metall sichtbar machen können. In neuer Zeit haben die Fichtelgebirger wirklich verstanden, aus Steinen Gold zu machen, aber nicht durch Wünschelrute und Zaubersprüche, sondern durch Stemmeisen und Hammer. Die Masse von trefflichen Steinen, Granit, Syenit und Marmor, welche jährlich aus diesem Gebirge weithin versandt werden, tragen nämlich eine hübsche Summe Geldes ein. So werdeu die alten Sagen zur Wahrheit. Aber das Zauberwort heißt: Arbeit! (G. N. M.)

39. Die Gold suchenden Venetianer im Fichtelgebirge.

Eine der schönsten Sagen des Fichtelgebirges ist die alte Kunde von den geheimnisvollen Fremdlingen, die sich einst in seinen Wildnissen umhertrieben. Sie ließen sich nur zuweilen in den Walddörfern als Mausefallenhändler oder in Köhlertracht blicken und brachten die meiste Zeit im tiefen Forste zu, in Höhlen und an Brunnen und Bächen. Da gruben sie nach edlen Metallen und suchten Goldkörner, welche sie wuschen und schmolzen. Oft fand das Volk, welches eine geheime Scheu vor ihrem Wesen und Treiben hatte, an heimlichen Plätzen verlassene, niedergebrannte Feuer und daneben Spaten, Pfannen und Meißel, oder gar eines ihrer Büchlein, in denen sie die goldreichen Stellen und Punkte des Gebirges verzeichnet hatten. Auch hörte man wohl zu Zeiten ihr dumpfes Pochen und Schlagen. Diese seltsamen Männer waren besonders Venetianer und Wallonen, wie die Sage erzählt.

Ein Venetianer, der häufig das Fichtelgebirg besuchte, kehrte oft bei einem Landmanne in Wülfersreuth ein, welcher ihn gastfreundlich aufnahm und ihm bot, was er vermochte. Einstmals kam er wieder, jedoch um für immer Abschied zu nehmen. „Ich kehre jetzt in meine Heimat zurück, um die Früchte meiner langjährigen Mühen friedlich zu genießen,“ sagte er, „und werde wohl nie mehr deine gastliche Schwelle überschreiten. Wenn du jedoch einst irgend ein Anliegen auf dem Herzen hast, so komm zu mir in das ferne Venedig, und ich will dir von deinem Kummer helfen. Ich glaube, ich werde dich noch bei mir sehen.“

Er schied. Und siehe, nach langen Jahren zogen schwere Wolken über das kleine Haus, so daß der arme Mann keinen Retter mehr wußte aus Not und Sorgen als seinen alten Freund in Welschland. Da machte er sich auf, pilgerte hinab gen Süden und erreichte glücklich die große Meerstadt. Nun ward ihm aber bange, als er die weiten Straßen beschaute. Wie wollte er seinen Freund ausfindig machen, dessen fremden Namen er längst vergessen? Als er jedoch in halber Verzweiflung die köstlichen Paläste ringsum anstarrte, da rief es plötzlich aus einem derselben: „Hans, Hans!“ und ein reichgeschmückter, vornehmer Mann stürzte heraus, um den Staunenden zu umarmen. War das der Venetianer in den schlechten, schwarzen Kleidern, den er einst beherbergt? Er war es und hatte ihn in seiner Fichtelberger Tracht sogleich wiedererkannt, und er führte ihn hinauf in die herrlichen Säle voll Pracht und Reichtum, die den armen Waldmann glauben ließen, alles sei ein Traum, und vergalt ihm nun alles tausendfach, was er dem Fremdlinge einst in seiner Heimat Gutes gethan. Reich beschenkt kam er zurück und führte von da an ein sorgenfreies Leben.

(Alex. Schöppner, Sagenbuch der bayer. Lande.)

40. Des Knaben Berglied.

1. Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier;
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

2. Hier ist des Stromes Mutterhaus;
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels im wilden Lauf;
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

3. Der Berg, der ist mein Eigentum;
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

4. Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!

5. Und wenn die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

(L. Uhland.)

41. Eine Abendunterhaltung.

Einst saß Vater Jost mit seinen Buben traulich um den Tisch und erzählte ihnen mancherlei aus seinem Soldatenleben. Dabei versäumte er nicht, nützliche Lehren mitzuteilen, welche er meist an Sprichwörter oder auch an Rätsel anknüpfte.

Wir wollen uns bald zur Ruhe begeben, sprach der Vater; vorher will ich euch aber noch ein Rätsel aufgeben. Hört:

„Freund, suche mich zu fliehen und zu meiden;
Denn, hast du mich, so hast du Sorg' und Leiden.
Verlierst du mich, so wird das Herz dir schwer;
Gewinnst du mich, so hast du mich nicht mehr."

Alle drei Knaben sannen hin und her; denn der Vater hatte gesagt: Wer das Rätsel löst, in dessen Sparbüchse thue ich diesen Sechser. Endlich kamen folgende Lösungen; Karl: „Lotterielos"; Ludwig: „Prozeß"; Fritz: „Spiel". Ludwig hat die richtige Lösung, sagte der Vater und fuhr fort: Ihr wißt wohl, daß unser Nachbar drüben mehrere Prozesse hat, den einen mit dem Schulzen wegen eines Marksteines, den andern mit dem alten Jakob wegen einer Hecke und noch andere. Als ich noch ein Knabe war, war der Nachbar ein Mann, der mit vier Pferden auf den Acker fuhr. Sein Reichtum war sehr groß. Er ist aber von jeher ein eigensinniger, rechthaberischer Mann gewesen, der sich von niemand etwas wollte gefallen lassen. Da er mit jedem über Kleinigkeiten Prozesse anfing, so mußte er fast das ganze Jahr durch vor den Gerichten sein, und Knechte, Mägde und Taglöhner blieben sich selbst überlassen. Diese waren nicht nur faul, sondern machten auch so schlechte Arbeit, daß des Nachbars Äcker immer weniger trugen. War ein Jahr herum, so mußte er für Prozeßkosten ungeheure Summen bezahlen, und da er wegen der fortwährenden Gedanken an die Prozesse seiner Wirtschaft nicht mit Aufmerksamkeit vorstehen konnte, so wurde er überdies von seinen eigenen Leuten übervorteilt.

Schon nach einigen Jahren war das bare Geld fort, und der Nachbar fing an, Äcker zu verkaufen. Daneben war er genötigt, Schulden zu machen, um die Arbeiter, die Prozeßkosten, die Steuern und sonstigen Abgaben bezahlen zu können. Und wenn er auch manchmal einen Prozeß gewann, so hatte er doch immer dabei verloren, weil die

Kosten größer waren, als der gewonnene Wert. Seht, so ist der Nachbar innerhalb zwanzig Jahren von vier Pferden auf zwei Kühe heruntergekommen, und wenn er in seiner Prozeßlust fortfährt, so wird man ihn und seine Kinder noch betteln gehen sehen.

Zwar kann der Fall eintreten, daß auch der friedfertigste Mensch zum Prozesse gezwungen wird, wenn ein anderer seinem Eigentume oder seiner Ehre zu nahe treten will. Ich werde in solchem Falle mein Recht tapfer verteidigen. Ehe ich aber gerichtlichen Zwang anwende, werde ich es erst mit Milde versuchen. Handelt es sich um ein Geringes, so denke ich immer: „Lieber ein kleines Unrecht gelitten, als vor Gericht gestritten." Wenn aber mein Hab und Gut oder meine Ehre auf dem Spiel steht, so werde ich entschlossen mein Recht wahren. Dabei aber werde ich schonend Menschenliebe üben und immer noch suchen, aus dem Feind einen Freund zu machen. Seht, meine Kinder, so habe ich von jeher mein Recht verteidigt und mich überzeugt, daß es selten des Prozesses oder Gerichtes bedarf, wenn man friedfertig ist und bei erlittenem Unrecht immer denkt: „Ein freundlich Wort findet einen guten Ort."

Nach diesen Belehrungen des Vaters sagte man sich allseits „gute Nacht!" und begab sich zur Ruhe. Die Knaben unterhielten sich im Bette noch lange über diesen Gegenstand. Jetzt weiß ich erst, sagte der älteste, was das heißt: „Segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch beleidigen." Alle stimmten überein, daß der Vater ihnen diesen Spruch recht schön erklärt habe, und nahmen sich im Stillen vor, immer nach des Vaters Lehren zu handeln.

(H. K. Schneider.)

42. Das Wörtchen Nur.

Herr Kluge: „Was bringt Sie so früh zu mir, Herr Nachbar?"

Herr Funke: „Ach ich hätte eine schöne Bitte an Sie, lieber Herr Nachbar!"

Hr. Kl.: „Eine Bitte? Wenn es in meinen Kräften steht, sie zu erfüllen, soll es mich herzlich freuen."

Hr. F.: „Es ist nur eine Kleinigkeit, um welche ich Sie bitten will; Sie sollen mir nämlich nur zwanzig Thaler borgen."

Hr. Kl.: „Nur zwanzig Thaler?

Hr. F.: „Ja, nur zwanzig Thaler; — ich habe in der Stadt einen Kleiderstoff gesehen, einen allerliebsten Stoff! — Zwar habe ich so eben keinen Rock nötig; aber der Stoff ist so schön! — und dabei so wohlfeil! — Denken Sie, Herr Nachbar, die Elle kostet nur zwei Thaler zwanzig Silbergroschen."

Hr. Kl.: „Nur zwei Thaler und zwanzig Silbergroschen?"

Hr. F.: „Nur zwei Thaler und zwanzig Silbergroschen. Vielleicht handle ich noch etwas ab; aber haben muß ich ihn."

Hr. Kl.: „Ei freilich!"

Hr. F.: „Es thut mir leid, daß ich Sie belästigen muß; allein die Zeiten sind so schwer; man kann kaum die lumpigen paar Thaler zusammenbringen, die man für Kleidung, Wohnung und Kost bedarf. Doch erwarte ich übermorgen das Geld von meiner Erbschaft; da werde ich Ihnen Ihr Geld mit Dank zurückstellen."

Hr. Kl.: „Also haben Sie von dem alten Herrn doch etwas geerbt?"

Hr. F.: „Es lohnt sich aber nicht der Mühe, davon zu sprechen."

Hr. Kl.: „Wie viel ist es denn?"

Hr. F.: „Nur zweihundert Thaler in Staatsschuldscheinen."

Hr. Kl.: „Nur zweihundert Thaler in Staatsschuldscheinen?"

Hr. F.: „Nicht mehr, Herr Nachbar."

Hr. Kl.: „Nun, ich will Ihnen wohl das Geld geben; aber eine Geschichte müssen Sie anhören, eine Geschichte, die Ihnen jährlich eine Erbschaft von zweihundert Thalern einbringen kann, wenn Sie darüber nachdenken."

Hr. F.: „Ei, die Geschichte möchte ich wissen."

Hr. Kl.: „Kannten Sie den Goldschmied, der da drüben an der Ecke wohnte?"

Hr. F.: „O freilich! er starb ja im Armenhause."

Hr. Kl.: „Und es war ein schönes Vermögen da; aber sehen Sie, Herr Nachbar, ein einziges Wörtchen hat ihn an den Bettelstab gebracht."

Hr. F.: „Ein Wort! — wie ist das möglich?"

Hr. Kl.: „Ja, ein Wort! Ein einziges Wort! Ein ganz kleines Wort!"

Hr. F.: „Aber was für ein Wort?"

Hr. Kl.: „Das sollen Sie gleich hören. Erstens fand er alles sehr wohlfeil. Wenn er je vom Einkaufe nachhause kam, war er immer sehr heiter; denn er hatte alles für ein Spottgeld bekommen. Die Röcklein für seine beiden Kinder kosteten nur zwölf Thaler, ein Beinkleid für ihn selber nur sieben Thaler, ein Kleid für seine Frau nur fünfzehn Thaler. Außerdem rauchte er vom frühen Morgen bis zum späten Abend; denn, sagte er, das Vergnügen des Rauchens ist ja so billig; jede Zigarre kostet ja nur sechs Pfennige, und wenn er vom Wirtshause heimkehrte und wir uns trafen, schalt er mich scherzweise einen Stubenhocker; denn ein fröhlicher Abend, sagte er, koste ja nur einige Silbergroschen. Er war voll Freude, daß er für seine Person wöchentlich nur einige Thaler verbrauchte. — Wie viel kostet der Stoff, Herr Nachbar?"

Hr. F.: „Der Stoff? — Zwei Thaler zwanzig Silbergroschen sind gefordert."

Hr. Kl.: „Ja recht; mein Gedächtnis verläßt mich zuweilen. Der gute Mann hatte aber noch das, daß er alles Geld, was er einnahm, nur für eine Kleinigkeit ansah. So verkaufte er seinen Garten und bekam nur vierhundert Thaler dafür; seine Äcker trugen ihm nur viertausend Thaler ein, sein Haus am Ende nur zweitausend. Er war recht froh, daß er den Bettel los war. Sie wissen, Herr Nachbar, daß er bald nichts mehr hatte. Das fatale Nur! Ja, das Nur!"

Hr. F.: „Das Nur? Man sehe doch!"

Hr. Kl.: „Wie viel soll ich Ihnen doch borgen, Herr Nachbar?"

Hr. F.: „Ach, lieber Herr Nachbar! ich werde wohl den Stoff sein lassen. Die Geschichte mit dem Mann ist doch sehr traurig. Leben Sie wohl, Herr Nachbar! Nehmen Sie mir nichts übel!"

Hr. Kl.: „Ei behüte! Wenn ich dienen kann, recht gerr Leben Sie wohl!" (Schlez.)

43. Sprichwörter und Dichtersprüche.

I.

1. Wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Güter.
2. Wer müßig geht in jungen Tagen, muß alt am Hungerseile nagen
3. Wer mit Füchsen zu thun hat, muß den Hühnerstall zuhalten.
4. Wer bauet an der Straßen,
   Der muß sich meistern lassen.

5. Was keine Sünde ist, ist keine Schande.
6. Was nicht vom Herzen kommt, geht nicht zu Herzen.
7. Wessen Harnisch von Spinnweben ist, darf das Maul nicht so voll nehmen.
8. Wem die Augen in der Jugend ausgestochen sind, sieht seiner Lebtage nichts mehr.
9. Wen der Teufel treibt, der muß wohl laufen.
10. Daß ihn viele gehen, macht den Weg nicht schön.
11. Es ist einem Hund leid, daß der andere in die Küche geht.
12. Einem Bettler ist es leid, wenn er den andern betteln sieht.
13. Es geht dich auch an, wenn des Nachbars Haus brennt.
14. Nie muß es dir ein Zweifel sein, ob du dem Angenehmen das Nützliche vorziehen sollst oder nicht.

II.

15. Sich allein leben, heißt gar nicht leben.
16. Gott erkennen ist der Freude Anfang;
Gott anbeten ist der Freude Fortgang;
Gott lieben ist der Freude völlige Reife.
17. Dem Mächtigen zürnen ist Thorheit.
18. Es geziemt dem Manne, auch willig das Beschwerliche zu thun.
19. In Worten nichts, in Werken viel
Bringt am geschwindesten zum Ziel.
20. Das Herze fröhlich, den Mut recht ehrlich,
Die Rede züchtig, die Thaten richtig,
Auf Gott vertrau'n und auf ihn bau'n:
Das sind die Waffen, die Nutzen schaffen.

44. Das Rhöngebirge.

Im höchsten Norden Unterfrankens erhebt sich das Rhöngebirge. Im Nordosten schließt es sich an den Thüringer Wald, im Südwesten an den Spessart an. Es zerfällt in mehrere Gruppen, welche unter sich nur lose zusammenhängen. Den Hauptteil bildet die lange oder hohe Rhön mit dem Kreuzberg; südöstlich von dieser finden wir die waldgebirgige Rhön, am höchsten aufsteigend im Dammersfeld, um dessen fette Grasalpen vordem sich die geistlichen Fürsten von Würzburg und Fulda weidlich herumstritten. Westlich von der langen Rhön ist die kuppenreiche Rhön, so genannt wegen der vielen, zum Teil sonderbar geformten Bergkuppen. Das Rhöngebirge zeichnet sich aus durch seine großen Basaltmassen, durch seinen Quellenreichtum, durch seinen üppigen

Graswuchs und durch seine prächtigen Buchenwälder. Von letzterem führte es ehedem auch den Namen Buchonia.

Eine Eigentümlichkeit der hohen Rhön sind deren Moore, besonders das rote und schwarze Moor, ersteres an 500, letzteres über 1000 Acker messend. Sie enthalten unerschöpfliche Torflager. Im trockenen Hochsommer sind sie ohne Gefahr zu betreten, und die umliegenden Ortschaften benutzen das Gras auf denselben gemeinschaftlich. Aber im Herbste und Frühjahre sind sie wässerig und ihre Decke ist so weich, daß Menschen und Tiere leicht einsinken. Sie sind deshalb bei den Gebirgsbewohnern verrufen. Diese knüpfen an die Erzählungen von wirklichen Unglücksfällen schauerliche Sagen von versunkenen Ortschaften und von den Moorjungfern, welche nächtlicher Weile ihren Spuk trieben und die unvorsichtig Nahenden auf Nimmerwiedersehen in die Tiefe zögen. Man vermutet, daß diese Moore Überlagerungen ehemaliger Krater seien, wie denn überhaupt die Rhön an Kratern ausgebrannter Vulkane außerordentlich reich ist.

Eine andere Merkwürdigkeit der Rhön ist der Frickenhäuser See am Ostrande des Gebirges, welchen man ebenfalls als Krater eines ehemaligen Feuerspeiers betrachtet. Dieser, mit einem Umfange von einer starken Viertelstunde, ist rund, kesselförmig, rings von steilen Wänden so eingeschlossen, daß er nicht zu umgehen ist. Nur gegen Westen öffnet sich eine Spalte. Er hat weder sichtbaren Zu- noch Abfluß, und doch ist sein Wasser frisch und klar. Er soll, besonders in der Mitte, von unergründlicher Tiefe sein, und man will mit 1000 Klafter den Grund noch nicht gefunden haben. Auch ist er, wie die Moore, verrufen. Er soll alles in seine Abgründe ziehen und dereinst das ganze Frankenland überfluten. (G. N. M.)

45. Der Mensch und der Wald.

Die Luft, welche über den weiten Waldstrecken steht, wird mehr abgekühlt, als die über baumlosen Gegenden. Durch die Abkühlung verdichten sich die Wasserdünste über den Wäldern und fallen in häufigen Regengüssen auf dieselben nieder. Der durch die Baumwurzeln aufgelockerte Boden nimmt das Regenwasser willig auf; die faulenden Blätter und Moose, welche häufig den Waldboden bedecken, halten die

Feuchtigkeit fest wie ein Schwamm; das dichte Laubdach der Bäume verhindert, dafs die Sonnenstrahlen die Erde austrocknen. Aus diesen Gründen ist der Waldboden beständig mit Wasser gesättigt. Dieses Wasser nährt manche Quellen in der Erde und verbreitet durch dieselben Fruchtbarkeit weit umher. Es kann uns deshalb nicht wundern, dafs da, wo man die Wälder ausrottet, die Länder ihrer Fruchtbarkeit beraubt werden. So bedeckten in alter Zeit herrliche Bäume die Berge Griechenlands, und das wohl bewässerte Land trug Früchte im Überflusse und ernährte eine zahlreiche Bevölkerung. Aber die Menschen zerstörten mutwillig selbst ihr Glück. Die Wälder wurden durch ihre Hand verwüstet, und mit den Wäldern verschwanden die segenspendenden Bäche. Nun lechzten die ausgedörrten Ebenen nach Wasser. Der Regen fiel in geringer Menge auf das Land, und wenn er auch kam, so wurde er vom Boden nicht mehr festgehalten und den verborgenen Quellenkammern zugeführt, sondern er schwemmte nach und nach das lockere Erdreich von den Abhängen der Berge herab und machte dadurch dieselben unfruchtbar. Wenn die warme Frühlingsluft die baumlosen Berge berührte, so wurde der Schnee nicht mehr allmählich unter dem kühlenden Schirme der Wälder aufgetaut und von dem schwammigen Waldboden aufgesogen. Plötzlich wurde er in Wasser verwandelt, und dieses stürzte mit rasender Eile auf die Ebene herab und brachte Verderben weit und breit. — Für die Thäler, welche sich an Hochgebirgen hinziehen, sind die Wälder auf den Anhöhen der Berge von grofser Wichtigkeit, weil sie dem Lawinensturze eine Wehr entgegenstellen. Darum lebt auch in solchen Gegenden die fromme Sage im Volke, dafs die Bäume bluten, wenn man mit der Axt einen Streich darauf führt, und dafs dem, der sie mutwillig beschädigt, die Hand aus dem Grabe wachse.

Auch unser Vaterland würde grofsen Schaden haben, wenn man alle die Wälder ausrottete, welche noch so viele seiner Anhöhen bedecken. Viele Bäche würden während der heifsen Jahreszeit versiegen, wenn der Schnee und der Frühlingsregen ihnen nicht in dem Dunkel der Wälder allmählich Nahrung zuführte. Bei der plötzlichen

Schneeschmelze würden von den kahlen Abhängen der Berge die Wasser so jählings in die Flüsse stürzen, daſs dieselben aus ihren Ufern treten müſsten. Schon jetzt werden die Überschwemmungen, welche fast jährlich die Ufer der Elbe, des Rheins und so vieler anderer Flüsse heimsuchen, von Sachverständigen der Verwüstung der Wälder zugeschrieben, welche früher an den Quellen dieser Flüsse Berge und Hügel bedeckten.

(Wetzels Leseb.)

46. Der Holzhacker.

1. Ein Bäuerlein fällte die knorrige Eich';
Er seufzte und murrte bei jeglichem Streich:
„Es ist doch ein Jammer, es ist ein Verdruß,
Wie unsereins immer sich peinigen muß;
Wie ist doch der Arme so elend daran!
Wär' ich doch ein reicher, vermöglicher Mann!"

2. Da kommet ein holder, schönlockiger Knab'
Im Silbergewande mit goldenem Stab;
Er redet gar freundlich das Bäuerlein an:
„Gott grüß dich, du armer, unglücklicher Mann!
Verlange, was immer dein Herz nur begehrt;
Es sei dir die Bitte zur Stunde gewährt."

3. Dem Bäuerlein wird es ganz schau'rlich und bang;
Je dennoch bedenkt sich mein Bäur'lein nicht lang.
Er ziehet gar höflich das Pelzkäpplein ab
Und spricht, sich verneigend: „O himmlischer Knab'!
Ich bitte — weil ihr doch selber so wollt —
Was ich nur berühre, das werde zu Gold.

4. Da lächelt gar seltsam der lockige Knab',
Berühret das Bäu'rlein mit goldenem Stab:
„Ich wollte, du hättest was Beſſres begehrt! —
Indessen sei dennoch die Bitte gewährt."
So spricht er, verschwindend im goldenen Duft,
Und himmlischer Wohlgeruch füllet die Luft.

5. „Gottlob!" ruft das Bäu'rlein, nun bin ich ja reich!"
Er prüfet die herrlichen Kräfte sogleich.
Kaum faßt er der Eiche gekrümmeten Ast,
So bricht er von goldener Eichelein Last.
Die Blättlein und Knöſplein ohn' Ende und Zahl,
Sie schimmern von lauterem Golde zumal.

6. O Wunder, o Freude! Jetzt geh' ich nachhaus!
Die Arbeit hier mache ein anderer aus.
Nun esse ich nichts mehr als Braten und Wurst
Und trinke Burgunder und Rheinwein für Durst.
Nur diesmal noch eſſ' ich vom Brot da genug
Und trinke die letzte aus irdenem Krug!"

7. Er langet sein irdenes Krüglein herbei.
Wie schwer ist's, wie schimmert's und funkelt's! Ei! ei!
Doch weh! auch das Wasser gerinnet zu Gold;
Kein Tröpflein dem goldenen Krüglein entrollt.
Er bricht von dem Brote und beißet, o Graus! —
Am goldenen Bröcklein die Zähne sich aus.

8. „O Schrecken, o Jammer! Was fang' ich jetzt an?
Was hab' ich aus Dummheit und Goldgier gethan!
Nichts hilft mir im Hunger die goldene Wurst,
Und Gold statt des Wassers stillt nimmer den Durst.
O, hätt' ich statt Goldes nur Wasser und Brot!
Ach, was mir mein Glück schien, das wird jetzt mein Tod!"

9. Vor Ängsten und Jammer mein Bäu'rlein erwacht;
Denn alles dies war nur ein Träumlein der Nacht.
„Gottlob!" spricht es, froh der verschwundenen Not,
„Ich habe statt Goldes mein tägliches Brot!
Gottlob, daß ich wieder bei ruhigem Sinn
Und nicht das verwünschte Goldkäferlein bin!

10. Gar gut ist's — so hat mich das Träumlein belehrt —
Daß Gott nicht gleich jeglichem jedes gewährt;
Gar mancher begehrte des Goldes wie Stroh
Und würde doch nimmer zufrieden und froh;
Ja, mancher fleht' manches mit thörichtem Mund
Und ginge an Leib und an Seele zugrund!"

(Christoph v. Schmid.)

47. Die Mainzer vor Rieneck.

Ein mainzischer Heerhaufen zog gen Rieneck aus, die stolze Feste zu brechen und den kecken Ritter samt seinen Leuten gefangen zu nehmen. Die Burg war hart bedroht; denn die Feinde kamen in überlegener Zahl; auch hatten sie guten Vorrat an Wehr und Waffen. Dazu hatten sich die in der Burg eines solchen Überfalles kaum versehen und keine Lebensmitteln auf eine lange Belagerung herbeigeschafft. Eine zeitlang verteidigten sie sich wacker und schlugen alle Angriffe der Mainzer mit Tapferkeit zurück; aber was half aller Heldenmut, wenn sich der Hunger ihren Feinden zugesellte! Denn bald waren alle Vorräte in der Burg aufgezehrt, und dann mußte man sich auf Gnade und Ungnade an den Feind ergeben. Das blieb auch denen vor dem Schlosse keineswegs verborgen, daher sie die Sache ruhig abzuwarten gedachten. In dieser Bedrängnis, wo guter Rat teuer war, kam die Schlauheit eines Knechtes zu Hilfe.

Es war nämlich noch eine lebendige Kuh und ein Schinken auf der Burg. Nun machte der Knecht den Vorschlag, den Schinken an einer Stange auf die Mauer zu stecken und die Kuh ebendaselbst spazieren zu lassen. Also geschah es, und dazu ward noch eine große Tafel aufgehängt, darauf zu lesen:

So wenig die Kuh den Schinken frißt,
So wenig Burg Rieneck euer ist.

Mit großem Erstaunen nahmen die Mainzer die Kuh und den Schinken wahr; denn solche fürtreffliche Dinge waren nicht einmal mehr bei ihnen vorrätig. Also zogen sie in aller Stille davon und nahmen den Spott des Rieneckers mit auf den Weg.

(Alex. Schöppners Sagenbuch der bayr. Lande.)

48. Das Salz als Nahrungsmittel.

Wir geben den Kindern ein Stückchen Zucker, um ihnen eine Freude zu bereiten; die Kinder und Völker im Innern Afrikas kann man aber nicht mehr erfreuen, als wenn man ihnen etwas Salz gibt. Mit demselben Wohlgefallen lassen sie das Salz auf der Zunge zergehen, wie wir ein Stück Zucker; aber das Salz verlangen sie nicht bloß des Wohlgefallens wegen, sondern ein notwendiges Bedürfnis heißt sie es fordern. Fast in allen Speisen genießen wir Salz und finden sie ohne dasselbe schmacklos, weil unser Blut Salz verlangt und der Geschmack sich in den meisten Fällen dem Naturbedürfnis anschließt. Auch die meisten Tiere lieben das Salz. Die Kühe und Rinder folgen willig dem Hirten, aus dessen Hand sie Salz zu lecken gewohnt sind; der wilde Bison in Amerika sucht die Salzlecken auf, und der Jäger Südafrikas lauert an den Salzquellen, an denen das Wild ihm eine sichere Beute wird. Beim Schafe darf Salz nie fehlen. Ohne Salz würde auch der Mensch elend zugrunde gehen, und im barbarischen Altertum galt es für eine der schrecklichsten Strafen der Verbrecher, wenn ihnen nur völlig salzlose Speisen und Getränke gereicht wurden.

So sehr nun aber auch die meisten Völker den Genuß des Salzes lieben, so gibt es doch auch einige, die weiter kein Salz genießen, als welches die Natur selbst mit den Nahrungsmitteln, mit Fleisch und Pflanzen, verbindet. Im südwestlichen Afrika bedienen sich die Einwohner des Salzes

niemals, und selbst Europäer, welche jene Gegenden bereisen, fühlen dort kein Bedürfnis darnach; denn die Natur bietet ihnen in den Nahrungsmitteln eine hinreichende Menge Salz dar, so daß dem Blut die ihm notwendige Menge dadurch zugeführt wird. Dieselbe Zurückweisung des Salzes finden wir in den eisigen Regionen des Nordens, in Sibirien, wieder. Die meisten Russen jener Gegenden essen das ganze Jahr hindurch ihre Speisen ohne Salz, obschon nicht der Mangel desselben sie zu dieser Entsagung nötigt; es fehlt ihnen das Bedürfnis darnach, weil es ihnen die Natur ebenfalls in den Nahrungsmitteln in hinreichendem Maße darbietet.

Die Speisen mit Salz zu würzen, ist eine mit wenigen Ausnahmen über den ganzen Erdboden verbreitete Sitte; sei es nun, daß sie mit Seewasser gekocht werden, wie es die wilden Insulaner thun, sei es, daß sie mit Stein- oder Kochsalz zubereitet werden. Dies wird uns um so weniger auffallen, wenn wir bedenken, daß Salz in unserm Blute sehr reichlich, in unsern meisten Nahrungsmitteln indessen nur sehr spärlich enthalten ist. Das Kochsalz ist notwendig, um das, was durch die Haut und die Nieren täglich ausgeschieden wird, wieder zu ersetzen und das richtige Verhältnis der Bestandteile des Blutes wieder herzustellen.

Das Kochsalz ist aber eben so leicht verdaulich, als nahrhaft. Vom Wasser wird es mit Leichtigkeit gelöst und den Geweben zugeführt, von denen Blut und Knorpel es vorzugsweise aufnehmen. Das Kochsalz fördert die Verdauung eiweißartiger Körper, und daß schwerlösliche Fette durch reichlichen Salzzusatz an Schwerverdaulichkeit verlieren, ist bekannt.

Um manche Speisen, namentlich Fleisch, längere Zeit aufzubewahren, pflegen wir dieselben reichlich zu salzen. Das Salz zieht nämlich aus den Speisen das die Fäulnis vorzugsweise begünstigende Wasser. Durch das Einsalzen verliert jedoch das Fleisch einen Teil der besten Nahrungsstoffe; denn das Salz zieht zugleich mit dem Wasser auch einen Teil des Eiweißes und des Fleischstoffes, sowie der Milchsäure aus dem Fleische, welche mit der Salzlacke nutzlos entfernt werden. Der Faserstoff des Fleisches wird indes durch Einwirkung des Salzes leichter löslich und deshalb auch leichter verdaulich.

Werfen wir auf die Gewinnung des Salzes einen kurzen Blick, so kann uns nicht entgehen, daß die Natur

dasselbe über die einzelnen Länder sehr verschieden verteilt hat; ja das Salz ist schon die Ursache zu blutigen Kriegen geworden. Es tritt in zwei verschiedenen Formen auf, entweder als festes Gestein im Steinsalz, oder in Wasser gelöst in Salzquellen und im Meerwasser. Das Steinsalz liegt in mächtigen Lagern in dem Schoße der Erde, und der Mensch fördert es, wie das Erz und die Steinkohle, zum Tageslicht. Die Salzquellen oder Solen, aus denen unser heimatliches Salz gewonnen wird, müssen eingedampft werden, bis sie so sehr verdichtet sind, daß das Salz krystallisiert. Solen, welche sofort, wie sie aus der Erde entspringen, siedwürdig sind, enthalten in 100 Pfund 55 bis 20 Pfund reines Kochsalz; sie werden auch zugleich in die Siedpfanne gebracht. Leichte Solen, welche weniger Salz enthalten, werden vorher erst in freier Luft verdampft oder gradiert. Man läßt die Sole über hoch auf einander gelegtes Dornreisig tropfen, so daß die durchstreichende Luft möglichst viel von der Feuchtigkeit, dem Wasser, verdunsten kann. Dieses wird so oft wiederholt, bis die Sole siedwürdig ist. In der Siedpfanne wird die Sole zu den einzelnen Salzkrystallen verdichtet, in denen das Kochsalz in den Handel und Gebrauch kommt.

Das Meerwasser enthält bedeutend weniger Salz als die Sole. In 100 Pfund Meerwasser sind ungefähr 2½ Pfund Salz enthalten. Das Wasser auf dem Meeresgrunde enthält jedoch mehr, weil das schwerere Salzwasser sich nach unten drängt. Das Meersalz wird in manchen Gegenden künstlich gewonnen, indem man an heißen Küstenstrichen das Wasser in flache Teiche, sogenannte Salzsümpfe oder Salzgärten, einleitet und dasselbe verdunsten läßt; an manchen Gestaden wirft das Meer selbst das Salz aus, und die Menschenhand braucht nur zuzugreifen.

49. Der Main.

Der Main, der beherrschende Strom des Frankenlandes, ist des Rheines bedeutendster Nebenfluß. Zwar kann er sich mit diesem schönsten aller deutschen, ja europäischen Ströme an Pracht und Belebtheit nicht messen; aber weit braucht er sich doch hinter ihn nicht zurücksetzen zu lassen. Seine Fluten durchwogen reiche Saatgefilde; an seinen Uferrändern erheben sich sonnige Weingelände; auf seinen Höhen thronen

Burgen, Klöster, Kirchen und die Trümmer früherer stolzer Bauwerke; ni seinen Gewässern spiegeln sich wohlhabende, prächtige Städte; auf seinem Rücken wiegen sich zahlreiche Flöße, Kähne und Schiffe; seinen Ufern entlang ziehen sich belebte Landstraßen, auf den meisten Strecken begleitet von den Eisenbahnschienen, auf denen das Dampfroß brausend einherzieht.

Auf dem Fichtelgebirge ist die Wiege dieses schönen Flusses; zwei Quellflüsse tragen den Namen Main und jeder von ihnen beansprucht die Ehre, die Hauptquelle zu sein.

Der weiße Main entspringt aus der Seelohe, einer sumpfigen Spalte zwischen den Gehängen des Ochsenkopfes und Schneeberges, während der rote Main mehr südwestlich an einer Einsenkung zwischen dem Fichtelgebirge und dem Frankenjura seinen Ursprung hat, ruhig dahinfließt und sich unterhalb Kulmbach mit seinem rascher wandernden Namensbruder vereinigt.

Eigentümlich, und dem keines anderen deutschen Flusses gleich, ist der Lauf des Mains. In großen, zweimal tief nach Süden ausbiegenden Krümmen wogt er ruhig dem Rheine zu.

Der bedeutendste Zufluß des Mains ist die unterhalb der alten Bischofsstadt Bamberg einmündende Regnitz, aus welcher ein Kanal durch die Altmühl in die Donau führt.

Durch die reichen Gauen um Schweinfurt und Ochsenfurt strömt der Fluß der turmreichen Frankenstadt Würzburg zu, deren Citadelle Marienberg schon von ferne uns freundlichen Gruß zuwinkt, windet sich dann, nachdem er rechts die fränkische Saale, links die Tauber aufgenommen, durch die sich dicht an einander schiebenden Höhen des Odenwaldes und Spessarts, um dann an Aschaffenburg vorbei die bayerische Grenze zu überschreiten. Bei dem durch seine Fabriken bekannten Hanau nimmt er noch die Kinzig auf und wallt, begleitet von den Höhen des Taunus, an Frankfurt, der alten Wahl- und Krönungsstadt deutscher Kaiser, vorbei, Mainz zu, wo er, 233 m (800') breit, sich in den Rhein ergießt. (G. n. M.)

50. Der Segen des Obstbaues.

Obst ist ein gesundes und gesuchtes Nahrungsmittel, das gerade von den Kindern am meisten begehrt wird. Was ist aber auch erfrischender als ein Teller Kirschen, Pflaumen oder Birnen im heißen Sommer? Auch im Winter

bereitet die Mutter ihren Kleinen die größte Freude, wenn sie ihnen einen Schurz voll Äpfel aus dem Keller bringt. Wie glänzen ihnen erst die Augen vor Vergnügen, wenn der Christbaum voll Nüsse und gelber und gestreifter Äpfel und Birnen hängt! Und stellt die Mutter eine Schüssel mit getrockneten Zwetschgen oder Äpfel- und Birnschnitzen vor, jedes im Hause greift gerne zu.

Drum weil das Obst eine so beliebte Gottesgabe ist, so werden Obstbäume und Obstgärten in manchen Gegenden unseres Vaterlandes mit vielem Fleiße gepflegt, besonders in Franken, Schwaben und den Rheinlanden. Ganze Schiffsladungen mit Obst gehen von Heidelberg und vom Rheingau nach London, von Stettin nach Rußland. Von getrockneten Zwetschgen werden tausende von Zentnern verschickt; die Obsterträgnisse mancher Gemeinden gehen ins Unglaubliche. Dabei bereiten sie viel Obstwein, ein kühlendes und gesundes Getränke, das in manchen Gegenden mehr als das Bier geschätzt wird, und mit Obstmus sieht sich wo möglich jede Hausmutter vor, um ihren Kleinen im Winter eine Leckerei aufs Brot zu streichen.

Nun, Obst möchtet ihr auch genug zu essen haben, nicht wahr? Gut. Jetzt zehrt ihr von den Bäumen, die euere Väter und Großväter gepflanzt haben; nun ist es aber an euch, Bäume zu ziehen, und das geht sehr leicht. Statt euere Obstkerne wegzuwerfen, sammelt sie, Äpfel und Birnen gesondert, und legt sie in die seichten Furchen eines Gartenbeetes, indem ihr sie leicht mit Erde bedeckt. Nächstes Jahr habt ihr wilde Bäumchen genug. Wie sie dann auf andere Beete versetzt und später veredelt werden, könnte ich euch zwar sagen; da aber die Anweisung zu weitläufig würde, so laßt es euch lieber von einem Sachverständigen zeigen und erklären; ihr werdet es auch leichter begreifen und an der Baumzucht gewiß viele Freude finden.

(Nach Lucas.)

An jedem Raum
Pflanz einen Baum
Und pflege sein;
Er bringt dir's ein.

51. Die Einkehr.

1. Bei einem Wirte, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

2. Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost, mit frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

3. Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

4. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

5. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt er die Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel! (Ludw. Uhland.)

52. Der gute Knecht.

Der Gutsbesitzer Vormann hatte einen braven Knecht, und dafs er brav war, erfuhr er zuerst durch eine kleine Thatsache, an die sich später viele andere anreihten.

Der Knecht hatte nichts davon gewufst, dafs ein Auge ihn sah, als er sich brav benahm, und das sind die besten Thaten, die so geschehen; sie werden nur selten äufserlich belohnt; aber sie haben doch einen guten Zahlmeister, der immer bare Münze hat, und das ist der geheime Kabinetsrat im Herzen, und wer den bei sich richtig angestellt weifs, dem kann es einerlei sein, wie er selbst und wie andere in der Welt betitelt werden.

Es war ein heifser Mittag, als der Knecht Konrad mit seinen Pferden vom Ackern heimgekommen war. Die beiden Pferde wurden gefüttert und abgeschirrt; denn jeder, wer es wissen will, weifs, dafs auch ein Tier nicht zur rechten Ruhe kommt, so lange es das Geschirr auf dem Leibe hat; aber manche wollen es nicht wissen, um sich die Mühe des Ab- und Aufschirrens zu ersparen. Das that aber Vormanns Konrad nicht, und es kann wohl sein, dafs ihm selber darum auch das Essen drin am Gesindetisch um so besser schmeckte.

Der Streit ist noch unentschieden, welche Pfeife am besten schmeckt, ob die nach der Morgensuppe, die nach dem Mittagessen oder die am Feierabend. Unser Konrad liebte sie alle gleich, und er gehörte noch nicht zu den Zigarrenrauchern; er liefs sich's nicht verdriefsen, seine Pfeife zu reinigen und darauf acht zu geben, damit er Genufs davon habe, während man die Zigarren nur anzündet, raucht und dann den Rest wegwirft.

Es war ein eigenes Behagen, mit dem sich Konrad nach dem Mittagessen auf den Stein an der Stallthüre setzte, mit einem gesunden Strohhalme seinem Pfeifenrohre Luft machte, den Wassersack ebenfalls säuberte, während er einstweilen den runden Pfeifenkopf auf das Sims des kleinen Stallfensterchens gelegt hatte. Als er jetzt nach dem Pfeifenkopf griff, rollte er hinunter und ganz unversehrt hinein in den Stall auf einen Strohbüschel. Schon wollte Konrad herabsteigen und durch die Thüre in den Stall gehen, um den Pfeifenkopf zu holen; aber plötzlich hielt er wieder inne; er sah, dafs die Pferde sich niedergelegt hatten, und er wufste, dafs sie alsbald aus der ihnen so nötigen Ruhe aufspringen würden, wenn er in den Stall träte; er setzte sich daher wieder ruhig nieder und hielt das Rohr mit dem Wassersack rauchlos im Munde.

Der Landwirt Vormann, der das alles aus seinem Fenster mit angesehen hatte, trat jetzt auf Konrad zu und fragte ihn: „Warum rauchst du nicht? Hast du deine Pfeife zerbrochen?“

„Nein, sie ist nur da hinabgerutscht; aber ich will die Gäule nicht aufwecken, will lieber warten, bis es wieder ins Feld geht.“

„Du bist ein braver Knecht,“ sagte Vormann und reichte ihm die eigene silberbeschlagene Pfeife aus dem Munde. „Da nimm, und behalt das zum Dank dafür! Es wird dir gut gehen. Denn wer die Lebensstunde eines Tieres schont, der ist auch rechtschaffen gegen Menschen. Wir bleiben hoffentlich lebenslang bei einander.“

Und so geschah es auch. (Berth. Auerbach.)

53. Er muß den weißen Spatz sehen.

Es war ein Bauer, bei dem ging's den Krebsgang von Jahr zu Jahr mehr. Sein Vieh fiel Stück für Stück; seine Äcker trugen nicht die Hälfte von dem ein, was sie tragen mußten, und die Ellenbogen fingen bereits an durch das Wams zu sehen, während der Steuerpfänder und der Pfandverkäufer fast wöchentlich zum Fenster hineinsah und höflich grüßend zu ihm sprach: „Es thut mir leid, Herr Rückwärts, Euch inkommodieren zu müssen; aber ich muß

meine Schuldigkeit thun." Ihre Schuldigkeit mit Bitten und Raten und Helfen hatten auch bereits die Hausfreunde gethan; aber einer nach dem andern war mit der Erklärung daheim geblieben: Dem Rückwärts ist nicht mehr zu helfen. Da war aber einer, der hatte das Herz auf dem rechten Flecke; denn er hatte, wie es der Psalm heißt, ein „neues Herz", und das ist bekanntlich nicht nur ein frommes, sondern auch ein kluges. Wie der mit dem Rückwärts einmal hinter dem Glase saß, so brachte er wie durch Zufall die Rede auf die Spatzen, erzählte von diesem Gevögel dies und das, wie gar erstaunlich sie sich mehrten, wie sie schlau und gefräßig wären, und der Rückwärts nickte dazu und meinte, seine Weizenäcker trügen seit lange nicht mehr so gut; zweifelsohne wär' der Spatzenfraß dran Schuld. Der Hausfreund ließ es dahingestellt und fuhr fort: „Aber Nachbar, habt Ihr denn schon einen weißen Spatzen gesehen?"

„Nein," gab der Rückwärts zur Antwort, „die hier herumfliegen sind alle grau."

„Glaub's wohl," sagte darauf der Nachbar, „mit dem weißen Spatzen hat es sein eigen Bewenden. Alle Jahre kommt nur einer zur Welt, und weil er gar absonderlich ist, so beißen ihn die andern, und er muß sein Futter suchen am frühen Morgen und dann wieder zu Neste gehen."

„Das wäre!" sagte der Rückwärts, „den muß ich sehen, und gelingt's, so fang ich ihn auch."

Am nächsten Morgen in aller Frühe war der Bauer auf den Beinen und ging um seinen Hof herum, auch ein Stücklein ins Feld hinaus, ob der weiße Spatz nicht bald vom Neste käme. Aber der wollte nicht kommen, und das verdroß den Bauern, aber noch mehr, daß sein Gesinde nicht aus dem Neste wollte, und die Sonne stand schon hoch. Dazu schrie das Vieh in den Ställen vor Hunger, und es war niemand da, der ihm Futter gab.

Indem sieht er einen Knecht aus dem Hofe kommen; der trägt einen Sack auf der Schulter und will schnell zum Hofthor hinaus; dem eilt er nach und nimmt ihm die Last ab; denn in die Mühle sollte sie nicht, sondern ins Wirtshaus, wo der Knecht stark auf der Kreide stand.

Nach dem weißen Spatzen sehend, schaut der Bauer in den Kuhstall hinein, wo eben die Milchmagd einer Nachbarin durchs Fenster die Milch zum Morgenkaffee reicht, und die Milch war nicht mit des Herrn Maß gemessen. „Eine saubere

Wirtschaft das!" denkt der Bauer und weckt scheltend sein Weib und erklärt, das lange Schlafen müsse ein Ende haben, oder er wolle nicht Rückwärts heißen. Und bei sich selber denkt er: Stehe ich frühe auf wie heute, so muß auch das Packvolk auf dem Hofe heraus, und dabei sehe ich am Ende doch den weißen Spatzen, und will's das Glück, so fange ich ihn auch.

Wie aber der Bauer das etliche Wochen so getrieben hatte, da sah er nicht mehr nach dem weißen Spatzen, sondern dachte allein an seinen Vorsatz, und aus dem Rückwärts ward bald ein Vorwärts. Und als der Nachbar wiederkam und ihn fragte: „Wie steht's, Gevatter, habt Ihr den weißen Spatzen gesehen?" da lächelte der Bauer und drückte dem Freunde die Hand und sagte: „Gott lohn's Euch!"

(O. Glaubrecht [Rudolf Oeser].)

54. Schwert und Pflug.

1. Einst war ein Graf, so geht die Mär,
Der fühlte, daß er sterbe;
Die beiden Söhne rief er her,
Zu teilen Hab' und Erbe.

2. Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief da der alte Degen;
Das brachten ihm die Söhne wert;
Da gab er seinen Segen:

3. Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß,
Du sollst das Schwert behalten,
Die Berge mit dem stolzen Schloß
Und aller Ehren walten.

4. Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir sei der Pflug gegeben;
Im Thal, wo stille Hütten sind,
Da magst du friedlich leben. —

5. So starb der lebensmüde Greis,
Als er sein Gut vergeben;
Die Söhne hielten das Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben.

6. Doch sprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Thal
Was aus dem schwachen Pflüger?

7. O fragt nicht nach der Sage Ziel;
Euch künden rings die Gauen:
Der Berg ist wüst; das Schloß zerfiel;
Das Schwert ist längst zerhauen.

8. Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenschimmer;
Da wächst und reift es weit und breit;
Man ehrt den Pflug noch immer.

(Wolfg. Müller.)

55. Der Schwarzwald und seine Bewohner.

Begrenzt im Süden vom Rheine und im Norden von der Ebene zwischen der Enz und dem Neckar, zieht sich der Schwarzwald in einer Länge von etwa 18 Meilen und einer

Breite von 8 bis 4 Meilen von Süden nach Norden. Auf der Abendseite gießen sich seine Flüsse (Kinzig, Murg und der Neckar mit der Enz ꝛc.) in den Rhein, auf der Südostseite in die Donau, die hierselbst ihren Ursprung nimmt. In der gesegneten Rheinebene liegen die Städte Freiburg, Offenburg, Rastatt, Durlach, Karlsruhe, Bruchsal an seinem Fuße. Seine größte Höhe erreicht das Gebirge östlich von Freiburg, da wo der bekannte Paß, die Hölle, sich befindet. Unter den höchsten Spitzen sind der Feldberg und der Katzenkopf, über dessen Spitze die Grenze von Baden und Württemberg läuft, die bedeutendsten. Der ganze Schwarzwald ist Urgebirge, sein Gerippe Granit. Die höheren Punkte sind mit Sandstein bedeckt und ringsum von Flözgebirgen umgeben. Porphyr und Thonschiefer finden sich auf mehreren Höhen; auch bietet er Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Kobalt und Mineralwasser. Groß ist der Reichtum an Waldungen. Der Fruchtbau ist dagegen mühsam und beschränkt sich auf Roggen, Hafer und Kartoffeln. Wichtiger als der Landbau ist die Viehzucht. Auf dem eigentlichen Gebirge finden sich wenige größere Gemeinden in Städtchen und Dörfern; man trifft meistens nur zerstreute Höfe und Häuschen von eigentümlicher Bauart. Die Wohnungen liegen in den wildschönen Thälern umher, von Holz erbaut und mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Die Stuben zu ebener Erde sind schwarz getäfelt, mit vielen Fenstern versehen, ohne darum viel Licht zu haben wegen der weit hervorspringenden Dächer. Zu den Schlafgemächern führen Gänge von außen. Unter diesen Gängen draußen am Hause liegt der Holzvorrat. Keine Hütte ist ohne plätschernden Brunnen, und nicht selten steht eine kleine Kapelle daneben mit einem Glöckchen zum Morgen- und Abendgebete.

Vor allem aber birgt der Schwarzwald ein kräftiges, gesundes, wackeres Volk von Hirten, Holzhauern, Flößern, Ackerbauern, das alte Sitte, alte Kühnheit erhalten hat. Riesenhohe Tannen und Fichten flößt der Schwarzwälder auf seinen Gebirgsbächen hinunter zum Neckar und Rhein, auf dem sie in große Flöße verbunden werden, so groß, daß oft vierzig Menschen auf denselben sind, um sie mit Rudern und Stangen zu regieren. Mit dem breitkrempigen Hute, der roten Weste und den weißen Hemdärmeln stehen diese kräftigen Gebirgssöhne in langer Reihe auf dem schwimmenden Walde und lassen ihn im taktmäßigen Ruder-

schlage nach den Niederlanden hinabgleiten, bestimmt, reichen Städten eine feste Unterlage, schwellenden Segeln eine Stütze zu gewähren. Für Holz tauscht der Schwarzwälder das Brotkorn ein, das ihm sein Boden auf den Bergeshöhen verweigert. Seine Holzschnitzereien, Uhren, Strohhüte u. s. w. sind durch ganz Deutschland bekannt. Man findet überdies im Schwarzwalde Hammerschläge, Glashütten, Pech- und Teersiedereien, besonders aber viele Sägmühlen. (Barthold.)

56. Friedrich I., genannt Barbarossa, und Heinrich der Löwe. (1152—1190.)

1. In der Mitte des schwäbischen Landes, fast gleich weit vom Rhein, vom Lech und vom Bodensee entfernt, erhebt sich der hohe Staufen, ein kegelförmiger Berg. Hier stand einst die Stammburg eines berühmten deutschen Kaiserhauses, das den Namen „die Hohenstaufen" führt. Jetzt sind die Trümmer der alten Heldenburg mit Gras und Disteln überwachsen. Im Bauernkriege (1525) wurde von der Burg verbrannt, was verbrennlich war. Nach und nach sind auch die Ringmauern, die festen Türme und Thore niedergerissen worden und verfallen.

Kaiser Konrad III. war der erste aus dem Hause der Hohenstaufen, der die Kaiserkrone trug. — Nach seinem Tode wählten die deutschen Fürsten einstimmig unter lautem Zurufe des Volkes den Herzog Friedrich von Schwaben aus demselben Geschlechte. Fünf Tage nach der Wahl krönte ihn der Erzbischof von Köln zu Aachen.

Friedrich stand im einunddreißigsten Jahre, als er den Thron bestieg (1152). Er war von mittlerer Größe und wohlgebaut, sein Haar blond, kurz abgeschnitten und nur auf der Stirn gekräuselt, seine Haut weiß, seine Wangen rot und sein Bart rötlich, weshalb die Italiener ihn Barbarossa nannten. Er hatte schöne Zähne, feine Lippen, blaue Augen, einen heiteren, aber durchdringenden und der inneren Kraft sich gleichsam bewußten Blick. Sein Gang war fest, die Stimme rein, der Anstand männlich und würdevoll, die Kleidung weder gesucht noch nachlässig. Keinem stand er auf der Jagd und in Leibesübungen nach, keinem an Heiterkeit bei Festen; nie aber durfte der Aufwand in übermäßige Pracht, nie die gesellige Lust in Völlerei ausarten. Seine Kenntnisse konnten in jener Zeit nicht umfassend sein; doch

verstand er lateinisch und las gern und fleißig die römischen Schriftsteller. Ungeachtet großen Feldherrntalents sah er im Kriege immer nur ein Mittel für den höheren Zweck, den Frieden. Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinen; doch verlor er weder in der Freude noch im



Schmerze jemals Würde und Haltung. Selten betrog ihn sein Urteil, fast nie sein Gedächtnis. Gern hörte er Rat; die Entscheidung aber kam, wie es dem Herrscher gebührt, stets von ihm selbst. Rücksichtlos die Gesetze vollziehen, hielt er für die erste Pflicht des Fürsten, ihnen unbedingt zu gehorchen, für die erste des Unterthanen. Überall unternahm er nur das, was nach seiner Überzeugung dem Recht und

den Gesetzen gemäß war; gern blickte er auf große Vorbilder früherer Zeiten mit der Begeisterung, welche selbst ein Zeichen der Tüchtigkeit ist. Namentlich hatte er sich Karl den Großen zum Muster genommen.

Das Hauptstreben seiner Regierung ging dahin, das unter seinen Vorgängern gesunkene kaiserliche Ansehen wieder herzustellen, namentlich auch in Italien, wo der Papst und die lombardischen Städte seit den Zeiten Heinrichs IV. dem Kaiser weigerten, was ihm gehörte. Er unternahm deshalb fünf Feldzüge nach jenem Lande; auf dem fünften aber verweigerte sein mächtiger Vetter, Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern und Sachsen, ihm den ferneren Beistand, und obwohl Friedrich die Kniee des stolzen Herzogs flehend umfaßte, zog dieser dennoch mit seinen Truppen ab. Die Folge davon war, daß der Kaiser bei Legnano [1]) im Jahre 1176 von den lombardischen Städten völlig geschlagen wurde und ihnen bedeutende Rechte einräumen mußte.

2. Heinrich der Löwe war unzweifelhaft nächst dem Kaiser der größte Fürst seiner Zeit. Er hatte einen festen, durch ritterliche Übungen aller Art gekräftigten Körper, ein offenes Gesicht, große schwarze Augen, dunkles Haar und einen starken, schwarzen Bart. Er war ein Feind aller Trägheit und Üppigkeit, tapfer, streng, ausdauernd, überhaupt in vieler Beziehung seinem Vetter, dem Kaiser, ähnlich. Doch überleuchtete im ganzen das blonde Geschlecht der Hohenstaufen das braune der Welfen (so hieß die Familie Heinrichs nach seinem Urgroßvater Welf), und bei aller Trefflichkeit ist keiner aus diesem Hause dem rotbärtigen Friedrich an Heldensinn und Kriegsmut gleichzustellen.

Heinrich suchte sich im Norden von Deutschland in unablässigem Kampfe mit Friesen und Slawen ein großes und unabhängiges Reich zu gründen. Er grollte daher dem Kaiser, der ihm in Italien nutzlos deutsches Blut zu vergeuden schien, und schon während eines früheren Römerzuges desselben hatte er, nur um ihn nicht Beistand leisten zu müssen, einen Kreuzzug unternommen. Von diesem zurückgekehrt, ließ er auf dem Markte zu Braunschweig einen steinernen Löwen als Sinnbild seiner Macht errichten. Als er nun aber mit dem Kaiser offen gebrochen und der Bruch die Niederlage bei Legnano verursacht hatte, erfolgte bald

---

1) spr. lenjáno.

sein Sturz. Aus Italien heimgekehrt, zog Friedrich ihn vor das Reichsgericht und erklärte ihn, da er auf dreimalige Ladung nicht erschien in die Acht. Alle alten Feinde Heinrichs, alle, die durch seinen Fall zu gewinnen hofften, brachen auf gegen den letzten Welfen, dem nur Sachsen treu blieb. Seines Namens würdig, schlug der Löwe grimmig um sich her und tilgte zum Teil den Schandfleck des Verrates durch den Ruhm ungemeiner Tapferkeit. Bis ins dritte Jahr blieb er unbesiegt, obwohl Friedrich selbst gegen ihn ausgezogen war. Den Landgrafen von Thüringen nahm er sogar gefangen. Als aber der Kaiser einen neuen großen Zug gegen ihn aufbrachte, ward der Herzog in Stade eingeschlossen. Niemand blieb ihm treu als die Stadt Lübeck, die sich dem Kaiser nicht eher ergab, als bis sie sich von dem Löwen, dem sie die schönsten Freiheiten verdankte, die Erlaubnis eingeholt hatte.

Da Heinrich nunmehr alles verloren sah, ließ er durch den freigelassenen Landgrafen Ludwig von Thüringen um Frieden bitten und fügte sich in die Gewalt des Kaisers, um von dessen Großmut wenigstens seine Erblande zurückzuerhalten. Zu Erfurt bat er ihn fußfällig um Gnade. Da regte sich die alte Milde wieder in des Kaisers Herzen; er hob den gedemütigten Heinrich gütig auf und schloß ihn weinend in seine Arme, alter Zeit der Freundschaft und der Wafferbrüderschaft eingedenk. Doch bestand er unerbittlich auf Zertrümmerung der Welfenmacht, und weil er die Gefahr großer Herzogtümer eingesehen, beschloß er, Bayern und Sachsen zu zerstückeln, wie schon früher Franken und Lothringen zerstückelt worden. Heinrich behielt nur Braunschweig und Lüneburg. Um die Befestigung dieses neuen Zustandes zu sichern, mußte Heinrich der Löwe drei Jahre das Land meiden.

3. Im hohen Alter unternahm der Kaiser, da Jerusalem durch Saladin wiedererobert worden war, noch einen Kreuzzug. Siegreich durchzog er Kleinasien; aber er erreichte nicht das heilige Land. Als er am Kalykadnos oder Seleph, einem Flusse im südöstlichen Kleinasien, angekommen war, führte sein Sohn den Vortrab. Das Gepäck folgte; er selbst befand sich beim Hintertreffen. Weil aber die Brücke über den Strom nur schmal war, so ging der Zug sehr langsam vorwärts. Deshalb beschloß der Kaiser, der schnell zu seinem Sohne zu kommen wünschte, den Fluß zu durch-

schwimmen. Zwar warnten ihn die Seinen, er möge sich nicht dem ihm unbekannten Wasser anvertrauen; allein furchtlos, wie immer, sprengte er mit dem Pferde in den Strom. Der Greis hatte aber nicht mehr so viel jugendliche Kraft, als jugendlichen Mut; die Wellen ergriffen ihn gewaltig und rissen ihn fort, und als man endlich zu Hilfe kam und ihn aufs Land brachte, war er bereits entseelt. Das war am 10. Juni 1190. Die Bestürzung, der Jammer, die Verzweiflung überstieg jedes Maß: der Kaiser, der Feldherr, der Vater sei verloren, nun könne ihnen kein Glück mehr aufblühen. (Leseb. v. Keck :c.)

57. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.

Daselbst erhob sich große Not;
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.

Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand;

Des Rößlein war so krank und schwach:
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.

So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher;

Die huben an auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,

Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.

Da wallt dem Deutschen auch sein Blut;
Er trifft des Türken Pferd so gut;
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.

Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht;

Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,

Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken.

Zur rechten sieht man, wie zur linken
Einen halben Türken hinuntersinken.

Da packt die andern kalter Graus;
Sie fliehen in alle Welt hinaus,

Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten. —

Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war;

Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.

Von denen hat's der Kaiser vernommen;
Der ließ den Schwaben vor sich kommen.

Er sprach: „Sag an, mein Ritter wert!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"

Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang;

Sie sind bekannt im ganzen Reiche;
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

(L. Uhland.)

58. Konradin, der letzte Hohenstaufe.

Unter dem Sohne Friedrichs II., Konrad IV., und dessen Gegenkaisern wütete der Kampf zwischen den Hohenstaufen und Welfen noch eine zeitlang fort. Da waren endlich alle Hohenstaufen gestorben, bis auf den jungen Konradin, einen Enkel Friedrichs, der still auf seinen wenigen Stammgütern in Schwaben aufgewachsen war. Seine schönen Länder in Italien hatte aber ein französischer Herzog geraubt. Diese wieder zurückzufordern, brach Konradin, erst 16 Jahre alt, mit seinem Jugendfreunde Friedrich von Baden und 3000 Reitern 1267 nach Italien auf, wo ihn alle Ghibellinen[1]) jubelnd empfingen. Bald entbrannte die Schlacht, und die Deutschen erfreuten sich, jedoch nur kurze Zeit, des Siegs; denn als sie sich im feindlichen Lager schon der Plünderung überließen, stürzte noch ein französischer Ritter aus einem Hinterhalte

1) Ghibellinen nannte man in Italien die Anhänger der Hohenstaufen, später überhaupt die Kaiserlichgesinnten. Ihre Gegner waren die Guelfen (= Welfen), d. h. die Anhänger der Päpste.

auf sie, daß sie zur Flucht aus einander stoben. Konradin hatte sich mit einem Freunde in einen Fischerkahn geworfen und wurde glücklich nach Astūra gebracht; da ward er aber an dem Ringe erkannt, womit er den Schiffer bezahlte, und so gefangen gesetzt. Sämtliche Richter, bis auf einen, sprachen die beiden Jünglinge von Schuld und Strafe frei; nur dieser eine war niederträchtig genug, ihre Hinrichtung zu beantragen. Und sie wurde zum Entsetzen des versammelten Volkes vollzogen. Am Schachbrette sitzend, hörten beide ruhig ihre Todesurteile, und indem Konradin noch ausrief: „O Mutter! Mutter! welch Herzeleid bereite ich dir!“ legte er sein Haupt unter das Beil des Henkers. So verblutete der letzte Sprosse des größten deutschen Herrschergeschlechtes auf offenem Markte in Neapel 1268.

59. Sprichwörter und Dichtersprüche.

1. Sprich, was wahr ist; trink, was klar ist; iß, was gar ist.
2. Was Hände bauten, können Hände stürzen.
3. Was Häuschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.
4. Was Gott spart in die Länge,
   Das strafet er mit Strenge.
5. Das pflegt's mit sich zu bringen,
   Daß man des Schenkers Lied muß singen.
6. Manche entschuldigen sich damit, daß auch andere entschuldigt seien.
7. Womit einer sündigt, damit wird er gestraft.
8. Der Bettelsack sagt nie: „Ich habe genug!“
9. Willst du, daß wir mit hinein in das Haus dich bauen, laß es dir gefallen, Stein, daß wir dich behauen.
10. Wem nicht zu raten, dem ist auch nicht zu helfen.
11. Die Hoffart meint, Stühle und Bänke sollen vor ihr aufstehen.
12. Man kann den Menschen nicht verwehren, zu denken, was sie wollen.
13. Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn.

60. Der Rhein.

Der Stolz der Deutschen ist seit urdenklichen Zeiten der Vater Rhein. Noch immer ist er ein Gegenstand inniger Verehrung, der besonders den Rheinländer mit hoher Begeisterung erfüllt. Tausende von Liedern erschallen zu seinem Ruhme, und aus allen Landen strömen Reisende herbei, um ihn zu sehen, an den reizenden Ufern zu wallen, oder

auf dem Verdeck der Dampfer seine Schönheiten auf sich einwirken zu lassen.

Auf dem St. Gotthard in der Schweiz entsprungen und von hunderten der Gletscher und Alpenseen genährt durchströmt er den Bodensee, bildet bei Schaffhausen den weltberühmten Wasserfall, indem er sich von einem haushohen Felsen herabstürzt, öffnet sich dann ein weites Thal bis Mainz, durchbricht die felsigen Gebirge in Rheinpreußen und tritt endlich ruhig in die Niederlande ein, nachdem er sich bei Mannheim durch den Neckar, bei Mainz durch den Main und bei Koblenz durch die Mosel verstärkt hat. Unterhalb Bingen zieht sich ein niederes Felsenriff quer durch den Rhein, das aber auf der rechten Seite so tief ausgebrochen wurde, daß die Schiffe ohne Gefahr durchfahren können. Das ist das ehemals berüchtigte Binger Loch. Dicht dabei steht noch an seichter Stelle der verwitterte Maus- oder richtiger Mautturm; denn er ist nicht etwa deshalb so genannt, weil hier Hatto, wie die Sage erzählt, von den Mäusen gefressen wurde, sondern weil die Schiffsleute da Zoll oder Maut entrichten mußten. Bei Straßburg standen in früherer Zeit sogar zwei solche Türme im Rhein.

Gefährlich war auch der Lorelei-Felsen, eine wilde Felsenklause bei Oberwesel, an der manches Fahrzeug gescheitert sein mochte.

Ein sinniges Märchen schob die Schuld davon auf den Zauber einer Fee, der Lorelei, welche hoch oben auf dem Felsenkamme sitzend, durch lieblichen Gesang die Aufmerksamkeit der Schiffsleute von der gefährlichen Stelle ablenke. Die Klause ist auch noch dadurch beachtenswert, daß sie ein 15- bis 17faches Echo gibt, das schönste in Deutschland. Neben diesen Merkwürdigkeiten wird das Auge durch die vielen Burgruinen und wirklichen Burgen gefesselt, welche hoch über dem Rhein ihre stolzen Häupter erheben. Der hörnerne Siegfried, Roland und andere Helden hausten einst hier und werden noch in vielen Liedern besungen. Die vielen freundlichen, oder geschichtlich merkwürdigen Städte, womit die Ufer besäet sind, die gewaltigen Dome zu Straßburg, Speier, Worms und Köln, die stärksten Festungen Deutschlands: Mainz, Koblenz mit Ehrenbreitstein und Köln, ferner die grünen Rebenhügeln, welche die feurigen Rheinweine liefern, große Obstwaldungen im Rheingau, dann die auf- und abfliegenden Dampfschiffe, wie der lebhafteste Handel,

vollenden das Bild des schönsten und wichtigsten deutschen Flusses. Wo ist der Strom, der seine Bahn so durch lauter fruchtbare, von freien und gebildeten Menschen bewohnte Landschaften führt? Haben andere Flüsse weit größere Wasserfälle und Breite, so hat dafür der Rhein klare Fluten, fruchtbare und belebte Ufer. (Mendelssohn.)

61. Johanna Sebus.

1. Der Damm zerreißt; das Feld erbraust;
Die Fluten spülen; die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut;
Noch reicht sie nicht hoch; ich wate gut."
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind.
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! . . . Du gehst davon!" —
Sie trägt die Mutter durchs Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! Harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück; uns allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!"

2. Der Damm zerschmilzt; das Feld erbraust;
Die Fluten wühlen; die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sichres Land,
Schön Suschen, gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin? Wohin? Die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll.
Verwegen ins Tiefe willst du hinein!"
„Sie sollen und müssen gerettet sein!"

3. Der Damm verschwindet; die Welle braust;
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg;
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

4. Der Damm verschwand; ein Meer erbraust's;
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein';
So sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch stark und gut —
Wer rettet das junge, das edelste Blut?
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmt zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.

5. Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Turm den Ort;
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt; das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt.

(Joh. Wolfg. v. Goethe.)

62. Rheinsage.

1. Am Rhein, am grünen Rheine,
Da ist so mild die Nacht;
Die Rebenhügel liegen
In goldner Mondespracht.

2. Und an den Hügeln wandelt
Ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel,
Die Krone von Golde schwer.

3. Das ist der Karl, der Kaiser,
Der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren
Geherrscht im deutschen Land.

4. Er ist heraufgestiegen
Zu Aachen aus der Gruft
Und segnet seine Reben
Und atmet Traubenduft.

5. Bei Rüdesheim, da funkelt
Der Mond ins Wasser hinein
Und baut eine goldene Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

6. Der Kaiser geht hinüber
Und schreitet langsam fort
Und segnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

7. Dann kehrt er heim nach Aachen
Und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Trauben Duft.

8. Wir aber füllen die Römer
Und trinken im goldenen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldenkraft.

(Em. Geibel.)

63. Von den Getränken.

Das beste und einfachste aller Getränke ist das Quellwasser. Das Regenwasser kann zwar auch getrunken werden, ist aber bei weitem nicht so erfrischend als das Quellwasser, welches in der Erde abgekühlt und mit Kohlensäure versetzt wird, die ihm den erfrischenden Beigeschmack gibt. Wasser ersetzt alle Getränke, und diese sind alle nur trinkbar und durststillend, weil sie Wasser enthalten.

Und doch ist es merkwürdig, daß es kaum ein Volk gibt, welches sich mit dieser köstlichen Gottesgabe, dem Wasser, begnügt.

Der Wein ist vielleicht das einzige Getränk außer dem Wasser, dessen mäßiger Genuß dem Menschen zuträglich ist, und das auch für Schwache und Kranke ein Labsal abgibt.

Deswegen galt auch der Wein schon in den ältesten Zeiten für ein köstliches Getränk, und die ursprünglich in Armenien einheimische Rebe ist nun fast auf der ganzen Erde, wo das Klima ihr Gedeihen zuläßt, angebaut; sie gedeiht am besten zwischen dem 20. und 50. Breitengrad.

Fast alle Völker aber bereiteten sich noch berauschende Getränke. Die größten Verwüstungen unter allen richtet der Branntwein an. In Nordamerika wurden durch denselben ganze Völkerstämme ausgerottet. Die Kamtschatalen und andere Bewohner Sibiriens bereiten ein berauschendes Getränk aus dem Fliegenschwamme; Obstwein und Bier werden besonders in Deutschland und England getrunken; aus Honig macht man in Polen ein Getränk, aus den Wacholderbeeren in Schweden; Palmenwein trinken die Indier und Afrikaner; aus Reis bereitet man in China Bier, aus Mais in Amerika; Bier durch Gärung mehliger Samen zu bereiten ist ein sehr altes Verfahren, welches wahrscheinlich in Ägypten zuerst beobachtet wurde, wo der Mangel an gutem Trinkwasser darauf führte. Die alten Spanier, Schweden, Dänen, Deutschen und Engländer, sowie die Gallier, bedienten sich zur Bereitung des Bieres vorzüglich der Gerste.

Gut gegorenes, nicht zu starkes Bier, mäßig genossen, ist kühlend und magenstärkend.

Die destillierten Getränke schaden um so mehr, je feiner und zusammengesetzter sie sind. Die verschiedenen Arten von Aufgüssen und Aufkochungen aromatischer Blumen und Blätter oder Samen sind jetzt häufig im Gebrauch und haben sich in den höheren Ständen sehr verbreitet, namentlich der Kaffee und Thee.

Der Gebrauch, zu allen diesen Getränken ein Glas Wasser zu genießen, ist empfehlenswert, da dieses zur Verdünnung und Abkühlung beiträgt. Um eine solche Abkühlung in höherem Grade bei großer Hitze und im Sommer zu bewerkstelligen, hat man mehrere Mischungen erfunden, die meist unschuldig sind: Wein und Wasser, Zuckerwasser, Limonade 2c. 2c.

Beim Trinken muß stets die Vorsicht beachtet werden, daß man sich vorher gehörig abkühlt, oder daß die Temperatur der zu genießenden Flüssigkeit der des Körpers möglichst genähert wird. Man kann daher in sehr großer Erhitzung Wasser trinken, wenn man dasselbe, ehe man es schluckt, so lange im Munde behält, bis es durchwärmt ist.

Die dadurch bewirkte Zumischung von Speichel dient auch nicht wenig zur leichtern Verdauung des Getränkes.

Gut ausgebackenes, ein oder zwei Tage altes Brot, Gemüse, Rindfleisch nebst Wasser und — für Erwachsene — Wein sind gewiß diejenige Kost, welche man am gewöhnlichsten genießen soll, und welche gleichsam die Grundlage der Nahrungsmittel ausmachen muß. (Rud. Wagner.)

64. Rudolf von Habsburg. (1273—1291.)

Nachdem Deutschland 17 Jahre lang so viel als gar keinen Kaiser gehabt hatte, schritt man endlich wieder zur Wahl. Sie traf den Grafen Rudolf von Habsburg, der nur einige Güter in der Schweiz und im Elsaß besaß. Dieser war ein unerschrockener Mann von biederem Herzen und schlichten Sitten, ein Mann des Volkes und des Rechtes. In seiner Lebensweise war er so volkstümlich, daß er sich im Felde sein Wams mehr als einmal selbst flickte und seinen Hunger mit Rüben stillte, die er vom Felde nahm. Seine Gesetze und Urkunden ließ er nur in deutscher Sprache niederschreiben; „denn diese versteht jeder von meinem Volke," sagte er. Für die Kirche und ihre Diener hatte er hohe Achtung. Als einst ein Kaplan sich anschickte, ein Wildwasser zu durchwaten, um einem Kranken den letzten Trost zu spenden, stieg der Graf, welcher auf der Jagd war, vom Pferde und überließ



es dann dem Geistlichen für immer. Dieser Geistliche soll nachmals in den Dienst des Erzbischofs von Mainz gekommen sein, diesen auf den edlen Rudolf aufmerksam gemacht und so auf dessen Wahl zum Kaiser eingewirkt haben. Noch einen schönen Zug seines wohlwollenden Sinnes wollen wir mitteilen. Einst ritt er mit den Seinen an einem brennend heißen Sommertage über eine dürre Ebene. Die Krieger lechzten vor Durst; aber nirgends war eine Quelle zu entdecken. Endlich kamen zwei Reiter freudig jauchzend mit einem Wasserkruge zum Kaiser. Als dieser aber vernommen, daß man den Krug gewaltsam einer Schar von Schnittern abgenommen hatte, genoß er keinen Tropfen, wie sehr ihn auch dürstete, und befahl ernst und strenge, den Krug sofort wieder den Eigentümern zuzustellen.

Um so strenger war er gegen die Raubritter; ihnen half weder Stammbaum, noch Wappenschild. Auf seinem Zuge durch Thüringen ließ er 66 Raubnester vertilgen und 29 Ritter hinrichten, und in der Weißenburg unfern dem Rheinfalle ließ er einen Gang von außen ins Verlies graben, wo Kaufleute bereits dem Verhungern ausgesetzt waren, weil sie kein Lösegeld aufbringen konnten. Sämtliche Ritter wurden bei der Tafel ergriffen und niedergemacht.

Nach Italien mochte er nicht ziehen; denn „das ist die Höhle eines Bären, in welche viele Fußtapfen hinein, aber wenig herausgehen,“ meinte er. Dagegen zog er wider den stolzen Böhmenkönig Ottokar, welcher ihn nicht als Kaiser anerkennen wollte, und schlug denselben auf dem Marchfelde bei Wien im Jahre 1278. Ottokar verlor dabei das Leben. Seinen Söhnen blieb nur Böhmen und Mähren. Kärnten gab Rudolf seinem Schwager, dem Grafen Meinhard von Tirol; seine eigenen Söhne erhielten Österreich, Steiermark und Krain. Diese Länder bildeten den Anfang zur Hausmacht der Habsburger, aus welchem Stamme nachmals die meisten Kaiser Deutschlands genommen wurden. (Fort.)

65. Die Schlacht am Hasenbühl bei Göllheim.
(2. Juli 1298.)

Nach dem Tode des wackeren Rudolf von Habsburg übertrugen die deutschen Fürsten die Kaiserkrone nicht dessen Sohne Albrecht, sondern dem wenig begüterten, fast armen Herzoge Adolf von Nassau. Das führte in Deutsch-

land zu neuem Zwiespalt. Albrecht konnte die erlittene Zurücksetzung nicht verschmerzen, und da Adolf bei manchen Fürsten, besonders bei dem Erzbischofe von Mainz, sich mißliebig machte, kam ein Bündnis wider ihn zu stande. In Mainz traten vier mächtige Wahlfürsten zusammen, sprachen Adolfs Absetzung aus und wählten Albrecht zum Kaiser. Adolf war entschlossen, sein gutes Recht aufs äußerste zu verteidigen. Ihm stellte sich Albrecht mit eben so großer Entschiedenheit entgegen.

Am Fuße des Donnersberges, im Thalkessel von Göllheim, trafen die beiden Heere auf einander.

In königlicher Rüstung stellte sich Adolf an die Spitze seiner Getreuen. Über seinen goldenen Harnisch hatte er einen köstlichen Waffenrock von gelber Farbe, und mit schwarzen Adlern durchwirkt, geworfen; ein glänzender Helm mit der Königskrone zierte sein Haupt. Albrecht dagegen hatte nur Tracht und Rüstung eines einfachen Vasallen angelegt und war deshalb unkenntlich, während er mehrere seiner Ritter in den königlichen Wappenrock mit dem schwarzen Adler gekleidet hatte. Auf beiden Seiten flatterte das Reichsbanner von roter Farbe mit weißem Kreuze in der Mitte. Adolfs Heer war dem seines Gegners nicht gewachsen. Bange Ahnung erfüllte seine Seele. Zu seinem Sohne Rupert sprach er: „Kehre zurück; du sollst dein junges Leben nicht wagen; denn unser Kampf ist heute ein Strauß auf Leben und Tod.“ „Nimmermehr,“ entgegnete Rupert, „ich weiche nicht von Eurer Seite, gehe es zum Leben oder zum Tod.“ Des Sohnes mutige Rede gab auch dem Vater die Zuversicht wieder. „In Gottes Namen denn; sie sollen uns eher tot als lebendig haben.“ Zu gleicher Zeit schmetterten auf beiden Seiten die Trompeten, und die Schlacht begann. In den vordersten Reihen von Adolfs Heer standen die Pfälzer. Sie wurden von den Kärtnern und Steiermärkern geworfen. Aber diese mußten vor den Bayern unter ihrem Herzoge Otto zurückweichen. Bald warf man die Lanzen weg und zog die Klingen blank. Mann stritt wider Mann. Dabei bedienten sich die Österreicher eines Mittels, dessen sich die Bayern und Pfälzer nicht versehen hatten, und welches auch, weil bisher nicht gebräuchlich, als unritterlich galt. Sie hatten ihre Schwerter zum Stechen geschliffen und bohrten damit die Rosse ihrer Gegner nieder, wodurch diese zum Falle gebracht, getötet oder überritten

wurden. Adolf kam den Bayern in der höchsten Not zu Hilfe und brach unwiderstehlich in den Feind. Da erblickt er einen Streiter mit des Österreichers Rüstung und Feldzeichen. Er hält ihn für seinen Gegenkaiser, dringt auf ihn ein und schmettert ihn mit einem wuchtigen Hiebe vom Sattel. Aber sieh, da stellt sich ihm ein zweiter mit gleicher Rüstung und gleichem Feldzeichen. Auch dieser wird nach hartem Zweikampfe überwältigt. Vergebens waren diese Heldenthaten. Die Österreicher erhielten Verstärkung, und viele von Adolfs Mannen ergriffen die Flucht. Er selbst war bald rings von Feinden eingeschlossen. Da erkannte er endlich seinen Todfeind in fremder Rüstung. Seines Zornes nicht mehr Meister, rief er ihn mit donnernder Stimme an: „Allhie sollst du mir Reich und Leben lassen!“ „Das steht ihn Gottes Hand,“ erwiderte Albrecht, indem er einen heftigen Schlag auf Adolfs unbedecktes Haupt führte, wovon diesem ein Auge ausbrach. Zugleich versetzte der Wild- und Rauhgraf ihm einen solchen Hieb, daß er vom Pferde stürzte. Ein Reitknecht sprang schnell herzu und durchschnitt nach Scharfrichterart dem Könige den Hals. So fiel der ritterliche Fürst in der Vollkraft des männlichen Alters. Sein Heer aber hatte eine vollständige Niederlage erlitten.

Der übermütige Sieger verweigerte dem Gefallenen sogar die Bestattung im Speierer Kaiserdome. Im einsamen Kloster Rosenthal wurde seine Leiche beigesetzt.

Erst als Albrecht selbst einem finsteren Geschicke verfallen war — er fiel 1308 von der Hand seines eigenen Neffen Johann —, da ward er in der Kaisergruft an die Seite seines früheren Feindes gebettet. Der Tod hatte die beiden vereint, die im Leben als erbitterte Feinde sich gegenüber standen. (Joh. v. Geissel.)

66. Ludwig von Bayern und Friedrich von Österreich.

(Ludwig 1314—1347; Friedrich 1314—1330.)

Ums Jahr 1313 war viel Streit im deutschen Reiche. Kaiser Heinrich VII., Albrechts Nachfolger, starb auf einem Zuge nach Italien, und zwei Kaiser waren nun von den uneinigen Fürsten zu gleicher Zeit gewählt worden und stritten mit einander, Ludwig von Bayern und Friedrich von Österreich. Bei Ampfing, unweit Mühldorf am Inn,

kam es zur entscheidenden Schlacht. Friedrich, ein stattlicher Held, allgemein der Schöne genannt, verrichtete Wunder der Tapferkeit. Fünfzig Feinde fielen von seiner Hand, und furchtbar strahlte im Kampfgewühle seine goldene Rüstung und sein blitzendes Schwert. Dennoch erfocht Ludwigs kluger Feldherr, Schweppermann, einen vollständigen Sieg; Friedrichs Pferd wurde durchbohrt und er selbst gefangen vor Ludwig geführt. Ludwig behandelte ihn edel; er ließ ihn auf die Burg Trausnitz abführen in ritterliche Haft. Doch war damit die Einigkeit des Reiches nicht hergestellt. Friedrichs tapferer Bruder, Leopold, „die Blüte der Ritterschaft“ genannt, führte mit seinen Freunden, vom Papste unterstützt, den Krieg fort; Ludwig kam in große Not. Da ging er zu seinem Gegner auf die Trausnitz und versprach ihm die Freiheit, wenn er der Kaiserwürde entsagen und seinen Bruder zum Frieden bewegen werde. Friedrich, schon 2½ Jahre lang der Freiheit beraubt, von Weib und Kind getrennt, in der Einsamkeit sein Leben vertrauernd, nahm gerne den Vorschlag an. Er schwur einen Eid, den Frieden zu stande zu bringen; könne er es aber nicht, dann in die Haft zurückzukehren. Es war ein großer Jammer, als der edle Fürst in Wien einzog. Ach, kaum erkannte man ihn wieder; Gram und Leid hatten dem einst so schönen, ritterlichen Helden ihr Gepräge aufgedrückt. Als er aber die Stufen der Burg hinaufeilte, um Elisabeth, seine treue Gemahlin, nach so langer schmerzlicher Trennung zu umarmen, da fand er sie vom vielen Weinen blind geworden.

Ein noch größerer Schmerz stand ihm bevor. Leopold wies alle Friedensvorschläge beharrlich ab. Was sollte nun Friedrich thun? Zurückkehren in die Gefangenschaft? Das treue, blinde Weib abermals verlassen, um in öder Verlassenheit seine Lebenstage dahin schwinden zu sehen? Einen deutschen Mann darf nichts von Pflicht und Treue abwenden. „Ein Wort, ein Mann, ein Mann ein Wort!“ Und aus den Umarmungen der Seinen mit Gewalt sich losreißend, kehrte der Held nach München zurück.

Ludwig war eines solchen Gegners nicht unwürdig. Rührung ergriff sein Herz. Solche Treue, solchen Glauben mußte er schätzen. Er umarmte seinen Feind und hielt ihn von jetzt an nicht mehr als Gefangenen, sondern als Freund. An einer Tafel speisten sie fortan; in einem Bette schliefen

sie, und zog Ludwig in den Krieg, so verwaltete Friedrich unterdes das Land. Zuletzt einigten sie sich dahin, daß beide gemeinschaftlich das Land regieren wollten. Doch starb Friedrich bald nach diesem Vertrage (1330). Und beide strahlen in Eintracht als ein Bild deutscher Treue, für alle Geschlechter und Zeiten hell in der Geschichte.

(Leseb. in Lebensbildern.)

67. Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst (1450).

Es gab schon im fünfzehnten Jahrhundert in Holland zünftige Briefdrucker. Diese Leute schnitzten kürzere Schriften in Holztafeln und bestrichen diese mit Farbe oder Lampen-



ruß. Dann legten sie einen Bogen Papier darauf, überfuhren diesen mit Reiber oder Bürste und erhielten so Abdrücke. Johann zum Gensfleisch, genannt Gutenberg, ein vornehmer Mann aus Mainz, der wegen Streitigkeiten zwischen Adel und Bürgern vertrieben war, führte diese Kunst weiter. Im Kloster St. Arbogast in Straßburg

mietete er sich ein. Er hatte von Jugend auf Neigung gehabt zu gewerblicher Beschäftigung, und was er bisher nur aus Liebhaberei betrieben, das mußte ihn nun ernähren. Er lehrte andern die Kunst, Steine und Spiegel zu schleifen. Daraus bildete sich eine kleine Gesellschaft, deren Mitglieder er auch in der andern Kunst unterwies, Buchstaben zu formen. Anfangs zwar hielt Gutenberg diese Kunst geheim; nach und nach aber teilte er sie seinen Genossen mit. Namentlich hatte er damals etwas sehr Wichtiges, die Presse, neu erfunden, die er statt des Reibers anwendete, um die Bogen auf die Schrifttafeln zu drucken. Diese Druckpresse war ganz ähnlich der, mit welcher die Weinbauern den Wein aus den Trauben pressen; aber zum Drucken hat sie Gutenberg zuerst eingerichtet und verwendet.

Nach langer Abwesenheit kehrte er nach Mainz zurück. Auch dort setzte er das Schnitzen von Schrifttafeln fort, hatte aber unablässig mit Mangel an Geld zu kämpfen, so daß er nicht im stande war, seine Kunst zur Vollendung zu bringen. Schon wollte er sie ganz aufgeben, als ein wohlhabender Bürger in Mainz, Johann Fust (Faust), sich erbot, ihm 800 Gulden vorzuschießen. Wahrscheinlich geschah dies erst, als Gutenberg schon weiter in seiner Erfindung fortgeschritten war.

Er hatte nämlich die Holztafeln in Linien, Wörter und Buchstaben zerschnitten und dadurch die ersten beweglichen Lettern zu stande gebracht. Die einzelnen Buchstaben wurden durchlöchert, auf einen Faden gezogen und so aneinander gereiht. Endlich veränderte Gutenberg noch das Material der Buchstaben. Statt des mühevollen Schnitzens in Holz, kam er auf den Gedanken, kleinere Buchstabenformen vertieft anzufertigen und in diese Formen neue Buchstaben von Blei oder Zinn zu gießen.

Von den ersten Druckschriften Gutenbergs sind nur noch einzelne Bruchstücke vorhanden; bloß vom Donat, einer lateinischen Sprachlehre, befindet sich ein vollständiges Exemplar zu Paris.

Bald machte sich Gutenberg daran, die Bibel auf 640 Pergamentblätter zu drucken, wozu ihm Fust abermals 800 Gulden vorstreckte. In drei Jahren vollendete er das Werk. Er hatte gehofft, durch diese Arbeit aus seinen Schulden herauszukommen. Darin täuschte er sich aber; denn Fust handelte weder ehrlich noch uneigennützig gegen ihn. Fust

nahm nämlich einen Goldschmied, Peter Schöffer aus Gernsheim, einen geschickten Mann, in seine Dienste. Nachdem dieser mit Gutenbergs Verfahren bekannt geworden war, machte er sich daran, Buchstabenstempel aus Stahl zu schneiden, diese in Kupfer einzuschlagen und so Matrizen herzustellen, in die man nun metallene Lettern gießen konnte. Er that dies im geheimen. Erst als er ein ganzes Alphabet fertig hatte, zeigte er dieses seinem Herrn, Fust, der die Wichtigkeit dieser Verbesserung begriff. Er machte Schöffer zu seinem Schwiegersohn, untersagte ihm, Gutenberg sein Verfahren mitzuteilen, und beschloß dann, sich ganz von Gutenberg zu trennen und in den Besitz von dessen Bibelvorrat zu gelangen. Dazu standen Fust die Mittel leider sehr zu Gebote. Kaum hatte Gutenberg die Bibel vollendet, so forderte Fust von ihm das Kapital, das er ihm geliehen, samt den Zinsen, zusammen 2020 Gulden. Als Gutenberg Einsprache erhob, kam die Sache zum Prozeß; das Gericht entschied gegen Gutenberg, und Fust machte sich aus Gutenbergs Druckgerätschaften und Bibelvorrat bezahlt. Gutenberg verlor alles, auch seine letzte Hoffnung auf Lohn für seine mühsame Arbeit. Fust und Schöffer setzten nun den Druck mit ihren neuen Lettern fort.

Verstimmt begab sich Gutenberg wieder nach Straßburg zurück, wo er von neuem eine Werkstatt gründete. Leider konnte er aber mit seinen geringen Mitteln nicht gleichen Schritt halten mit den Arbeiten seiner Gegner.

Der Kurfürst Adolf von Nassau, der damals Mainz inne hatte, suchte die Verbreitung der neuen Kunst zu verhindern und wollte den Vorteil von derselben allein der Stadt Mainz erhalten. Dasselbe thaten auch Fust und Schöffer, die ihre Gesellen hinter Schloß und Riegel arbeiten ließen und zur strengsten Verschwiegenheit anhielten. Da aber der Kurfürst nur mit Mühe die Stadt Mainz behaupten konnte, so geschah es, daß bei einem Gefechte das Haus des Fust in Brand geriet und mehrere seiner Gesellen entflohen. Diese breiteten die Kunst, die „schwarze“ Kunst, wie die Mönche sie nannten, weiter aus. Bald gab es auch in Bamberg, Nürnberg, Augsburg und anderen Städten Leute, die das Geheimnis kannten.

Der Kurfürst von Mainz nahm Gutenberg 1464 unter die Ritter seines Hofes auf, und somit war wenigstens für seinen Unterhalt gesorgt. Er starb arm und kinderlos, wahrschein-

lich 1467. In der Kirche der Franziskaner zu Mainz soll er begraben sein. Seit 1837 erinnert ein Denkmal in Mainz an diesen tiefsinnigen, uneigennützigen Mann, dem die Welt eine der großartigsten Erfindungen verdankt. (Biernatzky.)

68. Der Bauernkrieg. (1524—1526.)

Am Bodensee in Schwaben, wo man schon lange auf die freien Bauern in der benachbarten Schweiz mit Neid hinübersah, brach 1524 ein Bauernaufstand aus, der sich auch bald über Franken und Thüringen ausbreitete und einen großen Teil unseres Vaterlandes in ein Totenfeld verwandelte. Wohin die Aufständischen kamen, steckten sie Klöster und die Schlösser der Adeligen in Brand und mancher Priester und Edelmann wurde ein Opfer ihrer Wut. In Weinsberg nahmen sie einen Grafen nebst 70 Rittern gefangen und trieben sie wieder die vorgehaltenen Spieße, daß sie umkamen. Ein Pfeifer spielte lustig dazu auf. Sie nötigten auch den Ritter Götz von Berlichingen, ihr Führer zu werden, und er willigte auf 4 Wochen ein.

Die Bauern in Franken sammelten sich im Tauberthale, zogen dann ins Mainthal und schlugen bei Heidingsfeld ein Lager. Sie besetzten Würzburg; die Festung berannten sie aber vergeblich.

In Thüringen hetzte ein Schwärmer, Thomas Münzer, mit biblischen Worten die Bauern gegen die Fürsten und Obrigkeiten auf; denn man bedürfe ihrer nicht, wie er sagte.

Wie nun die Aufständischen in den verschiedenen Gegenden Deutschlands vereinzelt und zum Teil rat- und ordnungslos fochten, da nahte sich allgemach das Zorngericht. Truchseß von Waldenburg, der Bauernjörg genannt, schlug die schwäbischen Bauern bei Böblingen 1525, daß ihrer 8000 tot blieben. Die in Franken schlug er bei Tauberbischofsheim und Ingolstadt[1]), und von denen, die sich in Würzburg ergaben, ließ er je den zehnten Mann niederstrecken. So konnten sich auch die in Thüringen nicht halten; denn von den 8000 Bauern, die Münzer bei Frankenhausen zusammenbrachte, und denen er die Hilfe der Engel versprach, wurden von dem hessischen Heere ihrer

1) Auf der Höhe zwischen Mainz und Tauber.

5000 erschlagen. Münzer aber hatte sich auf einen Heuboden geflüchtet, wo er aufgefunden und darauf gefoltert und geköpft wurde. Der Herzog von Lothringen schlug 6000 Aufständische und ließ nachher noch 2000 erwürgen, die sich gegen freien Abzug ergeben hatten. Selbst nachdem die Empörung gedämpft war, wurden noch viele einzelne aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezogen, gefoltert, von Türmen gestürzt oder verstümmelt. In Kitzingen ließ der Markgraf von Ansbach die Bürger durch einen Herold zusammenrufen, ihrer 70 ergreifen und ihnen die Augen ausbrennen. Man rechnet, daß wohl 100 000 Bauern den Aufstand mit dem Leben büßten. Das Los der Überlebenden wurde aber nachher weit schlimmer als vorher; denn neue Lasten wurden zum Ersatz der Kriegskosten und zur Strafe den Landleuten auferlegt. (Nach Bensen.)

69. Sprichwörter und Dichtersprüche.

1. Wo kein Kläger, da ist kein Richter.
2. Da, wo die Pflicht ruft, muß unser Vorteil schweigen.
3. Wo Menschenhand zu kurz ist, da ist Gottes Hand noch lang genug.
4. Wo das Glück einkehrt, da klopft auch der Neid an.
5. Wo Eintracht den Tisch deckt, sitzt der liebe Gott allemal mit zu Gaste.
6. Wo der Teufel nicht hin mag, da sendet er seine Boten hin.
7. Alles wanket, wo der Glaube fehlt.
8. Gott, deine Güte reicht so weit, so weit die Wolken gehen.
9. Wohin ich blicke, redest du mit Wohlthat mir und Liebe zu.
10. Wohin ich geh', wohin ich seh', ist Gottes Werk zu finden.
11. Wohin ich sehe, seh' ich Gottes Schoß mir offen.

70. Die drei Freunde.

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüft hast. An der Tafel des Gastmahls gibt es mehr derselben, als an der Thüre des Kerkers. — Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei davon liebte er sehr; der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser gleich es am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er hart, aber unschuldig verklagt war. „Wer unter euch," sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen; denn ich bin hart verklagt worden und der König zürnet?" Der erste

seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Rathauses; da wandte er sich und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in der Welt. Wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters. Sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade. (Gottfr. v. Herder.)

71. Die Lüneburger Heide.

Zwischen Lüneburg und Celle zieht sich 10 Meilen weit die Lüneburger Heide hin, ein ödes trauriges Stück Land ohne Anhöhe, ohne Thal, ohne See und Fluß. Zu zwei Dritteilen ist der Boden hier mit Heidekraut bewachsen, oder bildet Moor oder Bruchland. Von der Elbe aus führt durch die Heide eine Straße nach Hannover, und wenn diese schon einsam und öde ist, so daß man oft meilenweit keinen Menschen zu sehen bekommt, so sind es die Nebenwege noch mehr. Nur von Zeit zu Zeit, nach vielstündiger Wanderung, gelangt man zu einem kleinen, weitläufig gebauten Dorfe. Hat man sich daher in dem oft manneshohen Heidekraut, welches dann und wann nur mit kümmerlichem Nadelholzgebüsch oder dünnen Fichten- und Kiefernwaldungen abwechselt, verirrt, so kann man tagelang darin umherstreifen, ohne eine bewohnte oder auch nur bebaute Stätte anzutreffen. Nur von Bienen, welche es hier in so großer Menge gibt, daß man von ihnen jährlich für 200 000 Thaler Wachs und Honig gewinnt, wird man fast fortwährend umschwärmt, und man muß sich wohl hüten, sie zu reizen; denn der Fälle sind nicht wenige, daß sie in dichten Schwärmen über ihre Beleidiger hergefallen und ihnen mit ihren kleinen, aber scharfen Waffen höchst gefähr-

lich geworden sind; solch grimmigen Angriffen müssen bisweilen die stärksten und mutigsten Pferde unterliegen. Auch von kleinen, schwarzen, unansehnlichen Schafen, Heideschnucken genannt, welchen die magern, aber gewürzhaften Heidekräuter eben so gut bekommen, wie den Bienen die Blüten derselben, trifft man bisweilen große Herden an; sie bringen den Einwohnern vielen Nutzen und machen oft den ganzen Reichtum derselben aus. Sonst sieht man auf dem ganzen Wege durch die Heide selten etwas Lebendiges, die Scharen von hungrigen Raben abgerechnet, welche durch ihr hohles Gekrächze die traurige Einöde nur noch unheimlicher machen. Die wenigen, in meilenweiter Entfernung von einander gelegenen Dörfer durchfließt hie und da ein kleiner Bach, meistens aber nur ein Graben, dessen öliges, eisenhaltiges, unschmackhaftes Wasser seinen Ursprung im Moorgrunde verrät. Um diese Dörfer herum wächst neben dem rötlich blühenden Buchweizen mit seinen zierlichen eckigen Blättern auch etwas Roggen, Gerste, Hafer und Rüben auf dem von magern Grasplätzen unterbrochenen, urbar gemachten Sandboden; doch sind diese Felder, selbst wenn sie, um neue Tragkraft zu sammeln, jahrelang brach gelegen haben, nur dürftig mit dünnen, kurzen Hälmchen bedeckt, und die Ernte fällt fast ganz aus, wenn der Regen nicht rechtzeitig die Bemühungen der armen Landbauern unterstützt. Einzelne Birken, Buchen und Eichen, welche man bisweilen in der Nähe der Dörfer erblickt, bringen hier ebenfalls einige Abwechslung in die fast ununterbrochene Einsamkeit. Einen eigentümlichen Anblick gewährt auch nicht selten das Mauerwerk der Dörfer; es besteht nämlich aus auf einander gelegten und mit Moos verstopften Granitblöcken, deren an manchen Orten viele zerstreut umherliegen, und ist durch die Länge der Zeit mit grünem Moose dicht überwachsen. (Gittermann u. Selchow.)

72. Das Bienenvolk.

Von den Bienen muß der mutwillige oder unvorsichtige Mensch schon einen Stich hinnehmen; denn seht, wie so emsig sie fliegen und schaffen, um uns mit Wachs und Honig zu versorgen. Und was für eine Künstlerin die Biene ist, sieht man ihr gar nicht an; denn sie trägt ein Kleid, nicht etwa wie ein schön geputzter Schmetterling,

sondern einfach und schmucklos, wie jeder arbeitsame Mensch. Ihr Schmuck ist Blumenstaub, in welchem sie sich wälzt und rot oder gelb gepudert wird. Mit ihren striegelartigen Vorderfüßen streicht sie den Blumenstaub zusammen und macht mit dem Mäulchen und Vorderfüßen kleine Kügelein, die sie sich in die Höhlungen der Hinterfüße streicht. Zuhause verschlucken ihn die Tierchen und schwitzen ihn in feinen Blättchen durch die Ringe ihres Hinterleibes aus. Und mit ihren langen Rüsselchen holen sie den Saft aus den Blumen und machen in ihren Honigbläschen den süßen Honig daraus, den sie durch den Mund in die Wachszellen träufeln lassen.

Die gefüllten Zellen verschließen sie alsdann mit einem Deckel. Doch nicht alle Zellen sind Honigzellen; die meisten sind Brutzellen, in welche die Königin je ein Ei legt. In wenig Tagen kommt ein kleines Würmchen hervor. Sogleich eilen die Bienen herzu und füttern es. Und hat sich das Würmchen verpuppt, so machen sie sogar einen Deckel über seine Zelle; doch nach 21—24 Tagen schlüpft ein vollkommenes Bienchen heraus und geht mitten unter die Alten, die es freundlich begrüßen und belehren.

Der Königin, die auch Weisel genannt wird und etwas größer als die übrigen Bienen ist, begegnen alle mit ungemeiner Ehrfurcht und Liebe. Stirbt sie, dann trauern alle Bienen und sind mutlos; sie arbeiten nicht mehr und schaffen keinen Toten mehr aus dem Stocke; dieser Stock ist verloren und wird ausgeraubt, wenn ihnen der Bienenvater nicht eine neue Königin bringt. Die Drohnen, welche etwas größer sind als die Arbeitsbienen, und nicht arbeiten und gleichsam den Hofstaat der Königin ausmachen, werden im Juli und August von den übrigen getötet, wenn sie nicht von selbst absterben. Angehenden Sommers findet man neben der Königin und etwa 20 000 Arbeitsbienen aber wohl 1000 solcher unthätigen Knechte, die jedoch stachellos sind. Wenn sich das Bienenvolk zu sehr vermehrt hat, dann zieht ein Teil der Mannschaft unter einem Weisel aus dem Stocke mit vielem Geschwirre und hängt sich wie eine recht große Traube an einen Baum oder Strauch, was man schwärmen heißt.

Die Emsigkeit der Bienen ist sprichwörtlich geworden; aber auch in ihrem Hauswesen sind sie ein Muster der Ordnung und Reinlichkeit. Jede tote Biene wird sogleich

aus dem Stocke geschafft. Da sie im Winter gleichsam schlafen, so sammelt sich während desselben viel Mülbig und Aas; sobald sich nun die erste Frühlingswärme einstellt, entwickelt sich eine rührige Thätigkeit im Stocke. Eines um das andere kommt vor das Flugbrett mit einem Klümpchen Unrat und fliegt damit davon, bis die Wohnung gereinigt und so blank gescheuert ist, wie von einer Hausfrau. Eine Maus aber, die sich als Honigdieb einschleicht, wird tot gestochen und mit Wachs überzogen, damit sie keinen Übelgeruch verbreitet, den die Bienen über alles hassen

73. Rätsel.

1.

Kennt ihr, vor Frost und Sonnenschein
Geschützt, ein Häuschen zart und klein?
Kennt ihr die wundervolle Stadt,
Die tausend solcher Häuser hat?
Sie ist mit Garnison besetzt,
Die täglich ihre Waffen wetzt;
Sonst treibt sie reich Gewerb; es blühen
Weit ihre reichen Kolonien,
Und alle Zölle ein und aus
Führt sie ihr süßes Gut nachhaus.
Sie lehret uns, daß edle Triebe,
Daß stiller Fleiß und Ordnungsliebe,
Daß Treu und Ehrfurcht vor dem Throne
Am liebsten unterm Strohdach wohne. (Joh. Peter Hebel.)

2.

Ganz sicher ruht' ich einst in einer Blume Schoß;
Da kam ein kleiner Dieb und baut' aus mir sein Schloß.
Ein größerer Räuber kam, das Schlößchen zu zerstören,
Und läßt mich nun durch starke Glut verzehren.

74. Kriege und Spiele der Ameisen.

Obschon nichts als Liebe, Eintracht und Friede die Ameisen zu beherrschen scheint, so vertilgen sie dennoch einander, wenn sie sich zu sehr vermehrt haben; sie legen aber keine Schlingen, bedienen sich keiner Schlauheit und keines Auflauerns, wie viele andere Insekten, sondern greifen im offenen Felde und mit wohlgeordneten Heeren einander an; auch wenn sie andere Insekten fangen, geschieht es immer durch ehrlichen Kampf. Ihre Waffen sind die Kiefer, der kleine Stachel

und das saure Gift, welches eine schwache Röte auf der Haut verursacht. Die Arbeiter sind jedoch allein die kriegsfähigen; die andern ergreifen sogleich die Flucht. Unter allen Feinden fürchten sie andere Ameisen am meisten, und dabei sind die kleinsten nicht die, welche am wenigsten zu fürchten sind, weil sich mehrere zugleich an die Beine der gröfsten hängen, sie herumzerren und an der Flucht hindern. In ihren Kämpfen mufs man über ihre Wut erstaunen; sie lassen sich eher die Beine herausreifsen, als dafs sie nachgeben; oft bleiben abgerissene Köpfe oder ganze Tote an den Beinen der fortlaufenden hängen, so sehr haben sie sich eingebissen. Die gröfseren greifen die kleineren unversehens an, fassen sie oben am Leibe und erwürgen sie mit den Kiefern; merken es aber die kleinen vorher, so holen sie die anderen, welche in Masse herbeiströmen.

Will man regelmäfsige Kriege sehen, so mufs man in die Wälder gehen, wo die rotbraunen Ameisen ihre Herrschaft über alle vorbeiziehenden Insekten behaupten und mit ihres gleichen von verschiedenen Nestern Krieg führen, wie es im Mittelalter benachbarte Städte gethan haben. Manchmal rücken aus zwei Kolonien, die über einhundert Schritte von einander entfernt liegen, die Heere so zahlreich gegen einander, dafs sie den Weg $^1/_2$ m breit bedecken und in der Mitte mit einander kämpfen. Tausende ringen einzeln mit einander und suchen den Gegner mit den Kiefern in die Gefangenschaft zu schleppen. Der Kampf beginnt gewöhnlich zwischen zweien, die sich mit den Kiefern packen, sich gegen einander aufrichten, um einander mit Gift zu bespritzen; dann fallen sie auf die Seite und ringen lange mit einander im Staube, bis endlich eine dritte herbeikommt und den Sieg entscheidet; aber bisweilen eilen mehrere dazu und packen sich an den Füfsen, so dafs oft 6 bis 10 an einander hängen. Gegen die Nacht ziehen sich beide Heere allmählich in ihre Städte zurück, indem sie die Toten liegen lassen, die Gefangenen aber mitnehmen. Vor Sonnenaufgang rücken sie wiederum und noch viel wütender gegen einander. Die Kampfbegierde ist so heftig, dafs man sie stören kann, ohne dafs sie an einem hinauflaufen. Das Wunderbarste dabei ist, dafs sich die Ameisen erkennen und die Freunde von den Feinden zu unterscheiden wissen.

Sie gehen zwar immer mit offenen Kiefern auf einander los, greifen sich auch manchmal an, lassen aber gleich wieder ab und streicheln mit den Fühlhörnern, wenn sie zu demselben Stocke gehören. Während des Kampfes gehen dennoch alle Geschäfte im Neste fort, und immer schleppen die einen Gefangene nachhause, während die anderen im Kampfe bleiben und wieder andere in den Wald gehen, um Nahrung zu holen.

Anders gestalten sich die Kriege der rotbraunen Ameisen mit den blutroten. Diese erwarten jene in kleinen Truppen in der Nähe ihres Nestes, rücken dicht geschlossen vor, ohne sich zu trennen und packen einzeln jeden Feind, der sich zu weit vorgewagt hat. Dieser Krieg gewährt ein sehr unterhaltendes Schauspiel. Beide Parteien legen sich in Hinterhalt und suchen sich zu überrumpeln. Rücken aber die rotbraunen mit Gewalt vor, so werden die zuhause sofort um Hilfe gebeten, und ein grofses Heer dringt sogleich in Masse aus den Thoren heraus, um die einzelne Schar des Feindes zu umzingeln. Das kann man wochenlang alle Tage sich erneuern sehen zwischen zwei ziemlich entfernten Haufen, wenn sie nur an demselben Zaune liegen und ihre Wege in das wechselseitige Gebiet sich streifen.

Die rotbraunen Ameisen scheinen auch spielen zu können. An schönen Tagen sitzen sie haufenweise auf ihrem Neste in einer allgemeinen Bewegung, ähnlich der des siedenden Wassers; sie alle schwingen dann die Fühlhörner mit erstaunlicher Geschwindigkeit, streicheln sich gegenseitig mit den Vorderfüfsen sanft den Kopf, richten sich dann paarweise auf, ringen mit einander, werfen sich herum und fassen sich bald an den Kiefern, bald am Halse oder am Hinterleibe, ohne Gift auszuspritzen und ohne sich etwas zu thun; dann lassen sie los und laufen auf eine andere zu, um mit ihr dasselbe zu wiederholen. Andere spielen mit einander wie Hunde, indem sie sich aufrichten, sich umdrehen, um sich auszuweichen, thun, als wenn sie sich beifsen wollten, sich umwerfen u. s. w. (Nach Oken.)

75. Timur und die Ameise.

Timur oder Tamerlan nimmt eine der ersten Stellen in der langen Reihe der Welteroberer ein. Es gibt wenige

Menschen, die in ihrem Leben alle die Länder gesehen haben, aus denen sein kolossales Reich zusammengesetzt war. Ein Hauptzug in dem Charakter dieses Mannes war seine eiserne Beharrlichkeit, eine Eigenschaft, die freilich zur Gründung eines solchen Reichs und zu einer solchen Arbeit von einem halben Jahrhundert notwendig ist. So wie oft die größten Begebenheiten aus den geringfügigsten Umständen entstehen, so versicherte Timur, daß er diese Beharrlichkeit vorzüglich einem Umstande verdanke, der von gewöhnlichen Menschen kaum bemerkt worden wäre.

Timur fing seine Laufbahn sehr klein an und hatte mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Eines Tages war er genötigt, vor seinen Feinden Schutz zu suchen in den Ruinen eines Gebäudes, wo er viele Stunden einsam zubrachte. Um seine Gedanken von der hoffnungslosen Lage, in der er sich befand, abzuwenden, beobachtete er aufmerksam eine Ameise, die bemüht war, ein Weizenkorn, größer als sie selbst, eine Anhöhe hinaufzutragen. Er zählte neunundsechzig vereitelte Versuche — so oft fiel das Insekt mit seiner Last von oben herab; aber es ließ nicht nach, und bei dem siebzigsten Versuche erreichte es glücklich den Gipfel. Dieser kleine Vorfall gab ihm auf der Stelle neuen Mut, und er nahm sich daraus eine Lehre, die er nie wieder vergaß.

76. Die Torfmoore und Moorbrände.

Zu früheren Zeiten, als die Ebene noch mit Waldungen bedeckt war, brauchten ihre Bewohner nicht sparsam umzugehen mit dem Brennholze. Wenn es in den Herbsttagen drauſsen zu stürmen begann und der Wind kalt durch die Heiden fuhr, oder wenn im Winter ein scharfer Frost den Boden hart und die Flüsse fest machte, lieſs man sich das nicht groſs anfechten. Die Wälder lieferten Holz genug, und wer es brauchte, holte es sich und feuerte die Öfen, daſs sie fast barsten. Heutzutage ist das Holz teuer geworden, und ein armer Mann kann es kaum noch kaufen. Da ist es denn ein sonderlicher Segen Gottes, daſs man Brennmaterial auch aus der Erde gewinnt. Und mancher, der das teure Holz nicht bezahlen kann, heizt seinen Ofen mit Torf. Der Torf wird aus den Torfmooren gewonnen, welche in dem an Wäldern nicht sehr reichen Flachlande von

Norddeutschland große Strecken einnehmen, die aber auch in Süddeutschland, besonders auf der bayerischen Hochebene, nicht zu den Seltenheiten gehören.

Außer zur Torfgewinnung sucht man die Moore noch auf andere Art nutzbar zu machen, indem man sie zu fruchtbarem Lande umbrennt. Das Moorbrennen ist erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgekommen, obwohl man schon früher die düngende Kraft der Asche kannte. Der Vorgang ist folgender. Man teilt die zum Brennen bestimmte Fläche in Parallelogramme von etwa sechzig Schritt Breite und mehreren hundert Schritt Länge durch Gräben von etwa 2 bis 3 m Tiefe und 1 bis 2 m Breite. Ein solches Parallelogramm wird nun der Länge nach in Entfernungen von etwa sieben Schritt mit Furchen durchzogen, welche ungefähr ½ m breit und 1 m tief sind, und dann längere Zeit dem Austrocknen überlassen.

Darauf hackt man den Boden etwa ½ m tief ein und läßt den Acker so den Winter über liegen. Im Frühlinge wird der grob umgerissene Boden möglichst fein zerschlagen, bis er endlich bei trockenem Wetter zerriebenem Torfe ähnlich ist. Darauf streut man an vielen Stellen glühende Kohlen auf den Boden, so daß bei mäßigem Winde bald der ganze Acker in Flammen steht. Weil jeder erste gute Tag sofort zum Brennen benutzt wird, so stehen dann bald tausende solcher Mooräcker in Brand und entstehen dicke Rauchwolken, die sich bald vereinigen und die Luft weit und breit mit Moorrauch füllen.

Bei günstigem Wetter wird ein Acker in einem Tage hinlänglich durchgebrannt, und nun säet man sofort Buchweizen in die heiße Asche. Das Zudecken des Samens überläßt man dem Regen. Man säet auch Hafer und pflanzt Kartoffeln, aber nur nebenbei; der Hauptbau ist Buchweizen.

Dieses Moorbrennen ist also die Ursache des Höhenrauches[1]), der namentlich bei Nordwestwind in weite Fernen des inneren Deutschland getragen wird, selbst

---

1) Heerrauch, Haarrauch etc. Da die Anhöhen in der Nähe der Moore in einigen Gegenden „Haare“ genannt werden, so dürfte sich daraus die Benennung erklären.

bis Frankfurt, Dresden und Wien. Dafs der Höhenrauch die Entstehung der Gewitter oder die Regenbildung verhindere, wie man seither annahm, ist nach neueren Forschungen nicht mehr haltbar. (Flügge.)

77. Erlkönig.

1. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm;
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

2. „Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?"
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?" —
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." —

3. „Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch gülden Gewand." —

4. „Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?" —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind." —

5. „Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

6. „Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?" —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau." —

7. „Ich liebe dich; mich reizt deine schöne Gestalt,
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!" —

8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind;
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

(Joh. Wolfg. v. Goethe.)

78. Der Arme und der Reiche.

1. Vor alten Zeiten, als noch Engel auf der Erde unter den Menschen wandelten, trug es sich zu, daß einer derselben abends müde ward und ihn die Nacht überfiel,

ehe er zu seiner Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Wege vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das große einem reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte der Engel: „Dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen; bei ihm will ich anklopfen.“ Als der Reiche an seine Thüre klopfen hörte, machte er das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suche. Der Engel antwortete: „Ich bitte nur um ein Nachtlager.“ Der Reiche guckte den Wandersmann vom Haupte bis zu den Füßen an, und weil der Engel schlichte Kleider trug und nicht aussah, wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopfe und sprach: „Ich kann Euch nicht aufnehmen; meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen jeden beherbergen, der an meiner Thüre klopft, so könnte ich selbst den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht anderswo ein Unterkommen.“ Damit schlug er sein Fenster zu und ließ den Engel stehen.

Also kehrte dieser ihm den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Hause und klopfte an. Kaum war dieses geschehen, so klinkte schon der Arme sein Thürchen auf und bat den Wandersmann, einzutreten und die Nacht über bei ihm zu bleiben. „Es ist schon finster,“ sagte er, „und heute könnt Ihr doch nicht weiter kommen.“ Das gefiel dem Engel, und er trat bei ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich's bequem machen und fürlieb nehmen; sie hätten nicht viel; aber was es wäre, gäben sie von Herzen gern. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und während diese kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein bischen Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der Engel zu ihnen und aß mit.

Als sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Hör, lieber Mann, wir wollen uns heute Nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann; er ist den ganzen Tag über gegangen; da wird einer müde!“ „Von Herzen gern,“ antwortete er; „ich will's ihm anbieten“ — ging zu dem Engel und bat ihn, wenn's ihm recht wäre, möchte er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen lassen. Der

Engel wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen; aber sie ließen nicht ab, bis er es endlich that und sich in ihr Bett legte. Sie selbst aber machten sich eine Streu auf der Erde.

2. Am andern Morgen standen sie vor Tage auf und bereiteten dem Gaste ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein schien, und der Engel aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Da er in der Thüre stand, sprach er: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei; das will ich euch erfüllen.“ Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, so lange wir leben, gesund sind und unser notdürftiges tägliches Brot haben? fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen.“ Der Engel sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?“ Da meinte der Mann, ja wenn das ginge, wär's ihm wohl lieb. Nun erfüllte der Engel ihre Wünsche und verwandelte ihr altes Haus in ein schönes neues; als dies geschehen war, verließ er sie und zog weiter.

Als es voller Tag war, der Reiche aufstand und sich ins Fenster legte, sah er gegenüber ein schönes, neues Haus, da, wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er große Augen, rief seine Frau und sprach: „Frau, sieh einmal, wie ist das zugegangen? Gestern Abend stand dort eine elende Hütte, und nun ist's ein schönes, neues Haus; lauf doch einmal hinüber und höre, wie das gekommen ist.“ Die Frau ging hin und fragte den Armen aus. Der erzählte ihr: „Gestern Abend kam ein Wanderer, welcher Nachtherberge suchte, und heute Morgen beim Abschiede hat er uns drei Wünsche gewährt: die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das notdürftige tägliche Brot dazu, und statt unserer alten Hütte ein schönes, neues Haus.“ Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief sie fort und erzählte ihrem Manne, wie es gekommen war. Der Mann sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen! Hätte ich nur das gewußt! Der Fremde ist auch bei mir gewesen; ich habe ihn aber abgewiesen.“ „Eile,“ sprach die Frau, „und setze dich auf ein Pferd; der Mann ist noch nicht weit, du mußt ihn einholen und dir auch drei Wünsche gewähren lassen.“ Da setzte sich der Mann auf und holte den Engel ein, redete fein und lieblich mit ihm und sprach,

er möcht's doch nicht übel nehmen, daß er ihn nicht gleich eingelassen; er hätte den Schlüssel zur Hausthüre gesucht, unterdessen wäre er weggegangen; wenn er des Wegs zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja," sprach der Engel, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es thun."

Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche thun dürfte, wie sein Nachbar. Da sagte der Engel, das dürfte er wohl; es wäre aber nicht gut für ihn, und er sollte sich lieber nichts wünschen. Der Reiche aber meinte, er wolle sich schon etwas Gutes aussuchen, wenn es nur gewiß erfüllt würde. Da sprach der Engel: „Reite nur heim, und drei Wünsche, die du thust, sollen erfüllt werden."

3. Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts und besann sich, was er sich wünschen sollte. Als er so nachdachte und den Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht mehr zusammenbringen konnte. Da ward er über das Pferd ungeduldig und sprach: „So wollt' ich, daß du den Hals brächest!" Und als er das Wort ausgesprochen hatte, plump! fiel er auf die Erde, und das Pferd lag tot und regte sich nicht mehr, und nun war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stiche lassen, schnitt's ab, hing's auf den Rücken, und mußte nun zu Fuß nachhause gehen. Doch tröstete er sich, daß ihm noch zwei Wünsche übrig blieben. Wie er nun dahinging in dem Sande, und als zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward's ihm so warm und verdrießlich zu Mute; der Sattel drückte ihn dabei auf den Rücken; auch war ihm immer noch nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. „Wenn ich mir auch alle Reiche und Schätze der Welt wünsche," dachte er bei sich selbst, „so habe ich doch noch allerlei Wünsche, dieses und jenes; das weiß ich im voraus; ich will aber meinen Wunsch so einrichten, daß mir gar nichts mehr übrig bleibt, wonach ich noch Verlangen hätte."

Da kam ihm so in die Gedanken, wie es doch seine Frau jetzt gut habe; die sitze daheim in einer kühlen Stube und lasse sich's wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß er's wußte, sprach er so hin: „Ich wollte, sie säße daheim auf dem Sattel und könnte nicht herunter, statt daß ich ihn da mit mir auf dem Rücken schleppe." Und als das letzte Wort aus seinem Munde kam, so war

der Sattel auf seinem Rücken verschwunden, und er merkte, daß sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß, und er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam hinsetzen, um auf was Großes für den letzten Wunsch nachzudenken. Als er aber ankommt und seine Stubenthüre aufmacht, sitzt seine Frau auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Gib dich zufrieden; ich will dir alle Reichtümer der Welt herbeiwünschen; nur bleib da sitzen.“ Sie antwortete aber: „Was helfen mir die Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze; du hast mich heraufgewünscht, du mußt mir auch wieder herunterhelfen.“ Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch thun, daß sie vom Sattel ledig wäre und heruntersteigen könnte, — und er ward auch erfüllt. — Also hatte er nichts davon als Ärger, Mühe und ein verlornes Pferd; die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende. (Brüder Grimm.)

79. Sprichwörter und Dichtersprüche.

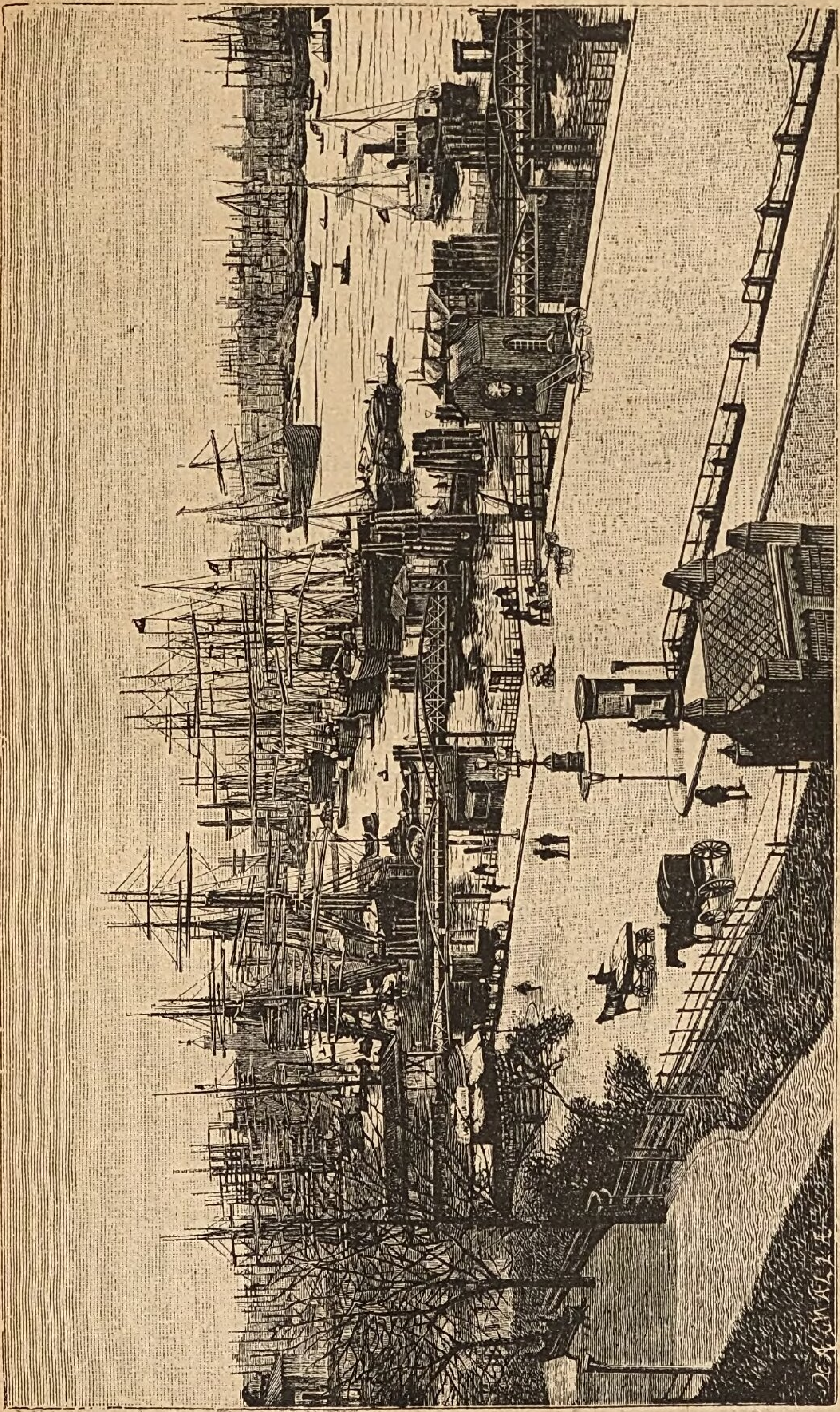
1. Wenn die Hunde schlafen, hat der Wolf gut Schafe stehlen.
2. Oft lacht der Mund, wenn das Herz weint.
3. Rühme den Markt nicht, bevor er gehalten ist.
4. Man muß nicht eher fliegen wollen, als bis einem die Flügel gewachsen sind.
5. Man soll die Bärenhaut nicht verkaufen, ehe der Bär gestochen ist.
6. Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist.
7. Die Tugend darbt oft, indem das Laster prasset.
8. Man soll an keinem Kranken verzagen, dieweil er noch Atem hat.
9. Wahrheit und Irrtum sind im Streite gewesen, seitdem Menschen auf Erden leben.
10. Die ungeraden Finger werden eben, sobald man die Hand schließt.
11. Sobald Gesetz ersonnen, wird Betrug gesponnen.
12. Kommt Zeit, kommt Rat.
13. Schaff' weil es Tag noch ist! Steh, weil du fest noch bist!
14. Wenn der Träge schläfrig gähnt oder sich nach Ruhe sehnt, kürzt der Fleißige die Zeit sich durch frohe Thätigkeit.

80. Eine Seestadt.

Auf der Landkarte sieht Hamburg sehr winzig aus, und seine 265 000 Einwohner wollen auch nicht gar viel sagen; aber die günstige Lage hat die Stadt zu einem der bedeutendsten Handelsplätze der Welt gemacht.

Nähert man sich der Stadt auf dem Dampfschiffe von Harburg aus, so erblickt man einen ungeheuren Wald von Masten; die Luft ist voll wehender Wimpel aller Farben und Nationen. Zwischen denselben blähen sich ungeheuere Segel auf, und schwarze Rauchwolken steigen aus den Schornsteinen der Dampfschiffe. Dahinter erheben sich gewaltige Speicher für die Warenvorräte. An dem mit Mauern eingefaßten Ufer wogen geschäftige Menschen in allen Farben und Trachten auf und ab. Hier arbeiten sich Rollwägen die Uferstraße hinauf; dazwischen jagen Droschken und Reiter, schreien Kofferträger, singen Matrosen, rufen Verkäufer ihre Waren aus, haschen Diebe nach fremden Taschen und treiben sich müßige Zuschauer umher. Was die Erde Schönes und Kostbares trägt, das steht hier aufgestapelt in gewaltigen Fässern, eisenbeschlagenen Kisten, mächtigen Rollen und Körben. Waren, die Hunderttausende wert sind, erscheinen wie auf die Straße geworfen.

Außer den Menschen drängen sich am Elbufer auch Schiffe und Fahrzeuge aller Art durch einander. Die einen wollen vom Ufer, lösen die mächtigen Ketten und suchen sich Bahn zu machen nach dem vollen Strome; andere drängen heran nach dem Ufer oder nach den Kanälen, welche in die Stadt hineinführen; wieder andere suchen eine bequeme Haltstelle, oder steuern nach dem Zollamte. Zwischen den gewaltigen Seeschiffen schießen buntfarbige Gondeln oder leichte Fischerboote flüchtig hin und wieder. Zagend schaut ihnen der unkundige Binnenländer vom Ufer nach; denn jeden Augenblick fürchtet er, sie hier oder dort anprallen und umschlagen zu sehen. Aber sie wenden stets zu rechter Zeit und entkommen der Gefahr. Tagelang könnte man am Ufer stehen und dem geschäftigen Treiben zusehen. Dort kommt ein schwerfälliger Dreimaster mit den Schätzen Brasiliens; hier segelt ein schlanker Dampfer nach dem Kapland ab; neben dem heimgekehrten Walfischfänger liegt der stattliche Ostindienfahrer, und an dem amerikanischen Kauffarteischiffe rauscht das englische Postdampfschiff vorüber. Welch Knarren der Halteseile; welch Klappern der Taue; welch Flattern der Segel; welch Gemisch verschiedener Sprachen und Trachten! Und dazwischen der Kommandoruf der Kapitäne und das langgezogene Taktlied der an den Winden beschäftigten Matrosen!



An der Stelle der in dem großen Brande des Jahres 1842 zerstörten Stadtteile sind eine Menge ganz neuer Straßen mit den prachtvollsten Häusern entstanden. In diesen wohnen die reichen Kaufherren und Senatoren; auch enthalten sie eine Menge der schönsten Läden. Dagegen erblickt man hier fast gar nicht den Kleinhandel auf offenen Straßen. Ganz anders ist es in dem andern Stadtteile. Die Straßen sind von Häusern mit hohen Giebeln eingefaßt, die von der Dachkammer bis in den Keller bewohnt sind. Fußgänger, Rollwagen und öffentliche Fuhrwerke bewegen sich bunt durch einander. Das Wagenrasseln, der Peitschenknall und das Ausrufen der Verkäufer verursachen einen unaufhörlichen Lärm. Lange, buntgefärbte Schilder bedecken die Vorderseite der Häuser. Hier sind Seefische und Austern abgemalt, dort Röcke, Mützen, Stiefel, Stühle u. s. w. Da stehen Uhren und Goldwaren. Die Erzeugnisse aller Länder sind hier zur Schau ausgestellt. Noch größer ist der Lärm in denjenigen Straßen, in welchen die Kleinhändler auf zweiräderigen Karren ihre Waren feilbieten. Sie warten nicht, bis ein Käufer herantritt, sondern sie rufen vom Morgen bis zum Abend ihre Waren aus. Hinter den Karren sieht man dunkle Gewölbe und Gänge in den Häusern, in welchen die Trödler ihre Waren ein- und verkaufen. Da werden abgelegte Kleider umgearbeitet, gereinigt und wieder ausgeboten. Nichts ist zu schlecht und zu zerrissen, was da nicht zum Verkauf und zur Verarbeitung gebraucht werden könnte. Wenig bekannt ist, daß der i. J. 1874 vollendete Turm der Nikolaikirche das höchste Bauwerk der Erde ist[1]). Er mißt über 144 m, das nächsthöhere Bauwerk aber, die Kuppel der Peterskirche zu Rom, nicht ganz 144 m.

(St. Gallener Blätter.)

81. Überschwemmungen.

Zur Gewohnheit sind den Bewohnern der Halligen (der kleinern Eilande an der Westküste des Herzogthums Schleswig) die Überschwemmungen geworden, die, alles flache Land überwogend, an den Werften hinaufsteigen und an die Mauern und Fenster der Hütten mit ihrem weißen Schaum anschlagen. Da blicken denn diese Wohnungen aus der weiten, umrollen-

1) Die zur Zeit noch nicht vollendeten Türme des Kölner Domes werden eine noch bedeutendere Höhe erreichen.

den Wasserfülle nur noch als Strohdächer hervor, von denen man nicht glaubt, daß sie menschliche Wesen bergen, daß Greise, Männer, Frauen und Kinder unterdessen völlig ruhig um ihren Theetisch hersitzen und kaum einen flüchtigen Blick auf den umdrängenden Ozean werfen. Manch fremdes, aus seiner Bahn verschlagenes Schiff segelte schon in solchen Zeiten bei nächtlicher Weile über eine Hallig weg, und die erstaunten Seeleute glaubten sich von Zauberei umgeben, wenn sie auf einmal neben sich ein freundliches Kerzenlicht durch die hellen Fenster einer Stube schimmern sahen, die, halb von den Wellen bedeckt, keinen andern Grund als die Wellen zu haben schien. Aber es bricht der Sturm zugleich mit der Flut auf das bange Eiland ein. Die Wasser steigen gegen 6 m über ihren gewöhnlichen Stand hinauf. Die Wogen dehnen sich zu Berg und Thal, und das Meer sendet in immer neuen, langen Zügen seine volle, breite Gewalt gegen die einzelnen Werften, um sie aus seiner Bahn wegzuschieben. Der Erdhügel, der nur eine zeitlang zitternd widerstand, gibt nach; bei den unausgesetzten Angriffen bricht ein Stück nach dem andern ab und schießt hinunter. Die Pfosten des Hauses, welche die Vorsicht eben so tief in die Werfte hineinsenkte, als sie darüber hervorstehen, werden dadurch entblößt; das Meer faßt sie, rüttelt sie. Der erschreckte Bewohner des Hauses rettet erst seine besten Schafe hinauf auf den Boden; dann flieht er selbst nach; und hohe Zeit war es; denn schon stürzen die Mauern, und nur noch einzelne Ständer halten den schwankenden Dachboden, die letzte Zuflucht. Mit furchtbarem Siegesübermute schalten nun die Wogen in dem untern Teile des Hauses; sie werfen Schränke, Kisten, Betten, Wiegen mit wildem Spiele durch einander, schlagen sich immer freieren Durchgang, um alles hinauszureißen auf den weiten Tummelplatz ihrer unbändigen Kraft, und der Stützpunkte des Daches werden immer weniger, des Daches, dessen Niedersturz rettungslos einer noch vor wenigen Stunden in häuslicher Geschäftigkeit mit einander wirkenden, oder im sanften Arme des Schlummers neben einander ruhenden Familie ein schäumendes Grab bereitet. Ängstlich lauscht das Ohr, ob nicht das Brausen des Sturmes abnähme; ängstlich pocht das Herz bei jeder Erschütterung; immer enger drängen die Unglücklichen zusammen. In der Finsternis sieht keiner das entsetzenbleiche Antlitz des andern; im Donnergeroll der

tobenden Wogen verhallt das bange Gestöhn; aber jeder kann an seiner eigenen Qual die marternde Angst seiner Lieben ermessen. Der Mann preßt das Weib, die Mutter ihre Kinder mit verzweiflungsvoller Todesgewißheit an sich; die Bretter unter ihren Füßen werden von der drängenden Flut gehoben. Aus allen Fugen quellen die Wasser auf; das Dach wird durchlöchert vom Wogensturz; ein irrer Mondstrahl dringt durch die zerrissenen Wolken, fällt hinein auf die Jammerscene, die, von seinem bleichen, zuckenden Lichte beleuchtet, in all ihrer Furchtbarkeit erscheint und die angstverzehrenden Gesichter einander spiegelt. Da kracht ein Balken. Ein furchtbarer Schreckruf! Noch eine martervolle Minute! Noch eine! Der Dachboden senkt sich nach einer Seite; ein neuer Flutenberg schäumt herauf, und — im Sturmgeheul verhallt der letzte Todesschrei. Die triumphierenden Wogen schleudern einander Trümmer und Leichen zu. — Dennoch liebt der Halligbewohner seine Heimat, liebt sie über alles, und der aus der Sturmflut Gerettete baut sich nirgends sonst wieder an, als auf dem Fleck, wo er alles verlor, und wo er in kurzem wieder alles und sein Leben mit verlieren kann. (Biernatzky.)

82. Rätsel.

Bald läufst du auf mir, als wär' ich von Stein;
Bald lauf' ich selber, als wär' ich ganz Bein;
Bald ruh' ich gar friedlich und dehne mich breit;
Bald tob' ich, als wie mit mir selber im Streit;
Bald flieg' ich hinauf in das luftige Blau;
Bald fall' ich herab auf die blumige Au;
Bald seh' ich aus wie der niedlichste Ball;
Bald schein' ich ein Bild vom unendlichen All.

83. Vom Wasser.

1. Es ist etwas Merkwürdiges um das Wasser. Es ist flüssig wie Luft, und doch sind die Brücken, welche es zur Winterzeit über Teiche und Flüsse schlägt, fester, als wenn sie aus Quadersteinen gewölbt wären. Es trägt unsere Schiffe, und doch können wir nicht auf dasselbe treten, ohne zu versinken. Es schwebt als Nebel und Wolke über den höchsten Bergen und steigt hinunter bis in die unermessenen Tiefen des Meeres. Es ist so verbreitet, daß es drei Vierteile der Erdoberfläche bedeckt, und ist doch von den meisten

Menschen nur wenig gekannt. Es ist so notwendig, daß kein Mensch, kein Tier, kein Pflänzchen ohne dasselbe leben kann, und wie wenig wird ein Wassertropfen geachtet! Es ist farblos, und bringt doch im Regenbogen das schönste Farbenbild der Natur hervor! Es ist ohne Geschmack und doch in der Hitze des Sommers das größte Labsal. Ein Mann, welcher 154 Pfund wiegt, hat 116 Pfund Wasser und nur 38 Pfund feste Stoffe. Du siehst also, das Wasser ist dein untrennbarer Gefährte, der sich mit dir zu Tische setzt, dich auf allen Wegen begleitet und sich mit dir zu Bette legt und doch — welch ein trügerisches, von dir gefürchtetes Element! Wasser, Wasser! schreien die Leute bei einer Feuersbrunst, und gerade das Wasser enthält einen Stoff, der leicht entzündlich und verbrennbar ist. Dies ist der Wasserstoff (das Wasserstoffgas).

2. Das Wasser ist nämlich keineswegs ein einfacher Stoff (Element), sondern man hat gefunden, daß es eine Verbindung von zwei Grundstoffen, von Wasserstoff und Sauerstoff, ist, und zwar enthalten 9 g Wasser 8 g Sauerstoff und 1 g Wasserstoff. Beide Stoffe sind luftförmig, durchsichtig, farb-, geruch- und geschmacklos. Beide kommen nirgends unvermischt und unverbunden in der Natur vor, sondern müssen erst auf künstlichem Wege dargestellt, d. h. ausgeschieden werden. Mit andern Stoffen verbunden findet sich sowohl der Sauer- als der Wasserstoff in ungeheuren Mengen auf unserer Erde. Der Sauerstoff ist uns zum Atmen unentbehrlich und heißt deshalb auch Lebensluft. Der Wasserstoff ist 14mal leichter als die atmosphärische Luft, weshalb er zur Füllung von Luftballons verwendet wird. Wenn man zwei Teile Wasserstoff in einem verschlossenen Gefäße mit einem Teile Sauerstoff vermischt, so verbinden sich die beiden Elemente, sobald das Gemisch erhitzt wird, plötzlich unter einem furchtbaren Knall. Dieses Gemisch nennt man deshalb K n a l l g a s.

Acht Gewichtsteile Sauerstoff und ein Gewichtsteil Wasserstoff verbinden sich zu Wasser. Diesem sind aber noch andere Stoffe beigemischt, und selbst unser „reines" Trinkwasser ist nicht frei von fremden Stoffen, ja es muß solche, namentlich Kohlensäure, enthalten, wenn es trinkbar sein soll. Freier von fremden Stoffen ist schon das Regenwasser. Will man es ganz rein, so bringt man in einem Gefäße Wasser ins Kochen, fängt den Wasserdampf auf, leitet ihn

durch Röhren in ein kühles Gefäß, in welchem er sich zu Tropfen verdichtet. Dieses Wasser nennt man destilliertes, und es ist völlig geschmacklos.

3. Das Wasser wird durch die Kälte in einen festen Körper, das Eis, verwandelt. Dabei dehnt sich die gefrierende Masse mit unwiderstehlicher Kraft aus, und ihr habt wohl schon bemerkt, wie Flaschen, Fässer, ja eiserne Gefäße zerspringen, wenn das in ihnen befindliche Wasser gefriert. Ja, selbst Felsen werden durch das Eis gesprengt, und Bäume zerbersten, wenn das in ihnen enthaltene Wasser bei strenger Kälte sich in Eis verwandelt. Die Härte des Eises nimmt mit der Kälte zu, und im hohen Norden wird es oft so hart, daß es sich nur wie Stein mit dem Hammer zerschlagen läßt. Man hat selbst schon Kanonen aus solchem Eise verfertigt, und man konnte mit starken Pulverladungen aus ihnen schießen, ohne daß sie zersprangen.

4. An der Wärme verdunstet das Wasser, d. h. es geht in gasförmigem Zustande in die Luft über. Täglich verwandelt sich eine Menge Wasser in Wasserdampf. Gelehrte Leute haben ausgerechnet, daß aus dem Meere allein jährlich mehr als 10 Billionen Zentner Wasser in die Luft aufsteigen. Dies ist eine ungeheure Masse, und wenn alle Menschen zusammenstünden, und ihre Dampfmaschinen, Pferde, Ochsen u. s. w. zu Hilfe nähmen, so könnten sie nicht so viel aus dem Meere pumpen. Diese Wasserdämpfe nun sind leichter als die Luft und steigen deshalb in derselben in die Höhe. Die Winde tragen sie dann weit, weit fort über alle Länder. Sie verdichten sich in kalten Luftschichten und Luftströmungen, werden als Wolken sichtbar und fallen endlich als Schnee oder Regen zur Erde nieder. Da sammelt sich das Wasser und tritt in Quellen hervor; die Quellen vereinigen sich zu Flüssen, und diese führen dem Meere wieder die Gewässer zu. So vollzieht sich ein wunderbarer, fortwährender Kreislauf des Wassers vom Meere zum Lande, und vom Lande wieder zum Meere!

(G. N. M.)

84. Eine Ohrfeige zur rechten Zeit.

In einer Handelsstadt Norddeutschlands lebte ein Kaufmann, Namens Müller. Ihm begegnete oft ein junger, wohlgekleideter Mensch, der ihn immer sehr freundlich begrüßte. Herr Müller erwiderte den Gruß zwar gern; aber

da er sich nicht erinnerte, den jungen Menschen je zuvor gesehen zu haben, so glaubte er, daß dieser ihn mit einem andern verwechsele. Eines Tages nun war Herr Müller zu einem Freunde eingeladen, und als er zur bestimmten Zeit in dessen Hause eintraf, fand er denselben jungen Mann schon mit dem Hausherrn im Gespräch. Der Wirt wollte nun seine beiden Freunde mit einander bekannt machen; aber der jüngere sagte: „Das ist nicht nötig; wir kennen uns schon viele Jahre." — „Ich glaube, Sie sind im Irrtum," erwiderte Herr Müller; ich habe allerdings seit einiger Zeit manchen freundlichen Gruß von Ihnen bekommen; aber sonst sind Sie mir ganz fremd." — „Und doch kenne ich Sie lange," antwortete der junge Mann, „und freue mich, Ihnen heute herzlich danken zu können." — „Wofür wollen Sie mir danken?" fragte Herr Müller. — „Das ist allerdings eine alte Geschichte," versetzte jener; „aber wenn Sie mir einige Augenblicke zuhören wollen, so werden Sie sich meiner doch vielleicht noch erinnern.

Eines Morgens ging ich in die Schule, ich war damals 9 Jahre alt. Als ich über den Marktplatz kam, waren dort viele Körbe der schönsten Äpfel zu sehen. Ich bekam nur selten Obst und betrachtete daher recht lüstern die herrlichen, großen Äpfel. Die Eigentümerin sprach mit ihrer Nachbarin und hatte deshalb ihrer Ware den Rücken zugekehrt. Da kam mir der Gedanke, einen einzigen Apfel heimlich zu nehmen; ich dachte, die Frau behielte ja noch eine große Menge. — Leise streckte ich meine Hand aus und wollte eben ganz vorsichtig meine Beute in die Tasche stecken: da bekam ich eine derbe Ohrfeige, so daß ich vor Schrecken den Apfel fallen ließ. Junge! sagte zugleich der Mann, der mir die Ohrfeige gegeben hatte, wie heißt das siebente Gebot? Nun, ich hoffe, daß du zum erstenmale dagegen sündigst; laß es zugleich das letztemal sein. — Vor Scham wagte ich kaum die Augen aufzuschlagen; aber doch ist mir das Antlitz jenes Mannes unvergeßlich geblieben. — In der Schule war ich immer sehr unaufmerksam; ich glaubte immer von neuem die Worte zu hören: Laß es das letztemal sein. Und ich nahm mir fest vor: Ja, es soll gewiß das erste- und letztemal sein. Aber auch lange nachher, wenn ich aus dem Katechismus das siebente Gebot aufsagen sollte, dachte ich mit heftigen Herzklopfen an jenen Morgen. Als ich

nach einigen Jahren die Schule verließ, ward ich Lehrling bei einem Kaufmann in Bremen; von dort ging ich später nach Südamerika. Hier kam ich wohl manchmal in Versuchung, in Kaufmannsgeschäften andere zu betrügen und so die Hand nach fremdem Gute auszustrecken; aber dann war es mir immer, als fühlte ich von neuem die Ohrfeige, und ich erinnerte mich der Worte: Laß es zugleich das letztemal sein. So bin ich ehrlich geblieben, und in dem Vermögen, welches ich mit herübergebracht habe, ist kein Pfennig unrechten Gutes. Gott sei dafür gelobt!"

So erzählte der junge Mann; dann aber ergriff er die Hand des Herrn Müller und sagte: „Darf ich nun diese Hand, die mir eine solche Wohlthat erwiesen hat, recht dankbar drücken?" (Oldenburger Volksbote.)

85. Die Ostsee.

Die Ostsee oder das baltische Meer hängt durch den Sund sowie durch den kleinen und großen Belt mit der Nordsee zusammen. Sie bespült folgende deutsche Gebiete: Holstein, Mecklenburg, Pommern und Preußen und ist größer als der ganze preußische Staat.

In der Ostsee liegen viele Inseln; am dichtesten zusammengedrängt finden sich dieselben im bottnischen Meerbusen. Viele von ihnen sind mit freundlichen Dörfern und baumreichen Gefilden geschmückt.

Im Vergleich zu den übrigen Meeren hat die Ostsee nur eine geringe Tiefe. An den meisten Stellen beträgt diese nur 15—30 m. Die Ufer sind meist so flach, daß ein erwachsener Mensch 200 Schritt in die See hineingehen kann. Die Ostsee hat keine Ebbe und Flut. Ihr Wasser ist meergrün, aber klarer und kälter als das der großen Meere und wegen der vielen ihr zufließenden süßen Gewässer auch weniger salzhaltig. Daher geschieht es zuweilen, daß bei sehr strenger Kälte ein großer Teil von ihr zufriert. Wo im Sommer Schiffe fuhren, da reist man nun zu Pferde und in Schlitten. Solche Reisen, die am gewöhnlichsten über den bottnischen Meerbusen von Rußland nach Schweden unternommen werden, sind sehr beschwerlich und einförmig. Auf der weiten Fläche stehen wunderbar geformte Eisblöcke, zwischen denen das Auge nichts als Schnee und Eis erblickt. Kein Laut als das Geschleife des Schlittens,

das Läuten der Schellen oder der Hufschlag der Pferde unterbricht die Todesstille. Kommt ein Schneesturm, oder entstehen unter donnerähnlichem Krachen viele Risse und große Spalten im Eise, — dann wird die Reise gefährlich.

Erst im Mai gelingt es der Sonne, das Eis zu vertreiben und die Schiffahrt frei zu machen. Alsdann spielen die plätschernden Wellen über den weißen Sand bis an die Dünen und laden den armen Strandfischer wie den reichen Schiffsbesitzer oder Rheder zur Fahrt ein. Bald schaukeln sich auf der grünen Flut die kleinen Fischerboote mit ihren roten und die Seeschiffe mit ihren weißen Segeln, und schnelle Dampfer durchfurchen ihre Wogen. — Das freundliche Bild ändert sich aber, wenn ein schwerer Nordostwind sich mit aller Gewalt aufs Meer stürzt. Dann färben sich von den heraufziehenden schwarzen Wolken die Wellen dunkelgrau; sie steigen immer höher in ununterbrochenem Rollen, und der überstürzende Kamm kräuselt sich mit weißem Schaume. Bald rast ein Sturm über die aufgeregte See; ein Blitz zuckt aus den Wolken, und mit dem Rollen des Donners mischt sich das Gebrüll der am Ufer brandenden Wogen. Du stehst an dem hohen Strande sicher; aber das Schiff, das mitten in diesem Getöse bald auf die Spitze der Wellen gehoben, bald in den Abgrund gesenkt wird, ringt vergeblich mit dem Sturme. Schon hat der Wind die Masten halb herabgeschlagen; schon hangen die Segel, in Fetzen zerrissen, an den Spieren; schon haben die Wellen das Steuer zerbrochen, und so treibt das Schiff, ein Spiel des Windes und der Wogen, dem Lande immer näher. Die Schiffer erkennen wohl die Gefahr. Ein Kanonenschuß als Notruf blitzt von dem Vorderteil des Schiffes auf, und der Knall dringt durch den Sturm bis an dein Ohr. Du siehst den Untergang des Schiffes vor Augen und kannst doch nicht helfen; denn wer sollte es wagen, bei solchem Ungestüm in die See hinauszufahren? — Da schallt ein zweiter, ein dritter Schuß vom Schiffe her; eine Welle hebt es hoch empor, und es schießt mit ungeheurem Anpralle auf den steinigen Grund, so daß es von einander berstet. Ein Schrei des Schreckens vom Ufer her begegnet dem Angstrufe der Gestrandeten. Wellen auf Wellen wälzen sich unermüdlich über das Wrack und reißen manchen wackeren Mann über Bord ins kühle Grab, bis endlich auch die letzte Planke losgerissen wird und Rumpf und Masten mit

Mann und Maus versinken. Und wenn am Morgen die Sonne wieder klar und heiter leuchtet, dann rollen nur noch die geschäftigen Wellen mit dumpfem Gemurmel dahin, als plauderten sie von dem Raube, den sie gestern gemacht.

86. Die Bernsteinfischerei.

Der Bernstein ist ein gelbes, rötliches oder graues Harz, das mit wohlriechenden Dämpfen verbrennt. Jedenfalls stammt er von einer untergegangenen Baumart, die in urweltlichen Zeiten in Preußen in ungeheuren Waldungen vorhanden gewesen sein muß. Merkwürdig sind die Käfer und Spinnen, die man in denselben eingeschlossen findet, indem sie zum Teil ihre Flügel ausbreiten, als wenn sie noch lebten.

Der Bernstein wird längs der ganzen preußischen Ostseeküste an das Land geworfen und von besonders dazu aufgestellten Strandreitern regelmäßig in den ersten Stunden des Tages aufgeklaubt. Sie warten aber nicht immer bis die Flut oder der Sturm den Bernstein an das Ufer wirft, sondern den meisten schöpfen sie aus der See selbst. Bei ruhigem Wetter sieht man ihn nämlich auf dem Meeresgrunde deutlich liegen. Deshalb benutzen die Bernsteinschöpfer die Meeresstille, fahren auf Booten in die See hinein, brechen ihn mit spitzen Stangen los und ziehen ihn mit Netzen heraus. Wenn einige Tage hindurch ein heftiger Nordwind die See aufgewühlt hat und dadurch wieder ruhiges Wetter eingetreten ist, haben es die Bernsteinschöpfer bequemer. Der Sturm hat alsdann den Bernstein vom Grunde des Meeres losgerissen und ihn, in Seetang verwickelt, in die Nähe der Küsten geworfen. Sobald ein Strandreiter daher das Herannahen der Seekräuter, die den Bernstein zu enthalten pflegen, bemerkt, versammelt er die zum Schöpfen verpflichteten Bauern. Diese gehen, mit groben wollenen oder auch wohl ledernen Unterkleidern und Röcken bekleidet, mit weiten Netzen, die an langen Stangen befestigt sind, bis über die Brust ins Wasser, schöpfen mit den Netzen das Kraut samt dem Bernstein auf und werfen es an den Strand. Dies setzen sie so lange fort, bis sich kein Kraut mehr zeigt. Weiber und Kinder sind indessen am Ufer beschäftigt, den Bernstein aus dem Kraute herauszulösen. Da man bei dem Pflügen und Brunnengraben

selbst tiefer im Lande häufig Stücke Bernstein auswirft, so hat man sich auch durch Nachgraben dieses Harz verschafft und in der That eine nicht unbedeutende Menge zu Tage gefördert. Das größte Stück, das man bis jetzt fand, wiegt 14 Pfund und wird auf 100 000 fl. (ca. 170 000 *M.*) geschätzt. Bernsteine von einem halben Pfund Gewicht gehören schon zu den größten Seltenheiten, und es müssen die Fischer oft mit den kleinsten Stücken vorlieb nehmen. Der größere wird meist von den Bernsteindrehern zu Pfeifenspitzen, Kreuzen, Dosen, Bechern und allerhand Geschmeide verarbeitet, der kleinere zu Knöpfen, Korallen und dergleichen oder er wird zu Räucherpulver und Firnis benutzt.

(Preuß.)

87. Deutschland nach dem dreifsigjährigen Kriege.

Als in dem Jahre 1648 die Friedensbotschaft durch Deutschland flog und das Ende eines schrecklichen Krieges verkündigte, da sah es traurig in unserm Vaterland aus. Fremde Herrschaften hatten die deutschen Lande verwüstet, Spanier, Wallonen, Italiener, Franzosen, Schweden und Slawen sich in einem dreifsigjährigen Kampfe auf deutschem Boden herumgetummelt. Zwei Dritteile der Bevölkerung waren umgekommen. Zertretene Felder, in Asche gelegte Dörfer und Städte, zerstörte Werkstätten, durch den Krieg verwilderte Menschen — das waren die Bilder des Jammers, die unser Vaterland überall darbot.

Dazu kam noch, dafs wichtige, unersetzliche Landesteile von demselben losgesprengt und fremden Ländern einverleibt wurden. Und die Kaiserwürde, die einst die erste in der Christenheit gewesen, stand jetzt machtlos da. Der einzige Gewinn aus dem Kriege war für Deutschland der nun festgestellte Friede zwischen Katholiken und Protestanten. Dennoch erholte sich Deutschland wieder, und dafs es sich aus einem dreifsigjährigen Kriege hat wieder aufrichten können, das ist ein Zeichen seiner unverwüstlichen Kraft, seiner ursprünglichen, gesunden Natur. Unmittelbar nach dem Kriege dämmerte kaum eine solche Hoffnung. Die Fremden, namentlich Frankreich, gingen mit diesem armen Deutschland fast nach Willkür um, besonders Ludwig XIV. Dieser wollte nicht nur im Innern Frankreichs Herr sein, er wollte auch Herr sein in Europa. In seinem Übermute liefs er

sich eine Uhr machen, in welcher ein künstlicher französischer Hahn bei jedem Stundenschlage krähte; der deutsche Adler aber, welcher auch an der Uhr angebracht war, zitterte bei diesem Krähen jedesmal am ganzen Leibe. Eine grofse Bildsäule hatte er verfertigen lassen, die ihn selbst darstellte, stehend auf dem Nacken von vier gefesselten Sklaven, an deren Merkmalen man den deutschen Kaiser, Spanien, Holland und Brandenburg deutlich erkannte.

Im westfälischen Frieden war das deutsche Land Elsafs bei der Verteilung Frankreich zugefallen. Plötzlich erklärte Ludwig, dafs er zu allem dem, was er bereits vom heiligen deutschen Reiche erobert habe, auch noch alles das haben müsse, was jemals damit zusammengehangen, z. B. alle Klöster und Ortschaften, die einmal im Lehensverband oder Erbvertrag mit Elsafs gestanden hatten, wäre dies auch tausend Jahre her. Hatten seine Rechtsgelehrten einen solchen Ort in den Akten aufgefunden, so liefs er sogleich die alten Wappen wegreifsen und die Lilien aufpflanzen; dabei steckten seine Soldaten wie Mordbrenner oft ganze Städte und Dörfer in Brand, und während man auf dem deutschen Reichstage darüber beratschlagte, erscholl auf einmal (1681) die Nachricht: Strafsburg ist französisch. Ludwig hatte die Stadt, als ihre Bürger auf der Frankfurter Messe waren, überrumpelt.

Strafsburg, dieser Schlüssel von Oberdeutschland, von dem Karl V. noch gesagt hatte, wenn Wien und Strafsburg zugleich bedroht wären, so würde er unzweifelhaft zur Rettung von Strafsburg ausziehen, — dieses wichtige Strafsburg war französisch geworden, mitten im Frieden.

Von nun an war Deutschland völlig dem Einflusse Frankreichs preisgegeben; das Kaisertum war ganz machtlos geworden; die Fürsten und das Volk gefielen sich in der Nachäffung des französischen Wesens; mehr und mehr verfielen deutsche Sprache, deutsche Sitte und deutsche Zucht.

(*Vehse.*)

88. Die Verwüstung der Pfalz und der Brand Speiers.
(1688 und 1689.)

1. Unsägliches Elend hatte der 30jährige Krieg über unser deutsches Vaterland gebracht. Aber das Maß des Unglücks sollte noch nicht voll sein, und noch tiefere Er=

niedrigung mußte das Volk erfahren, welches ehevor das geachtetste und gefürchtetste in Europa gewesen. Besonders war es der König Ludwig XIV. von Frankreich, der unter den nichtigsten Vorwänden und unter Verleugnung aller Rechtsgrundsätze Krieg um Krieg gleichsam vom Zaune brach. Wie er mitten im Frieden im Jahre 1681 durch einen Gewaltstreich Straßburg geraubt, so fiel er ohne Kriegserklärung im September 1688 unerwartet in die Pfalz ein. Rasch nach einander hatten die Franzosen Kaiserslautern, Mainz, Heidelberg und Heilbronn genommen und sich so in den Besitz der Pfalz gesetzt, ehe man in Deutschland an Widerstand denken konnte. Um einen solchen, der für das Frühjahr zu erwarten war, unmöglich oder doch unwirksam zu machen, wollte Ludwig zwischen Deutschland und Frankreich „eine Wüste legen". Es erging deshalb der unmenschliche Befehl, alle Städte, Flecken und Dörfer der Pfalz niederzubrennen und das Land zu verwüsten. Den Bewohnern wurde dieses bekannt gegeben und ihnen eine dreitägige Frist zu ihrer Rettung gestattet. Bald schwärzten sich die Straßen und Felder mit zahllosen Haufen von Männern, Weibern und Kindern, welche von ihrem Herde flohen. Viele erlagen dem Hunger und der Kälte; andere retteten kaum das nackte Leben.

Mittlerweile begann das Werk der Zerstörung. General Melac vollführte es von Heidelberg aus mit hunnischer Grausamkeit. Aus jedem Orte schlugen die Flammen empor. Die mit Korn bestellten Äcker wurden umgepflügt, die Obstgärten niedergehauen, die Weinpflanzungen zerstört. Weder Paläste und Tempel, Klöster und Krankenhäuser, noch Kunstwerke oder Denkmäler fanden Schonung in den Augen der Mordbrenner. Das prachtvolle Heidelberger Schloß wurde ausgeplündert und durch Pulver größtenteils zerstört, Mannheim gleich Heidelberg niedergebrannt. Trostlos verließen die unglücklichen Einwohner ihre Heimstätte.

2. Länger war die Stadt Speier geschont worden. Aber auch sie sollte mit ihrem ehrwürdigen Dome den Flammen überliefert werden.

Im Mai 1689 wurde den Einwohnern angekündigt, daß ihre Stadt dem Erdboden gleich gemacht werden solle, daß ihnen aber eine sechstägige Frist zur Flucht nach Elsaß, Lothringen oder Burgund gewährt, jedoch die Flucht auf das rechte Rheinufer bei Todesstrafe verboten sei. Montclar,

der französische Befehlshaber, verteilte 24 Mordbrenner in die Stadt, damit diese an verschiedenen Enden zu gleicher Zeit angezündet werde. Die Flammen aus 47 Gassen in einem Umkreise von 3/4 Stunden schlugen himmelhoch in einem allgemeinen Feuermeere zusammen.

Es war jetzt Mitternacht. Der glühende Feuerregen dauerte fort und wuchs mit der weiterschreitenden Flamme. Da flog ein Feuerbrand, den der Wind durch die Luft trug, in die Kuppel des Domes, zündete, und die Flamme schlug auf. Bald war der ganze Dom ein Feuerball. Drinnen sauste der Wind durch die gesprungenen Fenster und jagte die Flamme umher durch die Pfeiler, Gewölbe und Seitenhallen, und draußen senkten sich langsam die Dächer der Chöre, Kuppeln und des Langhauses und brachen in sich selbst zusammen. Die Glockenstühle waren allmählich durchgebrannt; sie wichen aus dem Gefüge, krachten und stürzten samt den Glocken mit donnerndem Getöse herab.

Der Brand färbte den Himmel auf einen Umkreis von vielen Stunden blutig rot und verkündete, bis zu den beiden Gebirgsketten hinüberleuchtend, den Untergang von Speier.

Die Franzosen sahen die auffliegenden Häuser, sahen die fallenden Stadtgebäude, hörten das Einbrechen der Kloster- und Stiftstürme, hörten den Sturz der mit lautem Krachen niederfahrenden Kuppeln am Münster — und freuten sich des gelungenen Mordbrandes. Sie kehrten nun in die öde Stadt zurück. Durch die noch rauchenden Balkentrümmer des Domes kamen sie an die Gräber der Kaiser. Da erinnerten sie sich der alten Sage, daß die deutschen Herrscher mit großen Schätzen hier versenkt worden, und alsbald erwachte die Habgier in ihren Gemütern. Die Scheu vor den Toten hielt die Vandalen nicht ab, und die allen Völkern heilige Ruhe der Verstorbenen wehrte nicht dem Durste nach Gold. Sie zerschlugen die Särge, so aus köstlichem Marmor bestanden, rissen das eiserne Gitter nieder, das diese seither vor Verletzung schützte, brachen die Gräber auf und wühlten hinab. Emsig suchten sie umher, rissen die Leiche des Kaisers Albrecht heraus und streuten, vielleicht aus Mutwillen, vielleicht ob getäuschter Erwartung erbost, seine Gebeine in den Schutt. Desgleichen erbrachen sie auch noch andere Gräber, warfen die noch unverwesten Körper im Dome umher und raubten die Särge, den Schmuck und was sie sonst an Metall fanden.

Zehn Jahre lag Speier mit seinem Dome darnieder, still und grauenvoll, wie ein Ort, auf dem der Fluch lastet, oder wo Nachtgeister ihr unheimliches Wesen treiben — ein trauriger Aufenthalt der Steinkäuze und Eulen.

(Joh. v. Geissel.)

89. Sprichwörter und Dichtersprüche.

1. Manche Menschen handeln so, als ob sie nie sterben müßten.
2. Viele Menschen rechnen so schlecht, daß sie Heller sparen und Thaler wegwerfen.
3. Die Trägheit kommt so langsam vorwärts, daß die Armut sie bald einholt.
4. Zur Arbeit ist der Mensch so von Natur bestimmt, daß er selbst Arbeit zum Vergnügen unternimmt.
5. Wie man in den Wald hineinschreit, so hallt es wider.
6. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.
7. Der Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.
8. Je höher der Baum, desto schwerer der Fall.
9. Je mehr Ehr, desto mehr Beschwer.
10. Je nachdem man einem wohl oder übel will, steckt man ihm Maien oder Besen.
11. Bete, als hälfe kein Arbeiten! Arbeite, als hälfe kein Beten!
12. Immer straft sich die Lüge selbst, indem sie sich immer stärker verwickelt.
13. Man ißt die Suppe nicht so heiß, als sie gekocht wird.
14. So wie ein Tropfen in dem Bach, folgt in der Zeit ein Augenblick dem andern nach ins Meer der Ewigkeit.

90. Der Rattenfänger von Hameln.

a.

Im Jahr 1284 ließ sich zu Hameln ein wunderlicher Mann sehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem, buntem Tuch an, weshalb er Bunting soll geheißen haben. Er gab sich für einen Rattenfänger aus und versprach, gegen ein gewisses Geld die Stadt von allen Mäusen und Ratten zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und versicherten ihm einen bestimmten Lohn. Der Rattenfänger zog demnach ein Pfeifchen heraus und pfiff; da kamen alsobald die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorgekrochen und sammelten sich um ihn herum. Als er nun meinte, es wäre keine zurück, ging er hinaus, und der ganze Haufe folgte ihm, und so führte er sie an die Weser;

dort schürzte er seine Kleider und trat in das Wasser, worauf ihm alle die Tiere folgten und hineinstürzend ertranken.

Nachdem die Bürger aber von ihrer Plage befreit waren, reute sie der versprochene Lohn und sie verweigerten ihn dem Manne unter allerlei Ausflüchten, so daß er zornig und erbittert wegging. Am 26. Juni auf Johannis und Pauli Tag, morgens sieben Uhr, nach anderen zu Mittag, erschien er wieder, jetzt in Gestalt eines Jägers, erschrecklichen Angesichts, mit einem roten wunderlichen Hut und ließ seine Pfeife in den Gassen hören. Alsbald kamen diesmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder, Knaben und Mägdlein, vom vierten Jahr an, in großer Anzahl gelaufen, worunter auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters war. Der ganze Schwarm folgte ihm nach, und er führte sie in einen Berg, wo er mit ihnen verschwand. Dies hatte ein Kindermädchen gesehen, welches mit einem Kind auf dem Arm von fern nachgezogen war, darnach umkehrte und das Gerücht in die Stadt brachte. Die Eltern liefen haufenweise vor alle Thore und suchten mit betrübtem Herzen ihre Kinder; die Mütter erhoben ein jämmerliches Schreien und Weinen. Von Stund an wurden Boten zu Wasser und zu Land an alle Orte herumgeschickt, zu erkundigen, ob man die Kinder, oder auch nur etliche gesehen; aber alles vergeblich. Es waren im ganzen hundertunddreißig verloren. Zwei sollen, wie einige sagen, sich verspätet haben und zurückgekommen sein, wovon aber das eine blind, das andere stumm gewesen, also daß das blinde den Ort nicht hat zeigen können, aber wohl erzählen, wie sie dem Spielmann gefolgt wären; das Stumme aber den Ort gewiesen, obgleich es nichts gehört. Ein Knäblein war im Hemd mitgelaufen und kehrte um, seinen Rock zu holen, wodurch es dem Unglück entgangen; denn als es zurückkam, waren die andern schon in der Grube eines Hügels, die noch gezeigt wird, verschwunden.

Die Straße, durch welche die Kinder zum Thor hinaus gegangen, hieß noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts die bungelose[1]) weil kein Tanz darin geschehen, noch Saitenspiel durfte gerührt werden. Ja, wenn eine Braut mit Musik zur Kirche gebracht ward, mußten die Spiel-

---

1) trommel- oder tonlose, stille.

leute über die Gasse hin stillschweigen. Der Berg bei Hameln, wo die Kinder verschwanden, heißt der Poppenberg, wo links und rechts zwei Steine in Kreuzform sind aufgerichtet worden. Einige sagen, die Kinder wären in eine Höhle geführt worden und in Siebenbürgen wieder herausgekommen. (Brüder Grimm.)

b.

1. Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereiste Rattenfänger,
Den diese altberühmte Stadt
Gewiß besonders nötig hat.
Und wären's Ratten noch so viele,
Und wären Wiesel mit im Spiele:
Von allen säubr' ich diesen Ort,
Sie müssen mit einander fort.

2. Dann ist der gutgelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der selbst die wildesten bezwingt,
Wenn er die goldnen Märchen singt.
Und wären Knaben noch so trutzig,
Und wären Mädchen noch so stutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müssen alle hinterdrein.

(Joh. Wolfg. v. Goethe.)

91. Berlin.

Berlin, die Hauptstadt Preußens und die Residenz des deutschen Kaisers, ist die größte Stadt Deutschlands und eine der größten Europas; denn nur von London und Paris wird es an Bewohnerzahl übertroffen. Und doch ist es verhältnismäßig eine noch sehr junge Stadt. Berlins Entwickelung fällt zusammen mit dem Wachstume des preußischen Staates und der Machtentfaltung des hohenzollerschen Fürstenhauses. Zu den Zeiten Albrecht des Bären, also vor 700 Jahren, lagen hier die drei Dörfer Cöllen, Berlin und Köpenick, und als gegen Ende des 15. Jahrhunderts Kurfürst Johann Cicero seine Residenz von Spandau nach Berlin-Cöllen verlegte, war dieses kaum mehr als ein großes Dorf.

Die unsauberen, ungepflasterten, vom Vieh verunreinigten Straßen hatten abends eine unzureichende Beleuchtung. In ziemlich weiter Entfernung standen dicke Holzpfähle, auf denen eiserne Feuerbecken mit brennendem Kienholze angebracht waren. Eben so mangelhaft war für die Beherbergung von Fremden gesorgt, so daß hohe Herrschaften auf dem Rathause untergebracht werden mußten. Bis an die Stadtmauern reichte der Wald, in welchem die Schweine der Bürger es sich wohl sein ließen. Im 30jährigen Kriege sank die Einwohnerzahl von 12000 auf 6000 herab; aber nun nahm die Stadt rasch und stetig zu.

Im Jahre 1688, als der große Kurfürst starb, zählte sie schon 20000 Bewohner.

Einen noch größeren Aufschwung erhielt Berlin durch Friedrich, den ersten König. Er führte eine Menge neuer Bauten aus, hierunter das Schloß, das Zeughaus, die Garnisonskirche. Noch mehr that Friedrich der Große für die Erweiterung der Stadt. Er ließ die Festungsmauern abtragen, Prachtgebäude aufführen und schaffte Regsamkeit in Handel und Gewerbe.

Allmählich sind die umliegenden Dörfer von der Stadt verschlungen worden, und wo sich sonst Wiesen, Gärten und Felder in behaglicher Ruhe ausdehnten, da schießen jetzt Straßen wie Pilze aus der Erde; wo sich noch vor kurzem die Lerche trillernd aus den Halmen erhob, da drängt sich jetzt eine bunte Menge zu Fuß, zu Roß und zu Wagen.

Die von der trägen Spree durchflossene Gegend von Berlin ist reizlos und von Natur unfruchtbar; aber die fleißigen Hände der Umwohner haben in den letzten Jahrzehnten den Sand zu Äckern und Gärten umgeschaffen, in denen Getreide und Gemüse vorzüglich gedeihen, und wo ein herrlicher Blumenflor sich entfaltet. An großartigen Straßen, an herrlichen Bauwerken, an geschichtlichen Denkmälern, an Kunstsammlungen und Bildungsanstalten kann sich Berlin mit jeder Stadt messen; aber trotz aller Pracht der Paläste machen die neuen Stadtteile auf den Fremden anfangs einen unbefriedigenden Eindruck. Von den Häusern der langen, schnurgeraden Straßen sieht fast eines aus wie das andere, und man braucht immer einige Zeit, bis man diese Eintönigkeit erträglich findet und sich daran gewöhnt.

Eine der schönsten Straßen ist die „Unter den Linden", so genannt von der vierfachen Baumreihe von Linden, durch welche sie geschmückt ist. An den Seiten liegen die prächtigsten Kaufläden, Gast- und Kaffeehäuser. An ihrem Ende erhebt sich das Brandenburger Thor, auf diesem der von 12 Rossen gezogene Triumphwagen der Siegesgöttin. Napoleon ließ dieses eherne Kunstwerk im Jahre 1807 nach Paris bringen; die Preußen holten es aber 1814 wieder zurück.

Von den nächsten Umgebungen Berlins sind nennenswerth: der 124 Morgen große Friedrichshain, dessen wohlthuendes Grün zu Spaziergängen einladet, der Tiergarten,

der Kreuzberg mit einem Denkmal zur Erinnerung an die Befreiungskriege. Weiter entfernt zieht sich die Hasenheide mit ihrem Kieferwäldchen, dem Turnplatz und den Schießständen hin. Moabit, ursprünglich eine französische Ansiedlung, ist der Hauptsitz der Eisengießerei und des Maschinenbaues. Sehr besucht sind Charlottenburg und Potsdam, ersteres mit einem prächtigen Schloßgarten, in welchem das Grabmal des Königs Friedrich Wilhelms III. und seiner Gemahlin, der edlen Luise, letzteres mit der Grabstätte Friedrichs des Großen in der Garnisonskirche. Potsdam ist eine ansehnliche Stadt mit etwa 50000 Einwohnern und die zweite Residenz der preußischen Könige, als deren Schöpfung es bezeichnet werden muß. Hier hielt sich bekanntlich Friedrich der Große am liebsten auf, und sein Lustschloß Sanssouci[1]) (d. h. „Ohnesorgen") ist durch den bekannten Vorfall mit dem Müller auf immer denkwürdig.

(G. N. M.)

92. König Friedrich und sein Nachbar.

Friedrich der Große hatte 8 Stunden von Berlin ein schönes Lustschloß und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe dabei die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut neben einander, obgleich das Weißbrot auch in einem Schlosse nicht übel schmeckt. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller seine Mühle klappern und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs störten zwar das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: Ein König hat Geld wie Laub; warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen? Der König wußte warum; denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift," sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht neben einander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schlößlein?" Der Müller sagte: „Wie hoch haltet Ihr es, Herr Nachbar?" Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel

---

1) sprich: sansſußi.

Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet Ihr eure Mühle?" Der Müller erwiderte ihm: „Gnädigster Herr, so habt Ihr auch nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt.



Sie ist mir nicht feil." Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: „Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren," sagte er, „so will ich auch darin sterben, und wie sie mir von meinem Vater erhalten worden ist, sollen meine Nachkommen sie von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben." Da nahm der König eine ernsthafte Sprache an. „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nötig habe, viele Worte zu machen? Ich lasse Euere Mühle taxieren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt's nicht!" Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und entgegnete dem König: „Gut gesagt, Herr König, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!" — nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimütigkeit einer Rede nicht mißfiel, sondern wohlgefällig war. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser darf aber schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar und mehr noch vor einem solchen Herrn Nachbar. (Joh. Peter Hebel.)

93. Ziethen.

1. Der grosse König wollte gerne sehn,
Was seine Gen'rale wüssten.
Da liess er an alle Briefe ergehn,
Dass sie ihm gleich schreiben müssten,
Was jeder von ihnen zu thun gedenkt,
Wenn der Feind ihn so oder so bedrängt.

2. Der Vater Ziethen, der alte Husar,
Besah verwundert den Zettel.
„Der König hält mich zum Narren wohl gar!"
So flucht er. „Was soll mir der Bettel?
Husar, das bin ich, Potz Element!
Kein Schreiber oder verpfuschter Student!"

3. Da macht' er auf einem Bogen Papier
Einen grossen Klex in der Mitten,
Rechts, oben, links, unten Linien dann vier,
Die all' in dem Klexe sich schnitten;
Und jede endete auch in 'nem Klex.
So schickt er den Bogen dem alten Rex.

4. Der schüttelt den Kopf gedankenvoll,
Fragt bei der Revue[1]) dann den Alten:
„Zur Schwerenot, Ziethen, ist Er toll?
Was soll ich vom Wische da halten?"
Den Bart streicht sich Ziethen: „Das ist bald erklärt,
Wenn Eu'r Majestät mir Gehör gewährt."

5. „Der grosse Klex in der Mitte bin ich,
Der Feind — einer dort von den vieren.
Der kann nun von vorn oder hinten auf mich,
Von rechts oder links auch marschieren;
Dann rück' ich auf einem der Striche vor
Und hau' ihn, wo ich ihn treffe, aufs Ohr!"

6. Da hat der König laut aufgelacht
Und bei sich selber gemeinet:
„Der Ziethen ist klüger, als ich gedacht!
Sein Geschmier sagt mehr, als es scheinet.
Das ist mir der beste Reitersmann,
Der den Feind schlägt, wo er auch rücket an."

(Friedr. v. Sallet.)

94. Menschenliebe und Dankbarkeit.

Nach der Schlacht bei Mollwitz 1741 fand ein preußischer Husar einen verwundeten jungen österreichischen Offizier, der ihn aufs dringendste bat, seinen Leiden durch einen

1) rewü.

schnellen Tod ein Ende zu machen. „Das kann und werde ich nicht, Kamerad,“ sprach der Husar. „Ich bringe dich ins Feldlazaret, dort wirst du Hilfe und Pflege finden und, so Gott will, auch geheilt werden.“ Mit diesen Worten saß er ab, half mit großer Anstrengung dem feindlichen Offizier aufs Pferd, und indem er den Verwundeten festhielt, führte er das Tier behutsam in das nächste Dorf. Hier übergab er ihn dem Oberarzte des Feldlazaretes und erkundigte sich fleißig nach dem Kranken, da der Husar zugleich der Schutzwache des Lazaretes zugeteilt wurde.

Der Offizier genas wirklich und bot, ehe er abzog, seinem Retter alles an, was er an Geld und Kostbarkeiten bei sich hatte. Dem Husaren blitzten die hellen Thränen in den Augen; doch weigerte er sich standhaft, etwas anzunehmen, bis er sich endlich auf besonderes Zureden des Arztes eine goldene Uhr aufdringen ließ. Diese Uhr nun war sein liebstes Besitztum, und in allen Gefahren und Schlachten, in denen er zweimal verwundet wurde, kam sie nicht aus seiner Hand.

Der Krieg ging nun zu Ende; da der wackere Husar zuhause nicht das nötige Auskommen fand, trat er in herrschaftliche Dienste. So kam er denn mit einem österreichischen General nach Wien, und als dieser bald darauf starb, zum Fürsten Esterhazy, der ihn zugleich in seine Kapelle, d. h. in seine Hausmusik, aufnahm, weil er gut Flöte blies. Als er hier zum erstenmale beschäftigt war, fiel dem Fürsten sein Gesicht auf. Er fragte ihn daher, ob er nicht früher Militär gewesen sei, und als der ehemalige Husar dies bejahte, ob er bei Mollwitz mitgefochten und nach der Schlacht nicht einen verwundeten Offizier ins Lazaret gebracht habe. Der Husar bejaht alles, nennt den Ort, wo das Lazaret gewesen, und zieht seine Uhr mit den Worten heraus: „Hier ist noch ein Andenken von jenem braven Offizier, das mir ewig lieb und teuer ist.“ Da wirft sich der Fürst in seine Arme, zieht ihn in den Gesellschaftssaal und stellt ihn seiner ehrwürdigen Mutter, seinen Schwestern und Schwägern als seinen Retter vor. Noch selbigen Tages schenkt ihm der Fürst einen Meierhof in der Nähe seines Stammgutes und behandelt ihn überall wie seinen Freund, eine Auszeichnung, die den ehemaligen Husaren, wie den Fürsten ehrte.

95. Kindesliebe.

Ein preußischer Offizier, der sehr reich und aus vornehmer Familie war, hielt sich eine zeitlang als Werber zu Ulm in Schwaben auf. Endlich bekam er Befehl, zu seinem Regimente zurückzukehren, und bald machte er sich reisefertig.

Am Abend vor seiner Abreise meldete sich bei ihm ein junger Mann, um sich anwerben zu lassen. Er war sehr schön gewachsen, schien wohlerzogen und brav; aber wie er vor den Offizier trat, zitterte er an allen Gliedern. Der Offizier schrieb dieses der jugendlichen Furchtsamkeit zu und fragte, was er besorge? „Ich fürchte, daß Sie mich abweisen,“ versetzte der junge Mensch, und indem er dieses sagte, rollte eine Thräne über seine Wangen. „Nicht doch,“ antwortete der Offizier, „du bist mir vielmehr außerordentlich willkommen. Wie konntest du so etwas fürchten?“

„Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermutlich zu hoch kommen wird.“

„Wie viel verlangst du denn?“

„Eine dringende Notwendigkeit zwingt mich, hundert Gulden zu fordern, und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben.“

„Hundert Gulden ist freilich viel; aber du gefällst mir; ich glaube, daß du deine Pflicht thun wirst, und ich will nicht mit dir handeln. Hier ist das Geld; morgen reisen wir von hier ab.“

Er zahlte die hundert Gulden aus; der junge Mensch war entzückt. Er bat darauf den Offizier um Erlaubnis, noch einmal nachhause zu gehen, um eine heilige Pflicht zu erfüllen; in einer Stunde versprach er wieder da zu sein. Der Offizier traute seinem ehrlichen Gesichte und ließ ihn gehen. Weil er indes in dem Benehmen des jungen Mannes etwas Besonderes bemerkt hatte, so schlich er selbst ihm von ferne nach, um zu erfahren, wo er hingehen würde. Er sah ihn stracks nach dem Stadtgefängnisse laufen, wo er anklopfte und eingelassen wurde.

Der Offizier ging ebenfalls hinein und sah alles, was vorging, und was den Jüngling bewogen hatte, sich anwerben zu lassen.

Der Vater des letzteren saß im Gefängnisse wegen einer Schuld von hundert Gulden, die er nicht bezahlen konnte.

Der Sohn hatte sich deshalb anwerben lassen, um mit dem Handgelde ihn zu befreien. Sobald er in das Gefängnis trat, redete er mit dem Aufseher und gab ihm die hundert Gulden in Verwahrung. Dann eilte er zu seinem Vater, fiel ihm um den Hals und verkündigte ihm seine Freiheit.

Der Offizier war ihm nachgegangen und sah den ehrwürdigen Greis, der seinen braven Sohn an sein Herz drückte und mit seinen Thränen benetzte, ohne ein Wort zu reden. Er konnte es nicht übers Herz bringen, daß ein so guter Sohn seine Freiheit verkaufen sollte; deswegen trat er hervor und sagte zu dem Alten:

„Beruhigen Sie sich! Ich will Sie eines so braven Sohnes nicht berauben; lassen Sie mich teilnehmen an seiner edlen That. Er ist frei, und es reut mich die Summe nicht, die er so gut angewendet hat."

Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen. Der Sohn bat zwar den Offizier, ihn mitzunehmen, und sagte, er möchte einem so guten Herrn nicht gern Schaden verursachen; aber der großmütige Mann bestand darauf, daß er bei seinem Vater bleiben sollte, führte beide an seiner Hand aus dem Gefängnisse und reiste fröhlich von Ulm ab, weil er sich bewußt war, zwei gute Menschen glücklich gemacht zu haben.

(Pustkuchen-Glanzow.)

96. Thüringen und dessen Waldreichtum.

1.

Mitten in Deutschland zeigt die Karte ein Stück Land, Thüringen, das ist bunt wie der Vogel Stieglitz; ein wenig blau und braun, ein wenig rot, gelb, grün, von allem nur ein kleines wenig. Hier ein Tröpfchen, dort ein Fleckchen, immer grösser und kleiner, dass es bunt und kreuz und quer durch einander läuft. Das Ganze ist ein hübscher, bunter Teppich im Saale des deutschen Landes, schön gestickt und schön geziert. Mit grünem Grunde lagert hier ein schönes Thal, dort ragen blaue Berge mit Ritterburgen. Hier ist ein silbernes Flüsschen mit vielen Mühlen, darin es klappert und pocht und stampft; dort liegt ein Städtlein reizend schön am Berge herunter.

In diesem Lande ist gut wohnen; denn es zeichnet sich aus durch seine Fruchtbarkeit. Man braucht nur ein wenig auf die Höhe zu steigen, so übersieht

man meilenweit die üppigsten Felder mit allerlei Früchten; dazwischen liegen die friedlichen, stattlichen Dörfer, von freundlichen Gärten und schönen Obstanlagen eingeschlossen, dann die köstlichen Wiesen und weiter die grünen, frischen Wälder und Bäche und Flüsse dazu, — es ist fürwahr eine rechte Lust und Pracht. Und wie das Land, so die Leute. Der Thüringer von echtem Schrot und Korn ist von starkem, gedrungenem Körper, von ruhigem, heiterem, behaglichem Wesen, dem man's ansieht, daſs er die Arbeit nicht scheut, aber sich auch wohl und glücklich fühlt auf seinem schönen Grund und Boden, und daſs ihm nichts abgeht zu des Leibes Nahrung und Notdurft. Beim Vogelschieſsen und bei der Kirmeſs geht's lustig her, und kämest du einmal zu solchem Freudentage, du brauchst dich nicht lange zu besinnen, ob du dürftest teilnehmen; denn es wohnt in diesem Volke ein so biederes und freundliches Wesen, daſs dem Gaste gar bald das Herz aufgeht und auch der Fremdling sich hier wohl und heimisch findet. Wer aber gern bei Sang und Klang weilt, dem wird es unter diesem Völklein ganz besonders gefallen; denn die Musik ist ihm seine liebste Lust. Die Bauersleute in ihren Dörfern, jung und alt, kennen kein gröſseres Vergnügen, als am Feierabende zusammenzutreten und ein fein Liedlein zu singen und Musik zu machen mit Horn und Flöte, Geigen und Bässen; und könntest du einmal an Feiertagen ihr Singen und Musizieren in den Kirchen hören, du solltest es fürwahr nicht tadeln.

(Nach Hering u. a.)

2.

Ein groſser Reichtum ruht in den Wäldern Thüringens. Schlanke Tannen und Fichten schauen weit hinaus in die schöne Welt, und wenn der Fink nicht mehr schlägt und die fortziehenden Heidelerchen und Haubenmeisen sprechen: „Geh mit, mit, mit!“ nicken ihnen die Bäume freundlich ade! zu. Da kommt dann der Holzhauer und macht sie los von den Banden der Erde und der Flöſser ladet sie auf den Rücken der Ilm und Saale und fährt sie der Elbe zu, oder bringt sie auf der Rodach in den Main und Rhein, wo sie der Holländer in Empfang nimmt. Wenn dann der Schiffer

über das Meer fährt und der hohe Mast über den argen Sturmwind seufzt, mögen beide wohl denken:

„In der Heimat ist es schön,
In den Wäldern, auf den Höhn.“

Die aber zu der beschwerlichen Reise untauglich sind, bleiben alle zuhause. Einen Teil verkohlt der Köhler in dampfenden Meilern. Andern wird das Harz abgekratzt und abgezapft und Pech und Kienrufs daraus bereitet. Und wenn es im Winter wenig zu verdienen gibt, wird viel Holz zu Mulden, Stiefelziehern, Quirlen, Kochlöffeln und allerhand Gerätschaften geschnitten. Geschicktere Hände aber schnitzen die berühmten Sonneberger Waren, die ihr auf allen Jahrmärkten seht, und von denen selbst ganze Schiffsladungen übers Meer gehen. Mehr als 250 Schmelzwerke, Eisen- und Stahlhütten, Stab-, Zinn-, Draht- und Blechhämmer werden von dem Holze des Thüringerwaldes gespeist, dafs bis tief in die Nacht hinein die glutroten Lohen zum schwarzen Himmel emporqualmen. Das Holz wandert in die vielen Glashütten, wo es den Kiesel zu Glas schmelzt, und wie hier tausende von fleifsigen Arbeitern ihren Unterhalt finden, so hat der liebe Gott in den Wäldern überall Schwarz-, Erd- und Preiselbeeren für die Kindlein aufgedeckt, wo jedes zulangen und nach Herzenslust essen darf, ohne was anderes als ein „Vergelt's Gott!“ dafür zu bezahlen.

(Haesters Leseb.)

97. Kyffhäusersagen.

1. Der Bergmann und der Mönch.

Ein Bergmann, der still und fromm für sich lebte, ging einst am dritten Ostertage auf den Kyffhäuser. Da fand er an der hohen Warte einen Mönch sitzen mit einem langen, weißen Bart, der ihm bis auf die Knie reichte. Als dieser den Bergmann sah, machte er ein großes Buch zu, worin er las und sagte freundlich zu ihm: „Komm mit mir zum Kaiser Friedrich, der wartet schon seit einer Stunde auf uns. Der Zwerg hat mir schon die Springwurzel gebracht.“

Dem Bergmann eisete es auf dem ganzen Körper; doch der Mönch redete ihm so tröstlich zu, daß er ganz freudig mitging und ihm versprach, keinen Laut hören zu lassen,

es möchte da kommen, was käme. Sie gingen nun auf einen freien Platz, der ringsum mit einer Mauer umschlossen war. Da machte der Mönch einen großen Kreis mit seinem Stabe und schrieb wunderbare Zeichen in den Sand. Dann las er lange und laut aus dem großen Buch, was der Bergmann aber nicht verstand. Endlich schlug er mit seinem Stabe dreimal auf die Erde und rief: „Thue dich auf!“

Da entstand unter ihren Füßen ein dumpfes Getöse, wie bei einem fernen Gewitter; es zitterte unter ihnen die Erde. Und nun sinkt der Bergmann mit dem Mönch, der seine Hand umfaßt hat, mit dem Boden, so weit der Kreis umzeichnet war, ganz sanft in die Tiefe hinab. Sie treten hinunter, und der Boden steigt wieder langsam hinauf. Nun waren sie in einem großen Gewölbe.

Der Mönch geht mit festen Schritten voran, der Bergmann mit zitternden Knien hinterher. So gehen sie einige Gänge hindurch, bis es anfängt ganz dunkel um sie her zu werden. Bald aber finden sie eine ewige Lampe und sehen, daß sie sich in einem geräumigen Kreuzgang befinden. Der Mönch steckt hier zwei Fackeln an, für sich eine und eine für seinen Begleiter. Sie gehen fort und mit einemmale stehen sie vor einem großen, eisernen Kirchenthor.

Der Mönch hält die Springwurzel, vor der alle bezauberte Riegel aufspringen, an das Schloß und ruft: „Öffne dich, Thür!“ Und mit Donnerkrachen springen alle die eisernen Riegel und Schlösser von selbst auf, und sie sehen vor sich eine runde Kapelle. Der Boden war spiegelglatt, wie Eis, und wer nicht fromm und züchtig gelebt hatte (so sagte später der Mönch dem Bergmann), brach hier beide Beine und kam nie zurück. Die Decke und die Seitenwände des runden Gewölbes flimmerten beim Schein der Fackeln. Große Zacken von Krystall und Diamanten hingen da herab und zwischen ihnen noch größere Zacken von gediegenem Golde. In der einen Ecke stand ein goldener Altar, in der andern ein goldenes Taufbecken auf silbernem Fuß.

Der Mönch winkte nun seinem Begleiter, gerade in der Mitte stehen zu bleiben und gab ihm in jede Hand eine Fackel. Er selbst ging hin zu einer ganz silbernen Thür, klopfte dreimal mit dem Krummstab an, und die Thür sprang auf.

Der Thür gerade gegenüber saß auf einem goldenen Thron der Kaiser Friedrich, nicht etwa aus Stein gehauen, nein: wie er leibte und lebte, mit einer goldnen Krone auf dem Kopfe, mit dem er nickte, indem er die großen Augenbraunen zusammenzog. Sein langer, roter Bart war durch den steinernen Tisch, der vor ihm stand, durchgewachsen und reichte ihm bis auf die Füße herab. Dem Bergmann verging Hören und Sehen über den Anblick.

Endlich kam der Mönch zurück und zog seinen Begleiter schweigend fort. Die silberne Pforte schloß sich selbst wieder zu, das eiserne Thor fiel mit schrecklichem Geprassel hinter ihnen zusammen. Als sie den Kreuzgang hindurch wieder in die vordere Höhle kommen, senkte sich langsam der kreisrunde Boden herab. Beide traten darauf und wurden sanft in die Höhe gehoben.

Oben gab der Mönch dem Bergmann zwei kleine Stangen von einem unbekannten Erz, die er aus der Kapelle mitgebracht hatte, welche seine Urenkel noch jetzt zum Andenken aufbewahren. (Ferd. Bäßler.)

2. Kaiser Rotbart und der Schäfer.

Einstmals saſs ein junger Schäfer auf dem Berge, der hatte auch viel von dem Kaiser gehört und gedachte bei sich, daſs er ihn wohl einmal sehen möchte, und blies deshalb ein anmutiges Liedlein auf seiner Schalmei. Der Kaiser hörte das im Innern des Berges mit Wohlgefallen, schickte also einen der Zwerge, die um ihn waren, hinaus und lieſs den Schäfer rufen. Unerschrocken folgte der Schäfer seinem Führer und blies dem Kaiser die lieblichsten Weisen vor, die er nur wuſste. Und wie er fertig war, fragte ihn der Kaiser, ob noch die Raben um den Berg flögen. „Ja!“ antwortete der Schäfer. Da sprach der Kaiser: „So muſs ich noch hundert Jahre schlafen!“ Dann zeigte der Zwerg dem Hirten alle Pracht der Halle, kostbare Waffen und Truhen von Gold, fragte ihn auch, welchen Dank er begehre, und als der Schäfer sagte „Keinen!“ da brach er den Fuſs von einem Handfasse, reichte ihn ihm hin und sprach: „Nimm das und geh!“ Der Hirte kam hinauf, und der Berg that sich wieder zu. Der Fuſs des Handfasses aber war aus lauterem Golde. (Ludw. Bechstein.)

3. Der Bauer im Kyffhäuser.

Nicht so gut erging es einem Bauern, der auf dem Wege nach Nordhausen von einem Männlein befragt wurde, ob er ihm nicht seine Frucht verkaufen wollte. Da der Bauer nichts dawider hatte, so deutete ihm das Männlein an, den Berg hinauf zu fahren. Als sie nun zusammen oben angelangt waren, mußte er die Säcke vor einer Maueröffnung abladen und dann in eine Halle folgen, in der rings an den Wänden große Kasten standen, welche sämtlich mit Gold, Silber und Edelsteinen angefüllt waren. „Hier," sagte das Männlein zu dem Bauern, welcher mit lüsternen Augen den funkelnden Schatz betrachtete, „nimm dir, so viel du in Nordhausen für dein Getreide erhalten würdest, aber ja nicht mehr! Hörst du?" „Ja, ja!" entgegnete der Bauer, griff mit vollen Händen in einen Kasten, welcher große Goldstücke enthielt, und da er bemerkte, daß das Männlein nicht auf ihn achtete, so steckte er so viel davon ein, als seine weiten Taschen zu fassen vermochten. „Du hast doch nicht mehr genommen, als dir zukommt?" fragte das Männlein. Aber der Bauer entgegnete ganz ruhig: „Nein, keinen Pfennig mehr." Und damit ging er. Da er aber fürchtete, das Männlein werde ihm, wenn es den Betrug merke, nachfolgen und einen Streich spielen, so hieb er tüchtig auf seine Pferde ein und gelangte auch bald in eines der am Fuße des Berges gelegenen Dörfer. Hier beschloß er die ermüdeten und von Schweiß triefenden Rosse etwas verschnaufen zu lassen und bei der Gelegenheit den erworbenen Schatz zu zählen. Er leerte also die Taschen, welche ihm auf den Wege immer schwerer geworden waren. Aber o Himmel! die schönen, großen, funkelnden Goldstücke hatten sich alle in blinde, bleierne Münzen verwandelt.

(L. Bechstein.)

98. Der hart geschmiedete Landgraf.

Zu Ruhla im Thüringerwalde liegt eine uralte Schmiede, und sprichwörtlich pflegt man von langen Zeiten her einen strengen, unbiegsamen Mann zu bezeichnen: er ist in Ruhla hart geschmiedet worden.

Landgraf Ludwig zu Thüringen und Hessen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr, demütig gegen jedermann; da huben seine Junker und Edelleute an, stolz zu werden, und verschmähten ihn und seine Gebote; aber

die Unterthanen drückten und schätzten sie aller Enden. Es trug sich nun einmal zu, daß der Landgraf jagen ritt in dem Walde und traf ein Wild an; dem folgte er so lange nach, daß er sich verirrte, worüber die Nacht einbrach. Da gewahrte er eines Feuers durch die Bäume, richtete sich darnach und kam in Ruhla zu einem Hammer- oder Waldschmiede. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan, hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied fragte, wer er wäre. „Des Landgrafen Jäger.“ Da sprach der Schmied: „Pfui, des Landgrafen! Wer ihn nennt, sollte allemal das Maul wischen! Des unbarmherzigen Herrn!“ Ludwig schwieg, und der Schmied sagte zuletzt: „Herbergen will ich dich diese Nacht; in dem Schuppen da findest du Heu, magst dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht beherbergen.“ Der Landgraf ging beiseit, konnte aber nicht schlafen. Die ganze Nacht arbeitete der Schmied, und wenn er so mit dem großen Hammer das Eisen zusammenschlug, sprach er bei jedem Schlage: „Landgraf, werde hart wie dies Eisen!“ und schalt ihn und sprach weiter: „Du böser, unseliger Herr! was taugst du den armen Leuten zu leben? Siehst du nicht, wie deine Räte das Volk plagen?“ Und erzählte also die liebe lange Nacht, was die Beamten für Untugend mit den armen Unterthanen übten; klagten dann die Unterthanen, so wäre niemand, der ihnen Hilfe gewähre; denn der Herr nehme es nicht an, die Ritterschaft spottete seiner hinterrücks, nannten ihn Landgraf Metz und hielten ihn gar unwert. Unser Fürst und seine Jäger trieben die Wölfe ins Garn, und die Amtleute die roten Füchse (die Geldmünzen) in ihre Beutel.

Mit solchen und anderen Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu dem Schmiedgesellen, und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn und hieß ihn hart werden wie das Eisen. Das trieb er so bis zum Morgen. Aber der Landgraf faßte alles zu Ohren und Herzen und war seit der Zeit scharf und ernsthaft in seinem Gemüt, bezwang die Widerspenstigen und brachte sie zum Gehorsam. (Grimm.)

99. Das Leben auf dem Erzgebirge.

Das Erzgebirge umfaßt den größten und umfangreichsten Teil des Königreichs Sachsen. Dort erheben sich zahlreiche

Berge mit großen Waldungen; dort ist das Vaterland des sächsischen Bergbaues und der Bergfabriken, des Spitzenklöppelns, zum Teil auch der Baum- und Schafwollenweberei und Holzwarenarbeiten. Dort ist der größte Reichtum in und oft die größte Armut über der Erde; während Mutter und Tochter am Klöppelsacke sitzen, arbeiten tief drunten Vater und Söhne als Bergknappen.

Das Land erhebt sich wellenförmig in stetem Wechsel von Berg und Thal bis zu den höchsten Punkten an Böhmens Grenze und ist reich an Naturschönheiten aller Art, aber auch an Gegenden, wo nur düstere Wälder und kahle Bergrücken dem Auge sich darstellen, wo kein Singvogel nistet und nur selten eine Biene summt, weil sie den Rauch der Hammer- und Schmelzhütten fliehen, und wo gewiß unzählige Menschen starben, die nie eine Weintraube oder eine Pfirsiche gesehen, geschweige denn gekostet haben. Der Felder bester Segen sind Haber, Lein und Erdäpfel. Letztere vertreten nicht selten die Stelle des Brotes; Erdäpfel werden morgens, mittags und abends, oft nur mit Salz, seltener mit Butter oder Leinöl, gegessen. Gar oft zählt man sie den Kindern wie Leckerbissen zu, und sich darin satt essen zu können ist mancher Familie wahre Erquickung. Ohne Getreidezufuhr aus Böhmen und den anstoßenden Provinzen würde der arme Erzgebirger oft hungern müssen, obschon er mit unglaublicher Anstrengung der Erde abzuzwingen sucht, was sie ihm versagt. Halbe Stunden weit trägt er in Körben guten Boden und Dünger auf nackte Felsen, wo nicht selten ein Platzregen beide wegschwemmt. Bergabhänge bepflügt er, die der Niederländer kaum beklettern mag. Gras mäht er auf Höhen, wo ein Fehltritt ihn verunglücken läßt. Heu holt er mitten im Sommer auf Schlitten, wo er mit dem Wagen nicht fortkommen kann.

Eigen ist dem Erzgebirger das gewerbfleißige Wandern in ferne Gegenden. Den Strichvögeln gleich, ziehen aus manchen Gegenden im Frühjahre Hunderte mit Bändern, Spitzen, Blechwaren, blauer Farbe u. s. w. in alle Länder deutscher Zunge, von der Schweiz bis Rußland, ja oft nur mit Kelle und Axt, um anderwärts zu mauern oder zu zimmern. Zum Winter aber kehrt fast alles heim, um in ärmlicher Wohnung, umwebt von Hütten- und Hochöfendampf, den sauer errungenen Verdienst mit Weib und Kind

zu verzehren. Nebel, welche höchstens in der Mittagsstunde weichen, kündigen den Winter an, der gewöhnlich in der fürchterlichsten Gestalt erscheint; wochenlang schneit es oft in einem fort, ja wohl in einer Nacht so, daß man in Dörfern aus den Häusern sich schaufeln, bisweilen sogar aus dem Dache steigen muß, um einen Gang zur Hausthüre oder Gucklöcher für die Fenster der Unterstuben zu schaffen, die meist düstern Kellern gleichen. Schnee, 1—1 ½ m hoch, ist in strengen Wintern nicht selten, und Stürme, die nirgends fürchterlicher heulen, bilden oft 15—25 m tiefe Windwehen, über welche der Gebirgler, gleich dem Lappländer, mit angeschnallten Fußbrettern oder Schneeschuhen leicht hinweggleitet.

Unglück zu verhüten, werden zwar Signalstangen gesetzt, auch bei starkem Schneewetter dem Wanderer besonders abends durch Glockengeläute oder Trompeten Zeichen gegeben, in welcher Richtung er zu waten habe; doch vergeht selten ein Winter, wo nicht Menschen im Schnee umkommen. Dessenungeachtet heißt der Erzgebirger den Winter allemal willkommen; denn er bringt ihm eine seiner liebsten Erscheinungen: Schlittenbahn, welche die Wege ebnet, Verkehr und Geselligkeit befördert und gewöhnlich länger dauert, auch weit schöner ist, als im Niederlande. Man fährt nicht, sondern fliegt gleichsam, der Gefahr trotzend, über Berg und Thal, und selbst Kinder gleiten in Rutschschlitten die steilsten Höhen hinab. Überhaupt ist dort die Jugend weit abgehärteter als im Niederlande, und oft, wenn man hier schon nach Pelz und Mantel greift, springen dort Kinder unter freiem Himmel barfuß und in bloßen Hemdchen herum, die noch dazu meist nur Hemden gewesen zu sein scheinen.

(Nach Engelhard.)

100. Der Bergbau.

Damit das gleißende Gold und das blinkende Silber, das Eisen, die Kohle, das Salz und vieles andere, was der Mensch braucht, ans Tageslicht gebracht werde, verrichtet unablässig der Bergmann sein mühseliges Geschäft. Mit seinem Gezähe, d. h. Werkzeug, meist aus der Keilhaue, dem Schlägel und Eisen bestehend, und dem Grubenlichte versehen, zieht der Bergmann aus und arbeitet entweder die tiefen viereckigen Gruben, die man Schachte nennt, senkrecht in den Boden, oder er führt Gänge oder Stollen

in wagrechter Richtung, und indem er so das Gestein durchdringt, verfolgt er nach allen Richtungen die Mineral- und Erzgänge, welche sich durch das taube Gestein hinziehen. Über sich hat er die hangende, unter sich die liegende Gesteinsmasse.

Der Bergmann fährt zu Berg, wenn er an den steilen Leitern hinabklettert oder an einem Seile hinuntergelassen wird; er fährt zu Tage, wenn er den umgekehrten Weg hinauf macht. Die Bergwerke selbst sind mitunter von erstaunlicher Ausdehnung; denn es gibt Schachte, die an 300 m tief sind. Die Stollen erreichen ebenfalls zuweilen eine staunenswerte Länge, wie z. B. der 3 Stunden lange Georgsstollen auf dem Harze. Die Stollen sind meistens so hoch, daß ein Mann darin noch aufrecht gehen kann, jedoch öfter niedrig und für die Bergleute nur in gebückter oder kriechender Lage zugänglich.

Die losgehauenen oder durch Pulver gesprengten Gesteine werden vor den Schacht geschafft, wo sie in Kübeln mittels des Haspels oder durch den Pferde- oder Wasserkübel oder mittels Dampfmaschinen emporgeschafft oder in längliche Kästen mit 4 Rädern, Hunde genannt, durch die Stollen zu Tag gefördert werden; die tauben Gesteine werden auf die Halde gestürzt, die nutzbaren Teile aber den Pochwerken und Schmelzhütten zugeführt. Bei seinem mühevollen Geschäfte hat nächst dem Seefahrer wohl der Bergmann die meisten Gefahren zu bestehen. Bald ist es das Wasser, welches von der Seite oder aus der Tiefe dringt; bald sind es Knallentzündungen (Explosionen), die durch entzündliche und erstickende Gase entstehen und die Leichname oft weit umherschleudern, namentlich in den Kohlenbergwerken. Auch stürzen manchmal Bauten durch nachlässige Stützung oder durch Erschütterungen ein, und die Arbeiter werden lebendig begraben. Eben weil der Bergmann diese Gefahren kennt, vertraut er auf Gott, diesen Schutz und Hort aller Menschen, und betet zu ihm jedesmal, wenn er zu Berg fährt, ist bei seiner Armut ernst, fromm und still und ruft jedem Kameraden, der ihm begegnet, ein „Glück auf!“ zu.

(Barthels Leseb.)

101. Die Rätsel der Elfen.

Die Elfen sitzen im Felsenschacht,
Vertreiben mit Reden die lange Nacht;
Sie legen sich lustige Rätsel vor,
Die, wenn sie nicht Gold sind, doch klingen im Ohr.

Und wenn ein Windzug dazwischen geht,
So sind samt den Elfen die Rätsel verweht. —

Welch Gold entstammt dem Erdschacht nicht?
Ich hörte von goldenem Sonnenlicht.

Wer borgt sein Silber von fremdem Gold?
Der Mond, der ob unseren Häuptern rollt.

Wo quillt die Thrän' aus härtester Brust?
Der Quell im Fels ist mir wohl bewußt.

Wo strömt ein Strom, da kein Strombett ist?
Der Regenstrom, der in den Lüften fließt.

Wo ist auf dem Fluß die breiteste Brück?
Das Eis ist gebaut aus einem Stück.

Die Flut, die im stetesten Takt sich bewegt?
Das Blut, das im Herzen des Menschen schlägt.

Wer trauert in seinem buntesten Kleid?
Das ist der Baum zu des Herbstes Zeit.

Wer hat tausend Augen und sieht sich nicht?
Der Strauch, der sie treibet und weiß es nicht.

Wer sah nie von innen sein eigenes Haus?
Die Schnecke, und kommt doch niemals heraus.

Wo hat man den Kleinsten zum König gemacht?
Der Zaunkönig wird ausgelacht.

Wo tritt der Schwache den Starken nieder?
Den Erdboden des Menschen Glieder.

Was ist stärker als der Erdengrund?
Das Eisen, denn es macht ihn wund.

Was ist stärker als Eisen und Stahl?
Das Feuer schmelzt sie allzumal.

Was ist stärker als Feuersglut?
Die feuerlöschende Wasserflut.

Was ist stärker als Flut im Meer?
Der Wind, der treibt sie hin und her.

Und was ist stärker als Wind und Luft?
Der Donner; sie zittern, wenn er ruft.

Wer ist mächtiger als der Tod?
Wer da kann lachen, wenn er droht.

Und wer, wenn die Erde bebt, kann stehn?
Wer nicht fürchtet unterzugehn.

Warum fließt das Wasser den Berg nicht hinauf?
Weil's bergunter hat leichtern Lauf.

Warum trägt Kürb'sse der Eichbaum nicht?
Daß sie dir nicht fallen aufs Angesicht.

Wozu hat der Gaul vier Füße empfahn?
Damit er mit vieren stolpern kann.

Und warum sind die Fische stumm?
Weil sie sonst würden reden dumm.
Wer löset alle Rätsel auf?
Wer immer was weiß, das sich reimet drauf.
Und warum schweig' ich jetzo still?
Weil ich nichts weiter hören will. 54

(Friedr. Rückert.)

102. Das Eisen im Dienste des Menschen.

„Eisen," so sprach der Mensch, als er seine Diener mit prüfendem Blicke musterte, „du bist der stärkste von allen; du bist gewandt, unverdrossen und kräftig gebaut; du sollst mein Arbeiter sein und mir nicht nur die Welt in Unterwürfigkeit erhalten durch deine Kraft, sondern mir sie verschönern durch deinen erfindungsreichen Arbeitsfleiß. Wohlauf! bezwinge Tier und Baum, Sturm, Stein und Erde; zeige mir klug und sinnig den sichern Pfad über die Meere und führe mich im Fluge durch die weiten Ebenen; bahne mir den Weg über die Berge und mache die Ströme gangbar!"

Kaum hatte das Eisen diesen Befehl vernommen, so verwandelte es sich in eine bewegliche, kunstvoll verschlungene Kette, um den wilden Stier festzuhalten; es ward zu Gebiß und Sporn für das schäumende Roß, zum spitzigen Stachel für den riesigen Elefanten, zum Nasenring für das Kamel, zum Gitter für den eingefangenen Löwen und zum Angelhaken für den Fisch. — Als Axt und Säge fällte und zerlegte es den Baum, baute das luftige Haus, hielt es mit Klammern, Zwingen und Nägeln zusammen und verwahrte es mit festen Schlössern. Als Bohrer, Brecheisen, Meißel und Pike brach es den Stein vom Gebirge, glättete ihn, schaffte ihn fort und formte schöne Tier- und Menschengebilde daraus, türmte gewaltige Dome und Paläste auf, zimmerte das Schiff und hielt es mit zackigem Anker am Lande fest, so lange der Mensch es wünschte. — Hierauf eilte es in die Küche und formte sich zu Feuerungsgeräten, Bratspieß, Messer und Gabel; dann verfertigte es als Säge, Hobel, Hammer, Bohrer und Feile die schönsten Hausgeräte, half als Nadel und Schere dem Kleidermacher, zerbrach als Zange den Zucker und ergriff den widerspenstigen Nagel beim Kopf, half dem Wundarzte bei seinen Kuren, dem Mechanikus bei den kunstvollsten Arbeiten, diente in der Berghütte als Schmelztiegel, — kurz, es ging gelehrig dem Menschen bei allen Arbeiten zur Hand, fügte sich schmiegsam

seinem Willen und nahm gehorsam jede Gestalt an, die er ihm vorschrieb. — Wie aber den wilden Strom bewältigen, den weder Stein noch Eichstamm zu bezwingen vermochten? „Ich werde ihn überbrücken," sprach das Eisen, dehnte und reckte sich zu langen Stangen und Stäben, kettete sie an einander, und siehe, die Kettenbrücke war fertig. Hoch über dem Flusse schwebte sie, wie ein eisernes Spinnengewebe in der Luft, spottete des zürnenden Stromes, so wild er auch aufschäumte, und führte den schweren Frachtwagen sicher über ihren Eisenmaschenpfad.

Die Spinne war übertroffen, der Strom durch das Eisennetz besiegt; aber mit dem glücklichen Erfolge stieg der Unternehmungsgeist des Menschen. „Eisen," sprach er zu seinem dienstbaren Geiste, „du mußt noch Größeres vollbringen. Zeige mir den Weg über das Weltmeer, damit ich in der endlosen Wasserwüste nicht irre!" Da verwandelte sich das Eisen in eine Nadel, in seltsam geformte Räder und Getriebe und sprach: „Nun folge mir. Diese Nadel zeigt stets nach Norden und mit diesen Instrumenten kannst du Zeit und Ort berechnen, wo du dich befindest." — „Gut," sprach der Mensch, „aber du mußt noch Größeres vollbringen. Du gräbst und hackst, pflügst und eggest meinen Acker; du mähest Saat und Heu, bauest den Wagen und ladest die Erde auf; du fährst mich in der zierlichen Kutschen; aber ich möchte noch schneller fahren, ich möchte meine Arbeiten mit größerer Kraft und in kürzerer Zeit vollbringen." Da besann sich das Eisen lange; dann dehnte und streckte es sich zu mächtigen Schwung- und Triebrädern, langarmigen Hebeln, wuchtigen Walzen, zu Kesseln und Röhren, und siehe! — die Dampfmaschine war fertig. Hier sägte sie Holz, dort bohrte sie Eisenklötze; hier spann, dort druckte sie, und um des Menschen liebsten Wunsch zu erfüllen, zog sie ihn als Lokomotive auf dünnen Eisenschienen mit Adlerschnelligkeit von Land zu Land. Mit Erstaunen sah der Mensch, welche Umgestaltung das Eisen hervorbrachte; er war ein anderer geworden durch den Dienst des Eisens; seine Reisen, sein Verkehr, sein Handel, seine Unternehmungen wurden großartiger. — „Nun mußt du mich auch schützen, Eisen," so schloß er seine Befehle. Da ward aus der Pflugschar ein scharfes Schwert, aus der Heugabel ein Speer, aus dem eisernen Ofen ein Geschütz, welches sich allmählich zur Flinte und Pistole verkleinerte. (Friedr. Körner.)

103. Sprichwörter und Dichtersprüche.

1. Im kleinen sparen ist schon gut, wenn man es auch im großen thut.
2. Von andern sagt ein Biedermann das Böse, wenn er muß, das Gute, wenn er kann.
3. Sprich nie etwas Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewiß weißt, und wenn du es gewiß weißt, so frage dich: warum sage ich es?
4. Es wird, begehst du böse Thaten, dich dein Gewissen bald verraten.
5. Es ließe sich alles trefflich schlichten, könnte man die Sachen zweimal verrichten.
6. Gibt Gott Häschen, so gibt er auch Gräschen.
7. Schläfst du in Gottes Hut, schläfst du sicher, schläfst du gut.
8. Der Herr muß selber sein der Knecht, will er's im Hause haben recht.
9. Laß deinen Mund verschlossen sein, so schluckst du keine Fliegen ein.
10. Die alten Schuhe soll man nicht fortwerfen, man habe denn neue.
11. Geld macht nicht reich, es sei denn reich das Herz zugleich.
12. Einmal in der Leute Mund, kommt man übel wieder heraus.
13. Der Frosch hüpft wieder in den Pfuhl, wenn er auch säß' auf goldnem Stuhl.

104. Untreue schlägt ihren eigenen Herrn.

In dem Kriege Frankreichs gegen Preußen wurde ein süddeutscher Offizier zu einem Edelmanne in Schlesien einquartiert. Sein Zimmer war mit Gemälden geschmückt, und weil ihm diese gefielen, so bat er sich von seinem Hausherrn eins zum Andenken aus. Dies wurde gewährt. Der Offizier wählte gerade das geringste. War das nicht artig von ihm? Darüber geriet aber der Edelmann in sichtbare Unruhe und bat seinen Gast, sich doch dieses oder jenes auszuwählen. Der Offizier nahm ohne Umstände das gewählte Bild weg, hinter welchem ein großer feuchter Fleck zu sehen war. Ein Stoß mit der Faust, und zusammenfiel der frische Verwurf, welcher das Silber und Gold des Hauswirtes verbarg. Der zum Tode erblaßte Edelmann hielt alles für verloren und bat nur den Offizier, ihm zu sagen, wer ihm das Geheimnis verraten habe. „Ich werde den Verräter sogleich rufen lassen," sagte dieser, „ich bin ihm ohnedies eine Belohnung schuldig." Und ohne Verzug brachte sein Bedienter den Maurer, welcher die Vertiefung in die Mauer gemacht hatte. Jetzt kam der Schrecken an den Maurer; denn ihm mochte wohl sein Gewissen sagen, daß er einen Schurkenstreich begangen habe. Dazu mag ihm auch die Bank im

Vorplatze nicht geheuer vorgekommen sein. Und wirklich ließ ihn der Offizier darauf legen und ihm von frischer Hand hundert Prügel aufzählen. Dem Edelmanne aber gab er unbelastet sein Eigentum zurück. (Hebel.)

105. Aus dem deutschen Befreiungskriege.

Napoleon hatte nach seiner Rückkehr aus Rußland[1]) rasch ein neues, zahlreiches Heer geschaffen und den verbündeten Preußen und Russen entgegengeführt. In Sachsen, bei Großgörschen und bei Bautzen, geschahen die ersten Schlachten. Mit Heldenkühnheit fochten hier vor allen die jungen preußischen Krieger; doch die Franzosen behaupteten zuletzt das Schlachtfeld, und die Verbündeten zogen sich in guter Ordnung vor der feindlichen Übermacht zurück. Bald aber folgte diesem Zurückweichen ein mutiges Vorwärtsdringen. Den Russen und Preußen schlossen sich die Österreicher an, und drei Heere standen nun dem französischem Kaiser entgegen. Den Oberbefehl über die gesamte verbündete Streitmacht führte der österreichische Feldmarschall Fürst Schwarzenberg; der oberste Feldherr der Preußen war der General Blücher.

Dieser edle Preußenheld, ein Greis an Jahren, ein Jüngling an Feuer und Kampfeslust, hat den Franzosen die grimmigsten Schläge ausgeteilt. Zuerst besiegte er sie in der Schlacht an der Katzbach in Schlesien. Verwegenen Mutes zog dort ein französisches Heer über das Flüßchen heran; da ruft Blücher seinen Kriegern zu: „Nun hab' ich genug Franzosen herüber, jetzt, Kinder, vorwärts! Dies „Vorwärts" dringt allen tief ins Herz. „Hurrah!" jauchzen sie und stürzen auf den Feind. Der Regen rauscht in Strömen herab; an ein Feuern ist nicht zu denken, und mit Bajonett und Kolben bricht das Fußvolk, mit geschwungenem Säbel die Reiterei in die Franzosen ein, der alte Blücher, das Schwert in der Faust, allen voran. Mann an Mann wird gefochten, mit Mut und Wut, bis die Feinde vor den preußischen Hieben das Feld räumen. Eine große Menge der Flüchtigen ertrinkt in den geschwollenen Fluten der Katzbach, viele Tausende werden gefangen. Von diesem ruhmreichen Tage nannten die Soldaten ihren Blücher

1) Vgl. Nr. 168.

„Marschall Vorwärts“; denn der König erhob ihn bald darauf zum Feldmarschall.

Um dieselbe Zeit erkämpften die Verbündeten noch manchen andern herrlichen Sieg. So schlugen sie Napoleons Feldherren in den Schlachten bei Großbeeren in der Nähe von Berlin, bei Kulm in Böhmen und bei Dennewitz unweit Wittenberg. Dann drangen ihre Heere gegen Leipzig heran, wo Napoleon seine ganze Streitmacht zusammengezogen hatte. Hier begann am 16. Oktober 1813 der dreitägige ungeheure Kampf, an welchem mit Ausnahme der Türken, alle Völker Europas teilnahmen — die Völkerschlacht bei Leipzig; 300000 Mann Verbündete standen gegen das 200000 Mann starke Heer Napoleons. Über 1000 Kanonen donnerten gegen einander, so daß die Erde im weiten Umkreise erbebte. Mit unerhörter Anstrengung wurde am ersten Tage gerungen; vorzüglich war es wieder der alte Blücher, der mit seinen Tapfern löwenkühn die Franzosen zurückwarf, bis der Abend hereinbrach und das weitere Vorwärtsdringen hemmte. Napoleon mochte wohl jetzt ahnen, daß ihn das Schlachtenglück verlassen habe. Deshalb versuchte er am nächsten Tage durch große Versprechungen Österreich zum Abfalle von den Verbündeten zu verführen, aber umsonst; am 18. Oktober mußte er den verzweifelten Kampf von neuem aufnehmen. Von einer Anhöhe aus, auf der eine Windmühle stand, leitete er die Schlacht. Ihm gegenüber auf einem Hügel hatten die drei verbündeten Herrscher, der König von Preußen und die Kaiser von Österreich und Rußland, ihre Stellung genommen. Abermals entbrannte ein furchtbar mörderischer Kampf; kaum konnten die Streitenden zuletzt noch über die Haufen der Leichen hinwegschreiten. Vergebens bot Napoleon alle Kunst und Kühnheit auf. Er unterlag dem begeisterten Heldenmute der Freiheitskämpfer; sein Heer zog sich am Abend nach Leipzig zurück. Die verbündeten Fürsten aber fielen auf dem Schlachtfelde auf die Kniee, um Gott, dem Herrn, für den großen Sieg zu danken, den er ihnen verliehen hatte. Am folgenden Tage drangen die Sieger in die Stadt Leipzig ein, während die Franzosen in eiliger Flucht ihre Rettung suchten. Tausende der Flüchtigen wurden noch gefangen genommen. Im ganzen kostete die Schlacht den Franzosen an 70000 Mann; aber auch die Verbündeten zählten über 40000 Tote und Verwundete.

Napoleon konnte nun nicht mehr daran denken, sich in Deutschland zu behaupten. Mit den Trümmern seines Heeres eilte er über den Rhein nach Frankreich zurück. Der Rheinbund löste sich auf, und die deutschen Fürsten, welche ihm angehört hatten, schlossen sich den Verbündeten an. Das Königreich Westfalen löste sich wieder auf, nachdem sein französischer Herrscher über den Rhein geflohen war, und ein preußisches Heer entriß in raschem Siegeslaufe auch Holland den Händen der Franzosen. Dann drangen die Verbündeten in Frankreich selber ein. Die Hauptarmee unter Schwarzenberg rückte durch die Schweiz vor; Blücher mit seinem Heere setzte in der Neujahrsnacht 1813 zu 1814 (mit dem Schlag zwölf) bei dem Städtchen Kaub über den Rhein. Noch gab es auf französischem Boden manchen hartnäckigen Kampf; aber der kühne Blücher drängte unermüdlich vorwärts, und am 31. März zogen die Verbündeten als Sieger in die stolze Hauptstadt Paris ein. Nun war es aus mit Napoleons Herrlichkeit; er wurde des Thrones entsetzt und mußte sich nach der kleinen Insel Elba im Mittelmeere begeben, die ihm zum Eigentum angewiesen wurde. Ein Bruder des enthaupteten Ludwig XVI. wurde als Ludwig XVIII. König von Frankreich.

(Leseb. v. Keck u. Johansen.)

106. Nächtliche Erscheinung zu Speier.

1. „Wach auf!“ erklingt's in des Schiffers Traum,
„Wach auf, du Wächter im Strome!“
Und über ihm rauschet der Lindenbaum,
Und zwölfe schlägt es vom Dome;
Groß vor ihm steht einer im dunkeln Gewand;
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
Halb schlafend, halb wachend, wie trunken.

2. Und während er träge löset den Kahn,
Beginnt es um ihn zu leben;
Viel riesige, hohe Gestalten nahn;
Er sieht sie nicht schreiten, nur schweben;
Es tönet kein Wort, es rauschet kein Kleid;
Wie Nebel durchziehn sie die Dunkelheit;
So steigen sie all in den Nachen.

3. Er sieht sie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stößt schweigend und fürchtend vom Lande;
Kaum braucht er zu rudern, es flieget der Kahn;
Bald sind sie am anderen Strande:
„Wir kommen zurück; da wird dir der Lohn!“
Gleich Wolken verschwinden im Felde sie schon;
Fern scheinen ihm Waffen zu klirren.

4. Er aber rudert sinnend zurück
Durch der Nacht ernstfriedliche Feier,
Wo sich die Heimat hebet dem Blick,
Das dunkeltürmige Speier,
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum,
Und war es Wahrheit, und war es kein Traum,
Er hüllet es tief in den Busen.

5. Und sieh, es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome;
Wohl hält er schlaflos heute die Wacht —
Da schlägt es zwölfe vom Dome.
„Hol über!" ruft es vom anderen Strand,
„Hol über!" — Da stößt er den Kahn vom Land
In stiller, banger Erwartung.

6. Und wieder ist es die düstere Schar,
Die schwebend den Nachen besteiget;
Der Kahn zieht wieder so wunderbar;
Doch jeder der Dunkelen schweiget,
Und als sie stoßen zu Speier ans Land,
Gibt jeder den Lohn ihm behend in die Hand;
Er aber harret und staunet.

7. Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgestein
Und Seiden- und Sammetgebilde;
Rasch aber umhüllet sie wieder das Kleid;
Wie Nebel durchfliehn sie die Dunkelheit
Und schwinden am mächtigen Dome.

8. Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit sinnend erregtem Gemüte.
Ja, Wahrheit war es; es war kein Traum;
Als blendend der Morgen erglühte,
Er hält in den Händen das lohnende Geld;
Drauf leuchten aus alter Zeit und Welt
Viel stolze Kaiserbilder.

9. Wohl sah er manchen Tag sie an
In forschenden, stillen Gedanken;
Da riefen sie drüben um seinen Kahn;
Das waren die flüchtigen Franken;
Geschlagen war die Leipziger Schlacht,
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht! —
Der Schiffer verstand die Erscheinung.

10. Und löstet ihr, Kaiser, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbande,
Und halft in der wilden dreitägigen Schlacht
Dem geängsteten Vaterlande
Steigt oft noch auf und haltet es frei
Von Sünden und Schmach und Tyrannei;
Denn es thut not des Wachens!

(Wolfgang Müller.)

107. Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
Generalkarte her!
Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind? — „Der Feind? Dahier!“ —
Den Finger drauf! Den schlagen wir.
Wo liegt Paris? — „Paris? Dahier!“ —
Den Finger drauf! Das nehmen wir!
Ich denke der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein. (Aug. Kopisch.)

108. Maximilian I. Joseph, König von Bayern.
(1806—1825.)

Durch den Tod des kinderlosen Kurfürsten Karl Theodor erbte im Jahre 1799 der Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joseph, Pfalz-Bayern und erhielt 1806 noch die Königswürde. Unter seiner Regierung begann für Bayern, das in den französischen Kriegen am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts viel gelitten hatte, wieder eine bessere Zeit. Er beförderte den öffentlichen Unterricht, Künste und Wissenschaften und traf in allen Zweigen der Staatsverwaltung viele treffliche Anordnungen. Um seinem Lande die guten Einrichtungen, die es ihm verdankt, auch für die Zukunft zu sichern, gab er demselben am 26. Mai 1818 eine Verfassung oder Konstitution. Seitdem ist das Königreich Bayern ein konstitutioneller Staat. Kein Gesetz kann endgiltig zu stande kommen ohne die Zustimmung des Königs und der Landesvertretung, welche aus der Kammer der Reichsräte und der Kammer der Abgeordneten besteht.

Maximilian Joseph war ein König vom besten Herzen, eben so ausgezeichnet durch gefällige Herablassung und anspruchslose Einfachheit, wie durch menschenfreundliche Milde und Wohlthätigkeit.

Bei einem Aufenthalt des Königs in Nürnberg war der Zudrang derer, die ihn sehen wollten, ungemein groß. Ein Mann beklagte sich so laut darüber, daß Max es hörte und befahl, man möchte den Mann durchlassen. Es dauerte nicht lange, so erschien ein derber Bauer, der nach seiner Art sich zu verbeugen suchte und, unter der Thür stehend, den König von oben bis unten aufmerksam betrachtete. „Nun so trete näher,“ hob der Monarch gütig an, „und

sage mir, warum du draußen so arg räsonniertest!" — „Ja," antwortete der Bauer, „nichts für ungut, Herr König! Ich hab' eben noch nie einen König gesehen, und weil ich gedacht hab', die Stadtleut' können so einen Herrn öfter sehen, so war ich ärgerlich darüber, daß man mir nicht Platz machen wollte." Der gütige Monarch munterte ihn nun auf, ihn ja recht zu betrachten, und fragte ihn zugleich nach Namen und Beschäftigung. „Ich bin," antwortete der Bauer, „mit Erlaubnis zu sagen, ein Hopfenbauer aus der Gegend von Hersbruck." — „So, so," fuhr der König fort, „und wie geht es dir sonst, lieber Sohn?" „Nun," sagte der Bauer, „seitdem die Einquartierungen aufgehört haben, geht es uns Bauern schon besser; aber sie haben uns wacker zurückgebracht."

„Ja," erwiderte der gütige Max, „das waren schwere Zeiten für uns Bayern; es ging mir auch nicht immer zum besten!" — „Das glaub' ich auch," meinte der Bauer und setzte altklug hinzu: „Der Herr König wird halt auch viel Einquartierung gehabt haben, nur daß man's anders genannt hat." Lächelnd bemerkte der König: „Du hast recht, mein Lieber! Nun sage mir, hast du vielleicht einen Wunsch oder sonst ein Anliegen, das ich erfüllen kann?" „Weil es gerade in einem hingeht," hob der Landmann an, „so möcht' ich halt die Frau auch sehen, wenn sie zuhaus ist!" Da lachte der König laut auf und setzte die zufällig ins Zimmer tretende Königin von dem Wunsche des naïven Unterthanen in Kenntnis. Huldvoll richtete diese einige Fragen an den Mann und entfernte sich dann wieder. „Nun," fragte der König, „wie gefällt dir meine Frau?" „Es ist ein schönes Weib," meinte der Bauer, „und gar nicht stolz!" Darauf nahm Vater Max einen von den neuen Kronenthalern, die zu verschiedenem Gebrauche auf einem Nebentische lagen, und sagte: „Damit du ein Andenken hast an den Tag, an welchem du mit deinem Könige sprachst, so hebe diesen Thaler auf; du kannst deinen Freunden und Nachbarn ihn zeigen und ihnen auch sagen, ihr König ließe sie schön grüßen." Erfreut steckte der Bauer sogleich den Thaler ein, entfernte sich aber nicht, sondern zog ein ledernes Beutelein aus der Tasche und erwiderte: „Den Gruß will ich bestens ausrichten und eine Freude damit nachhaus bringen; aber Sie werden es mir nicht übel nehmen, Herr König, daß ich, Gott sei Dank, so viel

habe, als ich brauche, und von niemand etwas geschenkt mag. Den Thaler nehme ich schon; aber ich leg' dafür wieder einen andern dorthin!" Und damit legte er einen Thaler, den er unterdessen aus seinem Beutelchen herausgefischt hatte, auf den Tisch und meinte dabei, der Herr König werde diesen schon einmal noch brauchen, da er gar viele ernähren müsse. „Das ist wahr," sagte der König, „der Thaler wird schon noch seinen Herrn finden. Und nun leb wohl und denke fleißig an deinen König!" Der Bauer verbeugte sich noch ein paarmal und nahm dann mit den Worten Abschied: „Ade, Herr König, ich wünsch' halt, daß Sie immerfort gesund bleiben möchten; das ist doch die Hauptsache."

109. Wie König Max I. arretiert wird.

Es war verordnet, daß die Invaliden, welche die Aufsicht in dem englischen Garten Münchens hatten, besonders auf die Hunde der Spazierenden acht geben sollten, wenn sie von der Bahn weg in den Wald liefen, oder sich zu weit in das Gehölz entfernten, indem wegen der nahen Hirschau die Jagdordnung verletzt werden konnte.

Ein Invalide, welcher aus einer fernern Station nach München versetzt worden war, war in dieser Verfügung sehr wachsam. Der Zufall wollte, daß in den ersten Tagen seines neuen Dienstes ihm ein Herr mit zwei kleinen Jagdhündchen in den Weg kam. Der Herr war der König, der, ganz einfach gekleidet, fast alle Tage seinen Spaziergang in dem englischen Garten machte. Der Invalide aber kannte ihn noch nicht. Des Königs Lieblingshündchen schwärmten nach ihrer Weise durch Flur und Gesträuch, was alsogleich den Invaliden veranlaßte, den Herrn auf die Überschreitung der Ordnung wegen der Hunde aufmerksam zu machen.

Der König rief seinen Hunden. Diese aber, an ihre Freiheit schon zu sehr gewöhnt, sprangen bald wieder in die Ferne. Der Invalide, sie beobachtend, war darüber noch gereizter, und sagte dem Könige, wenn er die Hunde nicht an sich halte, so müsse er ihn ohne weiteres arretieren. Der König rief abermals den Hündchen, die nach einigen Sprüngen um ihn alsbald wieder das Freie suchten.

Jetzt ward's dem Invaliden zu arg; er ging auf den König los und sagte: „Da der Herr die Befehle des Königs nicht achtet, so sind Sie mein Arrestant; Sie gehen mit

mir!" Der König sagte: „Gehe er nur voran, ich folge schon." So ging also der König wieder der Residenz zu.

Als der Monarch in die Nähe der Häuser kam, bewies ihm jedermann die schuldige Ehrfurcht. Der Invalide schaute hin und her, wem das gelte, und als die zwei Grenadierwachen am Palais des Prinzen Karl das Gewehr präsentierten, ahnte der Invalide nun die Person des Königs in dem Verhafteten, und erschrak dergestalt, daß er nicht wußte, wie er sich aus dieser für ihn schreckvollen Lage losmachen sollte. Als der König diese Verlegenheit bemerkte, sagte er zu ihm: „Mach du nur deine Schuldigkeit fort, und geh mit mir auf die Schloßwache!"

Dort angelangt, hieß er ihn da warten. Der König ging dann zur Königin, und erzählte ihr mit seinem gewöhnlichen Frohsinne, daß er gerade arretiert worden, und nun Arrestant sei. Er erklärte dann den ganzen Vorfall, und der Invalide wurde mit einem Geschenke und dem Wohlgefallen über seine Pflichterfüllung aus der Schloßwache entlassen.

(Friedr. Wilh. Bruckbräu.)

110. König Ludwig I. (1825—1848.)

Ludwig I. unter dem Vorbilde eines weisen, gerechten, großherzigen und milden Vaters zum Herrscher und Manne herangewachsen, übernahm am 23. Oktober 1825 die Regierung. Gleich anfangs fanden unter seinem Vorsitze Beratungen über mögliche Ersparungen im Staatshaushalte statt. Er selbst ging mit seinem Beispiele voran, vereinfachte die Hofhaltung und verwendete das Ersparte zum Besten des Landes. In seinem Privatleben sparsam, konnte er schon vor seinem Regierungsantritt nicht unbeträchtliche Summen auf den Ankauf von Kunstschätzen und auf die Erbauung eines prachtvollen Museums, nämlich der Glyptothek, zur Aufnahme von Meisterwerken der Bildhauerkunst verwenden.

Als Ludwig vor den versammelten Abgeordneten des Reiches den Königseid ablegte, sprach er die denkwürdigen Worte: „Ehe ich euch den eben geschworenen Eid abgelegt, hielt ich mich durch den bei Einführung der Verfassung von mir geleisteten für eben so verpflichtet. Dasjenige, was der von mir gesprochene Eid als König an der Stelle meines erlauchten Vaters — dessen Andenken mir ewig teuer und unvergeßlich sein wird — mir auferlegt, zu erfüllen, habe ich den besten Willen und erwarte von der

Gnade Gottes, daß er mir die Kraft dazu verleihen werde. Schwer ist es, nach einem Könige, wie der uns entrissene war, zu herrschen; ihn zu erreichen, unmöglich."

Sein Wahlspruch: „Gerecht und beharrlich!" tönte selbst im englischen Parlamente wieder. „Nicht von Mängeln frei ist bei allen ihren Vorzügen unsere Verfassung, und weise gibt diese selbst den Weg an, wo Verbesserungen in ihr zu bewirken sind. Vieles Gute ist bereits auf den frühern Landtagen geschehen; vieles bleibt uns noch zu thun übrig." Dies waren die eigenen Worte des Königs in der Thronrede bei Eröffnung des denkwürdigen Landtages im Jahre 1827. Mit Liebe beförderte König Ludwig die Religion und erbaute zu diesem Zwecke prachtvolle Kirchen; mit größter Sorgfalt wachte er über die Erziehungs- und Unterrichtsanstalten und pflegte mit besonderer Vorliebe Künste und Wissenschaften. Sehr vieles geschah unter seiner Regierung auch zur Förderung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe. Er gründete den Zollverein, erbaute den Ludwigskanal und errichtete Landwirtschafts-, Gewerbs- und polytechnische Schulen. Die Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth, die unter seiner Regierung erbaut wurde, war die erste in Deutschland (1835), und was König Ludwig im Gebiete der Kunst ins Dasein rief, übertrifft alles, was vor ihm in Bayern, ja man kann sagen in Deutschland, geschah. Die durch ihn errichteten Denkmäler der Bau- und Bildekunst werden ihm einen bleibenden Ruhm für die Nachwelt erhalten, und die Erinnerung an seine glanzvolle Regierung wird fortleben in den Herzen des Bayernvolkes für und für.

Am 20. März 1848 legte er freiwillig das Scepter in die Hand seines Sohnes Maximilian II. Auch nach seiner Thronentsagung hat er noch Millionen verwendet zur Unterstützung Notleidender und zur Förderung der Kunst. Er starb am 29. Februar 1868 in Nizza, wo er Kräftigung seiner Gesundheit gesucht hatte. Seine Leiche ruht in der von ihm erbauten Bonifaziuskirche zu München.

111. Maximilian II., König von Bayern. (1848—1864.)

Als Maximilian II. im Jahre 1848 den Thron seines Vaters bestieg, richtete er folgende Worte an sein Volk: „Bayern! Mein vielgeliebter Vater und König hat geruht,

mir die Krone zu übertragen. — Tief ergriffen fühle ich das ganze Gewicht der Verpflichtungen, das er mir auferlegt. Wahrheit will ich in allem, Recht und gesetzmäßige Freiheit auf dem Gebiete der Kirche wie des Staates. Auf der Bayern Treue hoffe ich, auf die seit Jahrhunderten bewährte Liebe zu ihren Fürsten. Bayern, steht mir bei in meinem festen Vorhaben, euch auf die Stufe zu erheben, zu der ihr als ein freies Volk berufen seid, ein Achtung gebietender Staat im einigen deutschen Vaterlande!"

Nicht gering waren die Hoffnungen des Volkes auf Maximilian, und seine Erwartungen wurden glänzend erfüllt. Mit besonderer Vorliebe pflegte er die Wissenschaften namentlich die Geschichtsforschung. Auch die Dichtkunst fand an ihm einen eifrigen und freigiebigen Förderer. Zu Stiftungen für wissenschaftliche Zwecke verwendete er große Summen; aber auch für Hebung des Handels und Verkehrs, der Industrie und Landwirtschaft wurde unter seiner Regierung Außerordentliches geleistet. Dem Bauernstand wurde durch gänzliche Aufhebung harter Obliegenheiten, z. B. der Frohnden, oder durch Umwandlung lästiger Abgaben, z. B. der Zehnten rc., in bestimmte Geldreichnisse große Erleichterung gewährt. Viele Gesetze wurden zur Förderung der Volkswohlfahrt neu geschaffen, andere zum Besten des Landes umgestaltet. Eine erhöhte Fürsorge wurde dem Schulwesen und dem Armenwesen zugewendet, und Bayern erfreute sich glücklicher Zeiten unter seinem geliebten König Max. Das Volk hing deswegen mit aller Liebe und allem Vertrauen an ihm, dem Landesvater. Um so herber war aber auch der Schmerz, als am Abend des 9. März 1864 die Kunde von der plötzlichen Erkrankung des Königs die Hauptstadt durcheilte. Überall begegnete man nur verstörten, kummervollen Gesichtern.

Die Bewohner strömten in banger Erwartung massenhaft nach der königlichen Residenz, um sich nach dem Befinden des hohen Kranken zu erkundigen. In den Kirchen wurden Gebete für Erhaltung des geliebten Königs zum Himmel gesendet. Aber schon am Vormittag des 10. März endete ein sanfter Tod sein Leben. Ganz Bayern trauerte über den so plötzlichen Verlust des geliebten Monarchen, der nur das Glück und Wohl seines Volkes angestrebt, und dem dieses so viel zu verdanken hat. Sein Name wird stets gesegnet in Bayerns Geschichte fortleben.

112. Die Donau zwischen Linz und Wien.

Das Stück Donau, das man zwischen Linz und Wien befährt, ist ohne Zweifel der herrlichste Teil des ganzen großen Flusses; denn es haben sich hier Natur und menschliche Kultur in einem so hohen Grade bemüht, die Ufer und Anlande reich zu schmücken, wie sonst nirgends mehr auf der ganzen gegen 400 Meilen weiten Strecke des Flußlaufes. Die Donau fließt bei Linz in einem ungeteilten Strome. Unterhalb der Stadt aber fängt sie bald an, sich in viele Arme zu spalten, welche eine Menge großer und kleiner Inseln umfassen. An vielen Stellen heben sich aus dem Flusse Sandbänke so hoch, daß sie aus dem Wasser hervorragen. Sie sind oft mit Bäumen und Gebüschen aller Art bewachsen und bieten große Weideplätze für eine unzählige Menge Wild, so wie die kleinen Arme, Einbuchten und Seen zwischen den Sandbänken und Inseln gewöhnlich mit zahllosem Wassergeflügel bedeckt sind, mit wilden Enten und Gänsen, mit Reihern, Kranichen, Kiebitzen und Krähen und vor allen mit Möven. Aus den Gebüschen, wie aus einem Verstecke, schauen herrlich gelegene Dörfer und Schlösser, und Ruinen, Klöster, Paläste, Einsiedeleien, nahe Warttürme, dunkle Schluchten, offene Thäler, schroffe Abhänge, lachende Auen, prächtig durch einander gemischt, fesseln fortwährend das Auge des Reisenden.

Jetzt gelangen wir an den Donaustrudel bei Grein. Der vordere Raum des Schiffes wird für die Reisenden abgesperrt. Eine feierliche, ja ängstliche Stille herrscht. Viele sieht man beten. So wie ein Held, wenn er zum Tode geht, seinen schönsten Schmuck anlegt und dann auch noch mitten im Kampfe sich mild und edel erweist, so geht die Donau in den düsteren, von schwarzen Waldungen beschatteten Schlund nicht ein, ohne noch zuvor in einem höchst romantisch gestalteten Landschaftsgemälde kurz vor dem Strudel Schönes und Liebliches zusammenzudrängen. Freundlich grüßend, spiegelt der Strom die Angesichter des Schlosses Greinburg und des Städtchens Grein zurück, bevor er seine Wellen auf die Folterbank des Strudels wirft. Dies geschieht denn endlich bei dem Inselchen Wörth, das wie ein verfallener Brückenpfeiler mitten im Thorwege des Strudels daliegt. Von diesem Pfeiler aus ziehen sich zu beiden Seiten noch niedrige Seitentrümmer quer durch den Fluß und schließen sich an die hohen, eckig hervor-

springenden Felsen des Ufers an. Zwischen diesen Felsen hindurch ließ Kaiser Joseph mittels dreizehnjähriger Arbeit eine Durchfahrt bahnen, indem er die Felsen beseitigen ließ, welche der Schiffahrt am meisten hinderlich waren.

Weiter ab, etwa 1000 Schritte vom Strudel entfernt, empfangen hier die zusammengepreßten Wasser eine solche Richtung, daß ihre Hauptmasse gerade auf einen großen Felsen zuströmt, der aber so tief ausgebrochen wurde, daß Schiffe nicht leicht mehr Schaden nehmen können. Die Wassermasse prallt hier an und wird zurückgeworfen, zugleich aber auch durch die nachstürzenden Gewässer wieder herumgedreht und weiter gestoßen. Auf diese Weise entsteht dann hinter dem Strudel der Wirbel. Über den Strudel hin schoß und schnellte unser Schiff, obgleich die Dampfmaschine hier etwas gedämpft wurde, mit einer ungeheuren Geschwindigkeit. (G. Kohl.)

113. Wien.

Der Wiener hat recht, wenn er singt: „'S gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!" Denn nicht nur durch ihre Größe und die Schönheit ihrer Lage, sondern auch durch die vielfachen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, sowie ganz besonders durch die Eigentümlichkeiten ihrer Bewohner ist die Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates zugleich die merkwürdigste Stadt aller deutschredenden Länder. Schon von den alten Römern angelegt, widerstand sie späterhin mit ihren festen Mauern, Türmen und Wällen, verteidigt durch die standhafte Tapferkeit ihrer Bewohner, mehrmals den furchtbarsten Angriffen der siegreich vordringenden Türken; mächtigen deutschen Kaisern aus dem habsburgischen Geschlechte diente sie zur Residenz, und die bedeutendsten unserer deutschen Musiker, Haydn, Mozart und Beethoven, haben den größten Teil ihres Lebens darin verbracht, und hier, unter den für alle Kunst empfänglichen Wienern, ihre Meisterwerke geschaffen.

Die Stadt liegt in einer trefflich angebauten, durch Abwechslung von Berg, Ebene und Wasser sehr angenehmen Gegend am rechten Ufer der Donau, deren Spiegel fortwährend mit einer Menge Schiffe bedeckt ist, welche dem Verkehre der Donauländer dienen. Im Norden der Stadt bildet der Fluß mit seinen verschiedenen Armen

mehrere reizende Inseln, die mit schattenreichem Gehölz, herrlichen Anlagen und prächtigen Gebäuden geschmückt sind; im Westen erblickt man einen hohen Gebirgsrücken aus einer Kette nicht sehr hoher Berge gebildet, an und zwischen welchen anmutige Wälder, liebliche Weinpflanzungen, lachende Fluren, blühende Gärten mit prachtvollen Landhäusern die angenehmste Abwechslung darbieten; im Osten eröffnet sich dem Blick eine unabsehbare fruchtbare Ebene, welche sich bis nach Ungarn hin erstreckt, und im Süden endlich begrenzen hohe, zum Teil mit Schnee bedeckte Berge die weite Aussicht.

Die eigentliche Stadt hat meist enge, unregelmäßig gebaute Straßen mit drei bis fünf, bisweilen sogar sechs bis acht Stockwerken hohen Häusern, und das Menschengewühl und der ununterbrochene Strom auf- und abfahrender Wagen ist oft so groß, daß der Fußgänger dadurch nicht selten in Lebensgefahr kommt. Die 34 Vorstädte Wiens, von denen die zwei nördlichen, die Jägerzeile und Leopoldstadt, auf dem linken Ufer der Donau liegen und durch fünf Brücken mit der Stadt verbunden sind, umgeben das alte Wien.

Wien, der Zusammenfluß des höchsten Adels und der Sitz der reichsten Kaufmannschaft des ganzen Kaiserstaates, ist reich an großen, prachtvollen Palästen und andern Gebäuden, welche mit geschmackvollen Läden, in denen der Luxus zur Schau gestellt ist, oft ganze Straßen einnehmen. Doch unter allen tritt ein Bauwerk ganz besonders hervor; es ist die Stephanskirche mit ihrem 122 m hohen Turme. Diese herrlichste Kirche Wiens ist zugleich eine der schönsten in der Welt und ein vorzügliches Denkmal altdeutscher Baukunst.

Der geeignetste Punkt, die ganze Kaiserstadt zu überblicken, ist die Spitze des Wienerberges im Süden der Stadt, wo eine Säule von altdeutscher, kunstreicher Arbeit steht, die sogenannte Spinnerin am Kreuze. Von ihren Stufen aus bietet sich das reichste und schönste Rundgemälde dar. Das Getümmel der Hunderttausende, welche die Straßen durchwimmeln, schallt nur gedämpft, wie das ferne Brausen des Meeres, an dein Ohr herauf. Die zahllosen Bauten unter dir stehen an und in einander gedrängt, wie ein Volk, das im Anschauen von Kampfspielen zu Stein wurde, und mitten daraus raget, wie ein unbezwungener Sieger in allen Kämpfen, ernst und stolz gen Himmel des Stephansdomes altersgrauer Riesenturm. Neben ihm verschwinden die zahlreichen andern Türme und Kuppeln der Kaiserstadt. Wo

eigentlich die Marken der Stadt beginnen, suchst du vergebens zu unterscheiden; denn alle Orte, nahe und ferne, mit ihren aus Gärten und Saaten auftauchenden roten Dächern und zierlichen Türmen scheinen nur neue Anbaue der Kaiserstadt.

Kaum schmilzt der Schnee auf den Bergen, kaum beginnen die Wälder in frischem Grün zu prangen, so sind alle jene sanften Höhen, jene reizenden Thäler, die dich so anheimeln, von Kolonien lustiger Wiener bevölkert. Unter den vielen öffentlichen Vergnügungsorten, in denen wir das Wiener Leben in seiner Gemütlichkeit und Ausgelassenheit zugleich beobachten können, zeichnen sich besonders zwei aus, der Prater und die Brigittenau.

Der Wiener liebt die Natur und versteht die Kunst, sie zu genießen. Doch inniger noch als die Natur, liebt er sein Wien. Es ist ihm sein Höchstes, sein Stolz, seine steinerne Bibel mit tausend und aber tausend heiligen Blättern, die er in der Ferne so wenig vergißt, wie der Alpenbewohner seine Gletscher und Firnen. Ein Hauptzug des Wiener Charakters ist „leben und lebenlassen". Selbst mitten unter ernsten Bedrängnissen verläßt ihn sein fröhlicher Mut, der oft in ausgelassene Laune übersprudelt, so leicht nicht. (Gittermann.)

114. Die Belagerung Wiens. (1683.)

Der Erzfeind der Christen war seit alter Zeit der Türke, der das ganze Abendland gern erobert und unter seinen Halbmond gebracht hätte. Als die Ungarn vom Drucke Österreichs viel zu leiden hatten, riefen sie die Türken um Hilfe an, welche eiligst mit einem Heere von 270000 Mann wie Räuber und Mordbrenner in Österreich einbrachen und 1683 Wien belagerten. Bestürzung und Angst erfüllte die Stadt. Die kaiserliche Familie flüchtete nach Linz und Bayern; die Zurückgebliebenen aber rüsteten sich zur Gegenwehr. Der Herzog von Lothringen, welcher sich mit seinem unbedeutenden österreichischen Heere dem Zuge der türkischen Armee nicht in den Weg stellen konnte, warf 12000 Mann Linientruppen zur Verteidigung in die Stadt und zog dann seitwärts, um Verstärkung zu erwarten.

Graf Starhemberg verteidigte mit diesen 12000 Mann und den bewaffneten Bürgern die Stadt aufs heldenhafteste. Die ganze Umgegend wurde von den Barbaren verheert; täglich stiegen Feuersäulen empor. Die Türken schlugen nun

ihr Lager in einem ungeheuern Halbmonde, der wohl einen Umfang von 6 Stunden hatte, um die Stadt, und man rechnete an 50000 Zelte. Bald ertönte der Donner der Geschütze. Gemächlich eröffneten sie verschiedene Laufgräben, die sie überdeckten und mit Sandsäcken belegten, damit ihnen die Bomben und Granaten keinen Schaden thun konnten. Am zehnten Tage ließen sie die erste Mine auffliegen und dieses beängstigende Schauspiel wiederholte sich tagtäglich, so daß ein Teil der dicksten Stadtmauer aus seiner Grundfeste gerissen wurde. 18mal wurde Sturm gelaufen; 24mal dagegen fielen die Belagerten aus; was niedergerissen oder in die Luft gesprengt war, wurde nachts wieder ausgebessert. Kein Sturm, selbst nicht der Hunger und die einbrechenden Seuchen, konnten die Standhaftigkeit der Wiener beugen.

Aber ihre Zahl schmolz täglich mehr; Notraketen vom Stephansturme verkünden die höchste Gefahr. Da erscheint der Polenkönig Sobiësky mit den Kurfürsten von Bayern und Sachsen und vielen andern Fürsten Deutschlands im Lager des Herzogs von Lothringen, und vereint eilten sie nun auf kürzestem Weg der hartbedrängten Stadt zu Hilfe. Dies machte den türkischen Befehlshaber höchst bestürzt und kleinmütig. Seine erste Rachehandlung war, daß er 30000 gefangene Christen in seinem Lager zusammenhauen ließ. Nun wurden die Barbaren mit Mut angegriffen und überall zurückgeworfen. Ehe es jedoch zur Hauptschlacht kam, ergriff panischer Schrecken die Türken, die nun unaufhaltsam davoneilten. 20000 wurden niedergemetzelt und 50000 hatte ihnen die Belagerung gekostet. Da die Türken alles im Stiche ließen, so war die Beute der Sieger unermeßlich. 300 Geschütze, alle Zelte, namentlich das reiche Zelt des Großveziers mit den Feldkassen und Kanzleien, sowie die mit Juwelen besetzten Waffen und das Reitzeug u. s. w. fielen in die Hände der Sieger. Groß war der Jubel der befreiten Wiener; aber ach! die Unmenschen hatten 87000 Christen als Sklaven mit fortgeschleppt, darunter allein 50000 Kinder.

(Fort.)

115. Joseph II. als Arzt.

In Wien war der Kaiser Joseph, ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und eine arme Frau kuriert hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem

Büblein: „Kind, hol mir den Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerz!“ Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen; denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Wege war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm



vorbei; der Knabe hielt ihn für einen reichen Herrn, ohne zu wissen, daß es der Kaiser sei, und dachte: ich will's probieren. „Gnädiger Herr,“ sagte er, „wollt Ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Käsperlein oder zwei Vierundzwanziger nicht auch? fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein“ und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benötigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau

von ihm beschreiben, wie seine Mutter heiße und wo sie wohne. Und während das Büblein zum dritten Doktor springt und die kranke Frau daheim betet, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht besonders darauf ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, wo es recht leer und betrübt aussah, meinte sie, es sei der Doktor, und erzählte ihm ihren Umstand und wie sie noch arm dabei sei und sich nicht recht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch jetzt ein Rezept verschreiben," und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug sei. Also schrieb er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkommt, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon einer da gewesen und habe ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen Trank, oder was für Pillen er ihr verordnet habe, erstaunte er nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau, fürwahr, Ihr seid einem guten Arzte in die Hände gefallen; denn er hat euch fünfundzwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten darunter steht „Joseph", wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster, solche Herzsalbe und solchen Augentrost hätt' ich Euch nicht verschreiben können." Da that die Frau einen Blick gen Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung; das Geld aber wurde nachher richtig ausbezahlt. Der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenigen Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kuriert und der Kaiser die arme. (Hebel.)

116. Des Armen Leichenbegängnis.

Es schleicht ein Wagen, schwarz und schwer, zum Friedhof hin;
Doch weint kein Auge hinterher im großen Wien.
„Wer ist der Pilger, den zur Ruh man so verbannt?"
„Ein Armer." — „Wem gehört er zu?" — „Ist unbekannt."
Doch einer sieht's; es jammert ihn des armen Manns,
Nur einer aus dem weiten Wien: der Kaiser Franz.

Er folgt der Leiche frommen Schritts und betet leis:
„Herr, nimm ihn auf in deinen Sitz, den armen Greis!"
Und als das Volk den Kaiser sah im Trauerschritt,
Da strömt's herzu von fern und nah und betet mit.

So wuchs und wuchs der Trauerzug des armen Manns,
Und jedes Herz in Ehrfurcht schlug für Kaiser Franz. (W. Smets.)

117. Sprichwörter und Dichtersprüche.

1. Da der Himmel selbst oft in Thränen steht, klag nimmer, Menschenherz, daß dir's nicht besser geht.
2. Die Vorsehung läßt oft unsre Thorheiten geschehen, damit wir weise werden.
3. Der Geiz muß Hunger leiden, weil der Teufel den Schlüssel zum Geldkasten hat.
4. Böse Leute suchen immer das Böse, weil sie böse Leute sind.
5. Man muß sich in die Zeit schicken, weil es böse Zeit ist, und in die Menschen, weil es gute Menschen gibt.
6. Wohlstand ist dir nur gegeben, daß auch andre davon leben.
7. Um bei Gesundheit den Hunger zu stillen, bedarf man nicht viel.
8. Den Freund zu erkennen, mußt du erst einen Scheffel Salz mit ihm gegessen haben.

118. Die Alpen und die Alpenwirtschaft.

1. Einen unendlichen Genuß gewährt das Besteigen eines Alpenberges. Wir nehmen durch die angebauten Thäler unsern Weg bergaufwärts und schlagen uns durch die Waldungen, welche den Berg umgürten. Anfangs sind es kräftige Laubhölzer; weiter hinauf erheben sich schlanke, kernhafte Tannen, Fichten und andere Nadelhölzer. Weiter oben hört der üppige Baumwuchs auf; nur niedriges Knieholz und mancherlei Beerengesträuch kommt noch kümmerlich auf dem rauhen, unfruchtbaren Boden fort. Granitmassen von erstaunenswürdiger Größe liegen überall in furchtbarer Verwirrung zerstreut; himmelwärts türmen sich senkrechte Felswände zu allen Seiten auf. Da ist alles Leben erstorben.

Oft zerrinnt im hohen Fall das Wasser der wilden Bergströme zu Staub, und dann gewähren sie, besonders wenn die Sonne die Wasserstäubchen regenbogenartig färbt, ein unbeschreiblich schönes Schauspiel. So wechselt das Schauerliche mit dem Schönen und Erhabenen und macht einen um so tiefern Eindruck. Hin und wieder treten noch Waldstreifen hervor, freilich nur von verkrüppelten Kiefern gebildet, und Heidelbeeren bedecken den steinigen Boden, der gleichwohl auch noch herrlich gefärbte Alpenrosen hervorzu-

bringen im stande ist. Hier streifen im Sommer Marder und Wiesel umher; hoch in den Lüften kreist der Lämmergeier; aus den Löchern kriecht das harmlose Murmeltier, um Gras und Alpenkräuter zu suchen, und auch der Berghase kommt zu gleichem Zwecke aus seinen Schlupfwinkeln hervor. Die flüchtige Gemse aber macht ihre gefährlichen Sprünge über Schluchten und Abgründe, vom kühnen Jäger rastlos verfolgt.

2. Ein großer Teil der Alpen ist von der Natur zur Weide bestimmt; denn unterhalb der Schneedecke ist der Boden mit einer dünnen Erddecke überzogen, die keinen Anbau zuläßt. Hier wachsen die gewürzhaften Alpenkräuter, die vom Vieh abgeweidet werden. Seit undenklichen Zeiten besteht für den Bergbewohner der Gebrauch, zur Sommerszeit auf den Alpen zu wohnen und das Vieh weiden zu lassen. Zu dem Behufe sind überall Hütten errichtet, schlechtweg aus über einander gelegten Balken, das Dach mit großen Steinen gegen die Gewalt des Windes beschwert. Der Hirt oder Senn ist wenigstens darin geschützt, kann sein Vieh melken und die Milch verarbeiten, oder mit andern Worten seine Alpenwirtschaft treiben. Die Sennen sind größtenteils arme Leute; ihre Nahrung ist Milch und Zieger, ausnahmsweise noch grobes Brot, und diese Nahrungsmittel teilt der Senne jederzeit mit dem Fremden, den er herzlich bewillkommt, und mit dem er auch sein Lager auf Moos oder Heu teilt. Einiges Licht fällt durch die Thüre in die Hütte, die aber nachts verriegelt wird. In der Nähe der Hütte sind noch Unterstände, wohin sich das Vieh, die Ziegen voran, nachts oder bei herrannahendem Unwetter zurückzieht.

3. Erfreulich ist der Anblick einer Auffahrt auf die Alp. Hirt und Herde sind voll Lust; es ist, als wüßten es die Kühe, so jubelnd verlassen sie ihr Dorf, und so munter steigen, ja klettern sie bergan, wenn auch der Weg mühsam ist. Dabei hat der ganze Zug eine gewisse Ordnung, und an Putz und Jubel fehlt es nicht. Im Appenzeller Lande geschieht es so: Der Senne, den sauberen Melkeimer auf der Schulter und mit Bändern geschmückt, eröffnet den Zug, den Hund zur Seite, einige weiße Ziegen voran. Dann folgen drei Kühe, die schönsten der Herde, mit prächtigen großen Glocken am Halse. Hinter ihnen kommt der Handbub als Gehilfe des Senn, und führt die ganze Kuhherde, deren Reihe der Stier (Munni) beschließt, welcher den einbeinigen Melkstuhl auf den Hörnern trägt. Alles Vieh trägt Glocken,

oft in harmonischem Geläute. Damit nichts von der Herde verlaufe, kommt ein Knecht hintennach. Erst Tags darauf wird aus der Ortschaft das nötige Geräte, hölzerne Zuber, kupferne Käsekessel u. s. w., auf einem Saumrosse zur Sennhütte geschickt. Jede Kuh kennt ihre Glocke und ihren Namen, und Kühe wie Ziegen kennen den Ruf ihres Sennen.

Butter wird droben wenig bereitet; Käserei ist das Hauptgeschäft und wird im großen betrieben. Die kleinsten Schweizerkäse wiegen an 40 Pfd., die größeren an 100 Pfd., und Tag für Tag wird in jeder Sennhütte ein solcher Käs gefertigt, wozu man sämtliche am vorhergegangenen Tage gemolkene Milch nimmt. Man rückt den herabhängenden Kessel über das Feuer; die lau gewordene Milch bringt man durch ein Stückchen Labmagen zum Gerinnen und rührt so lange, bis die Zersetzung der Milch fertig ist. Dann wird mit einem großen Leintuch der fette Kästeig herausgehoben und in die platte, runde Form gethan, worin er bis zum folgenden Tage liegen bleibt und dann im Kässpeicher aufgestapelt wird. Aus der übrig bleibenden Molke scheidet man nochmals eine magere Käsmasse, Zieger genannt, die der Senn zur Nahrung braucht.

119. Die verstorbene Gerechtigkeit.

Vor langer Zeit lebte ein gewaltig reicher und mächtiger Graf, dem alles nach seinem Kopfe gehen mußte. Er fragte nicht nach Recht und Billigkeit, sondern schaltete und waltete nur nach Willkür. Da kam er einmal auf einem Spazierritte zu einem großen, schönen Landhause, das ihm gar sehr in die Augen stach. Er besichtigte deshalb das ganze Gehöfte und ritt dann vor das Haus hin, wo eben der Bauer, dem das Anwesen gehörte, unter der Hausthüre stand. Der Graf grüßte ihn freundlich, stieg vom Rosse und sprach: „Guter Freund, möchtest du mir nicht deinen Hof zu kaufen geben? Ich würde ihn sehr gut bezahlen.“ Der Bauer aber bedachte die Frage nicht lange und antwortete: „Euer Gnaden, nichts für ungut. Aus dem Handel wird nichts; denn auf diesem Hofe saßen meine Voreltern schon, und ich will auch darauf meine alten Tage zubringen. Also nichts für ungut!“ — Da sagte der Graf: „Ich will dir bis morgen Bedenkzeit lassen. Überleg es dir gut.“ Dann stieg er auf sein Pferd und sprengte von

dannen. Der Bauer blieb aber bei seinem Vorhaben, schüttelte den Kopf und dachte sich: Daraus wird einmal nichts.

Am folgenden Tage kam der Graf schon in aller Frühe dahergeritten und fragte, ohne abzusteigen, den Bauer, was er jetzt beschlossen habe. Da antwortete der Bauer: „Ich habe, Euer Gnaden, meinen Entschluß nicht aufgegeben. Ich bleib auf meinem Hofe und aus diesem Handel wird nichts.“ Da wurde der Graf wild und sprach: „Ich frage dich noch einmal, ob du dein Anwesen gutwillig hergeben willst! Wo nicht, so bekomme ich es doch!“ Der Bauer schüttelte jedoch seinen Kopf und erwiderte: „Dabei bleibts, ich verkaufe meinen Hof nicht.“ Nun wurde der Graf ganz wild vor Zorn und sprengte mit seinem Rosse auf und davon. Er ritt spornstreichs zu einen Advokaten, bestach ihn mit vielem Gelde und ließ dem Landmanne einen Prozeß anhängen. Die Richter wußten, daß der Graf ein steinreicher Mann sei und bei dem Handel Geld herausschaue. Deshalb hielten sie zu dem Grafen und versprachen ihm, das Bäuerlein mürbe zu machen. Sie ließen nun den Bauern durch den Gerichtsdiener herbeiholen und fragten ihn, ob er seinen Hof verkaufen wolle oder nicht. Als er ein entschiedenes nein erwiderte, wurde ihm eine Klagschrift vorgelesen, und es wurde ihm gesagt, wenn er den Hof behalten wolle, so müsse er mit dem Herrn Grafen einen Prozeß führen. Der einfältige Bauer, der sich nicht zu helfen wußte, ging darauf ein und ließ sich die Sache gefallen.

Der Graf hatte einen pfiffigen Advokaten, der Bauer hatte aber keinen, weil er sparen wollte. Da wurde nun hin und her prozessiert und der Bauer so oft in die Stadt gerufen und übertölpelt, bis er ganz verschuldet war. Die Richter entschieden auch gegen ihn so, daß er vom Hofe mußte und ihm nur mehr hundert Gulden blieben. Er gab sich in die traurige Geschichte, machte aber den Richtern bittere Vorwürfe und sprach: „Wenn auf Erden keine Gerechtigkeit mehr ist, so lebt droben noch ein Richter, der Euch finden wird.“ Da lachten die Herren und einer sagte: „Ja die Gerechtigkeit ist lange gestorben; die kann dir nicht helfen.“ — Der betrogene Bauer ging dann schweigend aus der Kanzlei hinaus und begab sich geraden Weges zum Kirchenvater. Als dieser den ihm wohlbekannten Bauer kommen sah, rief er ihm freundlich zu: „Grüß dich Gott, Hans. Kommst auch einmal in die Stadt mich heimzu-

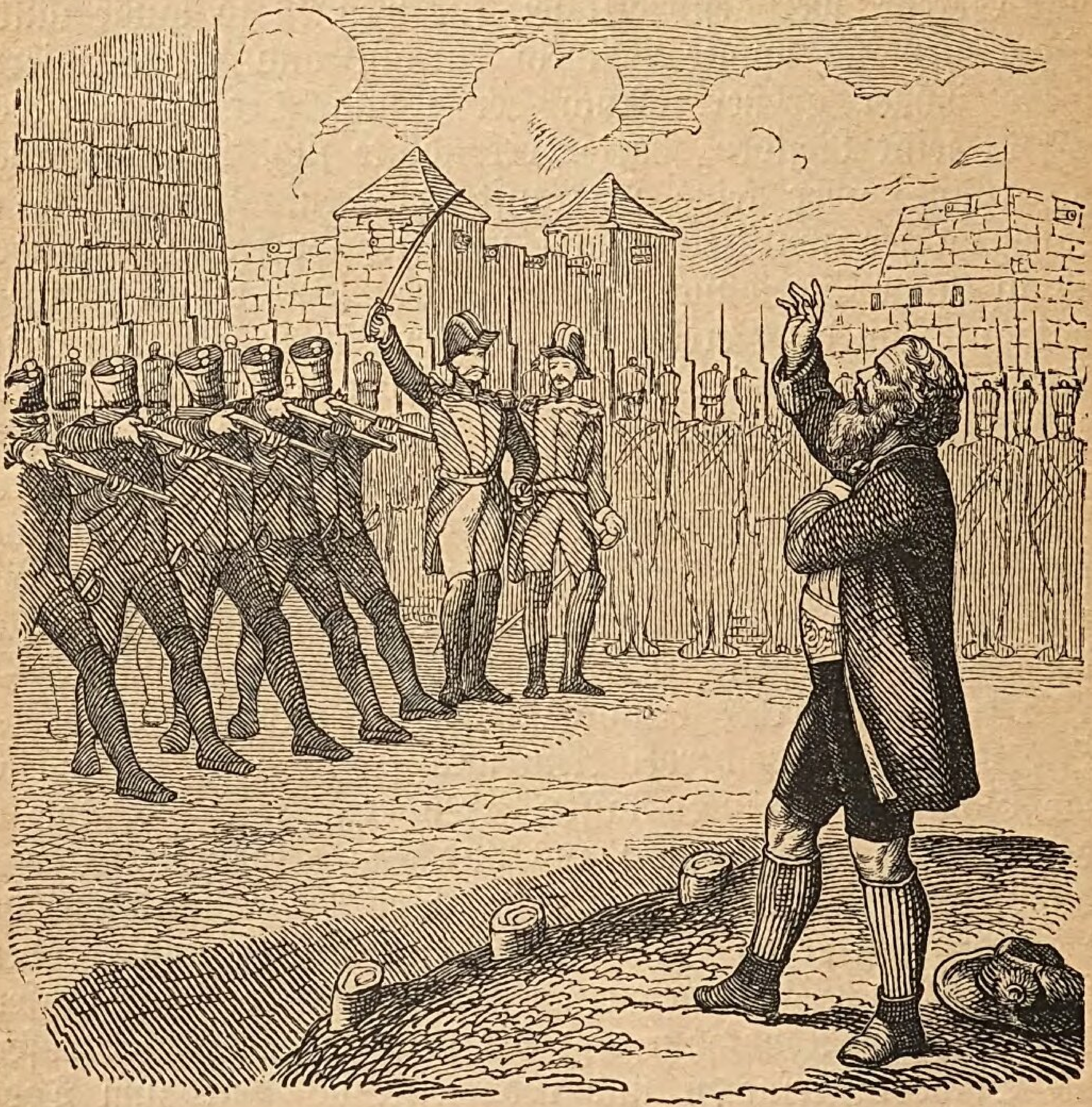
suchen?" „Ja," antwortete Hans, „aber in einer sehr traurigen Lage." Dann erzählte er dem Kirchenvater die Geschichte und schloß: „Jetzt hab ich noch hundert Gulden, und die gebe ich dir. Es ist gerade so viel Geld, als man bei Euch in der Stadt da zahlen muß, wenn man die große Glocke für einen Verstorbenen läuten läßt. Da hast's Geld und jetzt läute schnell der Gerechtigkeit, weil sie gestorben ist, zur Scheidung. Aber läute recht lang!" — Der Kirchenvater nahm das Geld, ging mit seinem Knechte in den Turm und läutete die große Glocke und zwar länger als gewöhnlich. Da gab's nun in der Stadt ein Gefrage und Gerede, wer gestorben sei, für wen es so lange läute. Doch niemand wußte Bescheid darauf, und die Neugierde ward immer größer. Auch der König, der in derselben Stadt seine Residenz hatte, erkundigte sich, wer gestorben sei, konnte aber keine Auskunft erhalten. Da schickte er einen Läufer zum Kirchenvater und ließ ihn fragen, für wen es so lange Scheidung geläutet habe. Sprach der Kirchenvater: „Für die Gerechtigkeit". Der Läufer eilte mit dieser Antwort zum Könige zurück. Wie der König dies hörte, ward er rot vor Zorn und rief: „Die Gerechtigkeit ist nicht gestorben. Sie schläft nur, und ich will ihr neues Leben einhauchen." Dann ließ er den Kirchenvater holen und fragte ihn, wer die große Glocke für die verstorbene Gerechtigkeit habe läuten lassen. Sprach dieser: „Eure Majestät der Schauferle Hans, der früher Schauferlebauer war." — Wie der König dies erfahren hatte, ließ er alsogleich den Schauferle Hans herbeiholen und fragte ihn, warum er die Glocke habe läuten lassen. Da erzählte Hans, wie er des Grafen wegen von Haus und Hof gekommen sei, weil die Gerechtigkeit nicht mehr lebe. Der König ward über die Richter ganz ergrimmt, machte kurzen Prozeß und gab dem Bauern sein Eigentum zurück. Dann ließ er den Grafen, den pfiffigen Advokaten und die bestochenen Richter rufen, die Sache untersuchen und verurteilte allesamt zum Tode. Sie wurden in Gestalt einer Glocke aufgehängt und in ihrer Mitte zappelte der Graf. Seitdem aber kam die Gerechtigkeit wieder zu leben und die Richter sprachen Recht, wie es sich geziemt.

(Mündlich bei Reutte; aus Kinder- und Hausmärchen Süddeutschlands von Ign. und Jos. Zingerle.)

120. Andreas Hofer.

1. Zu Mantua in Banden
   Der treue Hofer war;
In Mantua zum Tode
   Führt ihn der Feinde Schar.
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach
                und Schmerz,
   Mit ihm das Land Tirol.

2. Die Hände auf dem Rücken,
   Der Sandwirt Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten;
   Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
   Im heil'gen Land Tirol.



3. Doch als aus Kerkergittern
   Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
   Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: „Gott sei mit euch,
Mit dem verratnen deutschen Reich
   Und mit dem Land Tirol!"

4. Dem Tambour will der Wirbel
   Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun der Sandwirt Hofer
   Schritt durch das finstre Thor.
Der Sandwirt, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
   Der Mann vom Land Tirol!

5. Dort sollt' er niederknieen;
Er sprach: „Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wahr ich steh' auf dieser
Schanz!
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm das Land Tirol!"

6. Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Und Sandwirt Hofer betet
Allhier zum letztenmal.
Dann ruft er laut: „So trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach — wie schießt
ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!"

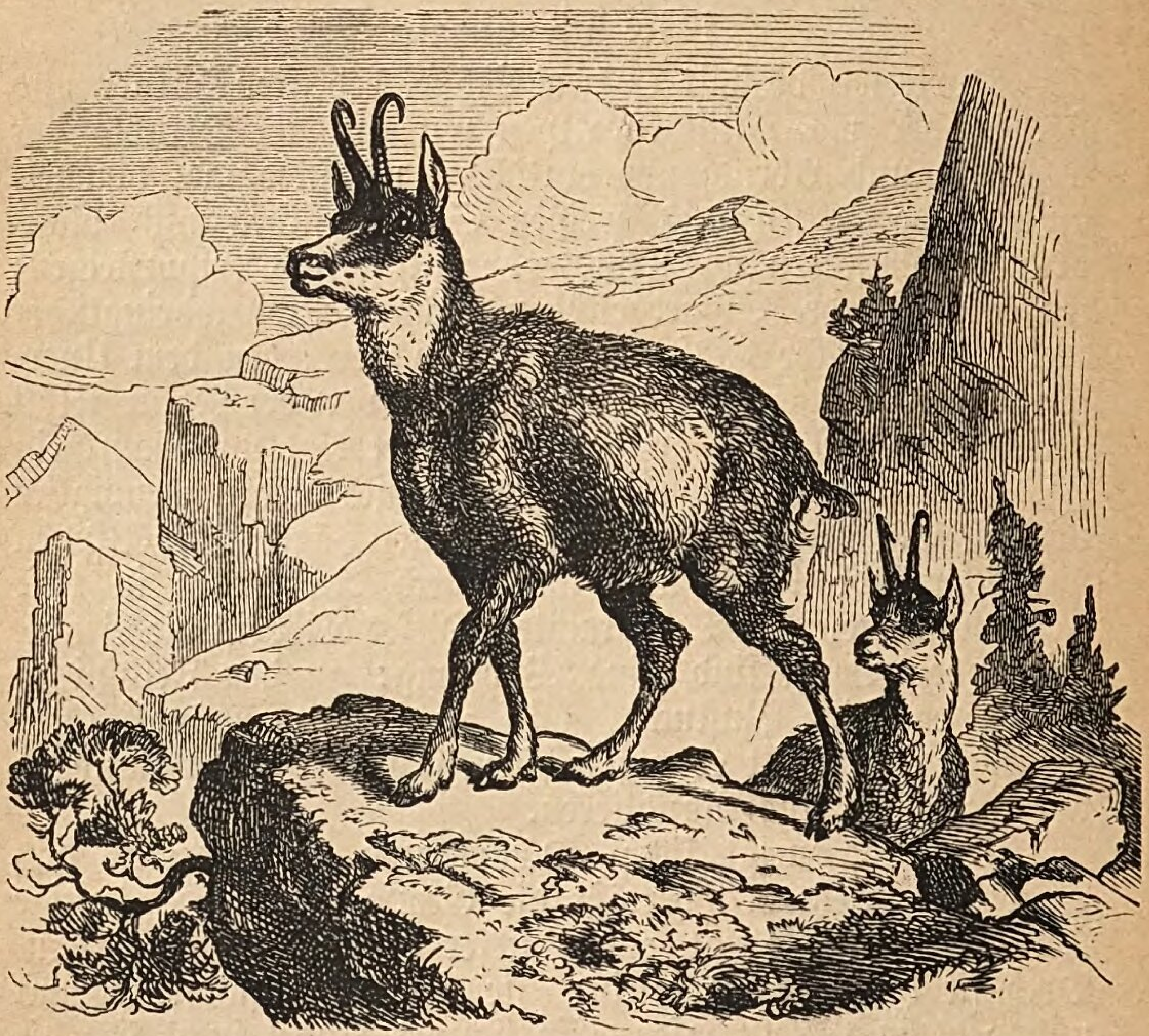
(Jul. Mosen.)

121. Die Gemse.

Dort, wo die mit ewigem Schnee bedeckten Hörner und Firnen der majestätischen Alpen purpurn im Strahle der Morgen- und Abendsonne erglühen, wo schwarze, himmelanstrebende Felsen aus weißen Schneegefilden und blaugrünen Gletschern wie Mächte der Finsternis emporsteigen; wo eisige Winde, Schneegestöber, dichter, undurchdringlicher Nebel, trügerische Eisfelder Tod und Verderben dem Unerschrockenen bringen, der es wagt, diese von der Natur selbst verschlossenen Räume zu betreten: dort lebt und haust ein Tier, um welches schon manches Menschenleben elendiglich umkam, das den kühnen unerschrockenen Jäger über Klippen und Abgründe lockte und ihm durch den Sturz in tiefe Felsenschluchten den Tod brachte. Dieses Tier ist die Gemse. Die hohen Berge sind seine Wohnung; zu den Felsspitzen nimmt es seine Zuflucht, und zu den unzugänglichsten, wildesten Orten eilt es am liebsten, sich dort sicher glaubend vor Menschen und Raubtieren.

Der Tag neigt sich; Dämmerung hüllt bereits das Thal ein. Jetzt erst verläßt die Gemse ihre hohe, luftige Felsenburg und steigt etwas tiefer herab, um zu grasen. Doch sie kommt nicht allein; sie liebt Gesellschaft, kommt und geht in Gesellschaft. Ein ganzes Rudel sucht sich die duftenden Alpenkräuter auf, sich gütlich zu thun. Eine der ältesten, größten und erfahrensten Gemsen geht voran; sie leitet die übrigen auf sicher zu passierende Felsenpfade; sie ist der Führer der Gemsenkarawane. Auch bleibt sie öfters stehen, eilt voraus, sieht sich nach allen Seiten um, wittert nach allen Seiten, kehrt zurück, führt den Zug weiter. Sie wittert noch einmal, bleibt stehen, wird ängstlicher. Es scheint ihr nicht mehr recht sicher; denn ihre äußerst feinen Sinne zeigen ihr den Feind meistens schon aus weiter Ferne. Doch es bleibt ruhig, und vorsichtig — jede einzelne Gemse ein Bild der Wachsamkeit — schreitet der Zug weiter.

Doch damit sie nicht überrasche des Jägers sicheres Geschoß, und um sicher und behaglich an den stärkenden und lieblich duftenden Alpenkräutern sich erfrischen zu können, werden von diesen Vorsichtigen Wachen ausgestellt. Aber auch selbst die weidenden Gemsen überlassen sich nicht sorgloser Freßlust; denn kaum hat ein Tier ein paar Minuten geweidet, so hält es den Kopf schon wieder in die Höhe



und durchschaut die Gegend oder durchwittert die Luft. Jetzt strecken sie sich behaglich auf die weiche Grasdecke nieder. Welch ein wunderlieblicher Anblick, diese Tiere so malerisch schön daliegen zu sehen! Doch — die zuoberst gelagerte erhebt sich, spitzt die Ohren und dreht den hochgehobenen Kopf nach allen Seiten; es steht eine nach der andern auf, schnuppert, guckt und horcht.

Halt! — was war das? — Eine der erwachenden hat die gefahrbringende Nähe irgend eines Wesens entdeckt; sie stampft mit den Füßen auf den Boden und warnt die andern Gemsen mit einem durchdringenden Pfiff, worauf

plötzlich die ganze Gesellschaft zusammenspringt und, als flöge sie davon, über tiefe Abgründe, über schauerliche Schluchten und Eisfelder mit nie fehlender Sicherheit hinwegsetzt. Ja, ein Springen ist's und nicht ein Laufen, das sie aus der gefahrdrohenden Nähe bringt. Dabei brauchen sie weder Springstock noch Eisstacheln; Mutter Natur hat ihren Liebling der Berge herrlich versorgt. Die Schalen (Klauen) dieser Tiere sind unten ausgehöhlt und haben scharfe Ränder, so daß sie auf den steilsten Klippen, wo öfters nur ihre vier Füße Platz haben, mit Sicherheit fußen können.

Die Nacht verbringen sie unter ausgehöhlten Felsen und Felsentrümmern, und am Tage suchen sie wilde, unwegsame, doch schattige Thäler auf, um dem Geschäfte des Wiederkauens obzuliegen. Aber auch da vergessen sie nicht, Vorsicht zu gebrauchen, und Wachen werden ausgestellt, um jede Gefährdung der Sicherheit zu verkünden.

Mit zärtlicher Mutterliebe sorgt die Gemse für ihr Junges, behütet und bewacht es, lehrt es über Felsen und Abhänge setzen und macht ihm den Sprung so lange vor, bis es denselben versucht. Dieses sucht sich wiederum durch treue Anhänglichkeit und Folgsamkeit dankbar zu beweisen; es folgt der Alten überall, selbst schon vom ersten Tage an, und wird diese geschossen, so verläßt es dieselbe dennoch nicht, springt ängstlich um die Getötete herum, beriecht sie und verweilt bei ihr so lange, bis dasselbe Schicksal es ereilt, oder Gefangenschaft sein Los wird.

Die Gemse hat wohl mehr Feinde, als irgend ein Tier; die Lawinen begraben oft ganze Herden, und der Lämmergeier ergreift, aus hoher Luft herabstürzend, die Jungen, oder sucht die Alten mit seinen mächtigen Flügeln in den Abgrund zu fegen. Der allergefährlichste Feind aber bleibt der Mensch, der mit wahrer Tollkühnheit diese Tiere verfolgt und keine Gefahr scheut, sie zu erlegen. Nichts in der Welt kann den Gemsenjäger von seiner Leidenschaft abhalten, die ihm um so reizender wird, mit je mehr Gefahren er zu kämpfen hat.

Steht ihm selbst das schreckende Beispiel vor Augen, daß Vater und Großvater in Abgründe gestürzt und spurlos verschwunden sind, und weiß er selbst, daß ein ähnliches Schicksal ihm vorbehalten ist, so vermag er doch nicht, ein ruhiges Leben dem tage-, ja wochenlangen Umherstreifen vorzuziehen. Doch muß der Gemsenjäger einen schwindel-

freien Kopf, scharfe Augen und sichere Füße haben; er muß mit Sicherheit über die steilsten Klippen setzen und neben gähnenden Abgründen hingehen können. Er muß gewohnt sein, Sturm, Ungewitter, Kälte und Hunger zu ertragen; er muß eine gute Brust haben, um die dünnere Luft atmen und bergauf, bergab ohne Beklemmung steigen zu können. Und der ganze Gewinn für alle diese Gefahren, Mühseligkeiten und Beschwerden beträgt — neun bis zwölf Mark, welche man für eine Gemse zahlt. (Wunderlich.)

122. Der Bär.

In einem großen Teile der schweizerischen Hochgebirge ist heutigen Tages der Landbär noch ein ständiges, wenn auch ziemlich seltenes Raubtier.

Man unterscheidet drei verschiedene Arten; den großen schwarzen, den großen grauen und den kleinen braunen Bergbären. Auch in Tirol sind die Bären noch keine ganz seltene Erscheinung geworden. Jährlich werden ein Dutzend und mehr erlegt.

Die Zottelbären sind eigentlich ziemlich gutmütige Tiere, namentlich die schwarzen, die sich mehr von Pflanzenstoffen als von Fleisch nähren. Den Winter über schlafen sie mehr als im Sommer und liegen in ihren Höhlen, oft in einfachen Steinklüften, oft in Nestern, die aus Reisig und Moos gebaut und von außen zugestopft sind. Bei hoher Kälte schlafen sie dann vielleicht etliche Tage ununterbrochen fort, ohne zu erstarren; indessen muß sie bald der Hunger wecken, der sich endlich doch einstellen wird, wenn auch die Bären in den herberen Wintermonaten weniger fressen als sonst. Sie kommen dann hervor und fressen mit großem Behagen junges, fettes Gras, junges Winterkorn, Gemüse, Wurzeln, Vogelbeeren, Staudenfrüchte, sonst auch besonders Erdbeeren und Honig. Um zu Birnen und Trauben zu gelangen, gehen die Bären im Herbst oft viele Stunden weit in die Thäler hinunter und kehren immer vor Tagesanbruch wieder zu ihrem Aufenthaltsorte zurück.

Ungereizt und ohne vom Hunger gequält zu sein, greift der große schwarze Bär weder Menschen noch Vieh an, eher der braune, der manche Ziegenherde versprengt und absichtlich in die Abgründe jagt, in denen er dann das totgefallene Vieh verzehrt. Man versichert mit Bestimmtheit, der schwarze Landbär sei so friedlich, daß er einem erdbeer-

suchenden Mädchen traulich die Beeren aus dem Korbe geholt habe, ohne das Kind zu verletzen, daß er sich überhaupt von einem schreienden Kinde in die Flucht schlagen lasse.

Gefährlich ist er nur, wenn er entweder aus dem Schlafe gestört oder schwer verwundet oder recht hungrig ist, oder wenn er die Jungen bedroht sieht. Dann schreitet er hochaufgerichtet auf seinen Feind zu, schlägt die Arme um denselben und sucht ihn zu erdrücken; oft hilft er mit gelindem Beißen nach. Nicht selten geschieht es, daß der



angegriffene Bär dem Jäger Spieß oder Flinte aus der Hand schlägt, ihn umarmt und mit ihm bergab kollert, wobei indessen Meister Petz meist den kürzeren zieht.

Da die Bären sehr gut klettern, besteigen sie gewöhnlich einen hohen Baum, ehe sie auf die Jagd gehen, um das Revier zu untersuchen und eine Beute ausfindig zu machen, wobei ihnen ihr feiner Geruch und ihr scharfes Gehör zu Hilfe kommt.

Der Bär rührt keine Menschenleiche an, frißt nicht seines gleichen, streift nicht nachts in den Dörfern umher, um ein Kind zu erhaschen, sondern bleibt in Wald, Berg und auf der Alp als seinem eigentlichen Jagdrevier.

Ist das Tier in Gefahr, so verändert sich seine Gutmütigkeit bis zur reißendsten Wut. Ein kluger Jäger wird es nie wagen, einen jungen Bären zu schießen, wenn dessen Mutter in der Nähe ist; sie würde ihn mit rasendem Geheule verfolgen und zerfleischen; eben so gefährlich ist der verwundete Bär. Nur sehr selten flieht er; gewöhnlich wendet er sich um und geht aufrecht auf den Verfolger los, und wäre derselbe noch so gut bewaffnet. Er fordert ihn gleichsam zum Zweikampfe heraus, umspannt ihn, wenn er nicht vorher einen Dolchstoß ins Herz erhält, mit seinen mächtigen Pranken und ringt männlich mit ihm, bis einer von beiden fällt.

Zu Bern werden seit Jahrhunderten in einer mit Quadern ausgelegten Grube im Stadtgraben aus den Zinsen eines alten Vermächtnisses mehrere Bären als lebendiges Sinnbild der Macht Berns gepflegt. Dort hat man beobachtet, daß die Bärinnen ein, zwei oder drei Junge werfen. Die niedlichen, blinden und unbeholfenen Tierchen sind nicht größer als eine Ratte, von fahlgelber Farbe, um den Hals weiß, haben durchaus noch nicht das Aussehen eines Bären, wenn auch eine verhältnismäßig starke Stimme. Nach vier Wochen öffnen sich ihre Augen; sie haben dann schon zollange Wolle und sind doppelt so groß wie bei ihrer Geburt. Die Äuglein liegen tief; die Schnauze ist ganz spitz. Nach vier Monaten sind die Bärchen schon von der Größe eines Pudels, dabei ungemein possierlich, geschickt im Klettern, immer mit einander spielend und balgend, aber sehr furchtsam. Ihre gelbliche Farbe verliert sich immer mehr ins Braune und Schwarze. In Bern hatte man 47 Jahre lang einen Bären; sonst weiß man über die Lebensdauer dieses Tieres nichts ganz Genaues.

Die Tatzen sind bekanntlich ein Leckerbissen; das übrige Fleisch wird von den Bergbewohnern einige Zeit in frisches Wasser gelegt, um ihm den süßlichen Geschmack zu nehmen, worauf es ähnlich wie zartes Schweinefleisch schmeckt. Die Haut ist 16 bis 20 Franken wert. In mehreren Gegenden steht noch ein besonderes Schußgeld auf der Erlegung dieses Raubtieres; doch wird es noch lange dauern, ehe es in den steilen und einsamen rhätischen Alpen ausgerottet ist. (Friedr. v. Tschudi.)

123. Das Alpenmurmeltier.

1. Dort oben auf den höchsten Steinhalden der Alpen, wo kein Baum, kein Strauch mehr wächst, wo kein Rind mehr, kaum die Ziege und das Schaf noch hinkommt, selbst auf kleinen Felseninseln mitten in großen Gletschern, ist die Heimat der Murmeltiere. In Glarus und den kleinen



Kantonen heißen sie Munk, im Bernbiet Murmeli, im Wallis Murmetli und Mistbellerli. Wer kennt nicht diese kleinen allerliebsten Tiere, die von Savoyardenjungen in Dörfern und Städten umhergetragen werden, wo sie mit ihren unbedeutenden Kunststücken die kleinen und großen Kinder ergötzen!

Obgleich zu den Nagetieren gehörend, unterscheidet sich das Murmeltier doch in seiner ganzen Lebensweise auffallend von den inländischen Genossen dieser Ordnung. Es

hat weder die Behendigkeit der Mäuse und des Eichhorns, noch die außerordentliche Schnelligkeit und Klugheit des Hasen. Es begnügt sich mit dem kleinen Nahrungsfelde in der Umgebung seiner Höhle und weiß sich gegen den in dieselbe eindringenden Feind mit Beißen und Kratzen nachdrücklich zu verteidigen. Während der rauhen Jahreszeit aber, wo es mühsam weit umher die Mittel, sein Leben zu fristen, zusammensuchen müßte, schützt die vorsorgende Natur das Tier durch einen andauernden Schlaf vor Hunger und Feinden, denen es auf seinen Wanderungen unfehlbar erliegen müßte.

Es nährt sich fast nur von Pflanzenstoffen, im Freien am liebsten von den kräftigen Alpenkräutern, dem Alpenwegerich, der Alpenaster, dem Alpenklee, Bärenklau, Alpensauerampfer u. s. w., angeblich auch von kleinen Alpenvögeln und den Eiern derselben, in der Gefangenschaft aber von allerlei Kohl, Wurzeln und Früchten, nie von Fleisch.

Alles, was Murmeltiere fressen, genießen sie auf den Hinterbeinen sitzend; mit ihren scharfen Zähnen beißen sie das kürzeste Gras schnell ab, trinken selten, aber viel auf einmal, besonders Milch, wobei sie stark schmatzen. Ihr Sommerleben ist sehr kurzweilig. Bei schönem Wetter verlassen Alte und Junge früh morgens ihre Löcher, liegen stundenlang in der Sonne, machen Männchen und spielen artig mit einander. Alle Augenblicke sehen sie um sich und bewachen mit der größten Aufmerksamkeit die Gegend. Das erste, welches etwas Verdächtiges bemerkt, einen Raubvogel oder Fuchs oder Menschen, pfeift tief und laut durch die Nase; die übrigen wiederholen es und im nu sind alle verschwunden. Ob sie aber überhaupt eigene Wachen ausstellen, wie die Gemsen, ist nicht entschieden. Ihre Kleinheit sichert sie mehr vor der Gefahr, bemerkt zu werden, und ihr Auge, besonders aber ihr Ohr und Geruch, ist sehr scharf. Nur selten und in der Regel erst nach stundenlangem Abpassen bei der Höhle gelingt es dem Jäger, sie zu überlisten und eines zu schießen. Viele aber werden gegen Winteranfang ausgegraben, oder auch den Sommer über in Schlagfallen abgefangen, ein leider nur zu sicheres und ergiebiges Jagdmittel, das die Zahl der Murmeltiere alljährlich stark vermindert.

2. Das Äußere des Tierchens ist ziemlich allgemein bekannt. Es ist etwas größer als ein Kaninchen, 6 bis 10 Pfund schwer, von gedrungenem Körperbau, mit dickem,

glattem Kopf und einem sehr dichten Pelze, der auf dem Oberkörper schwärzlich braungrau, auf der Unterseite gelbgrau ist. Durch die gespaltene Oberlippe, die mit starkem Schnurrbart besetzt ist, sind die Nagezähne sichtbar. Die rundlichen und kleinen Ohren verstecken sich beinahe ganz im Pelz. Die Grabklauen sind sehr stark und schwarz; der 17 bis 20 cm lange Schwanz ist dicht behaart und ganz dunkelfarbig. Wenn das Murmeltier geht, so pflegt es den Kopf etwas zu senken; sitzt es aber, so richtet es ihn aufwärts.

Während des Sommers wohnen die Murmeltiere einzeln oder paarweise in ihren eignen Sommerwohnungen, zu denen 1 bis 3 m lange Gänge mit Seitengängen und Fluchtlöchern führen. Die losgegrabene Erde werfen sie nur zum kleinsten Teil hinaus; das meiste treten und schlagen sie in den Gängen fest, die dadurch hart und glatt werden. Die Ausgänge sind meist unter Steinen angebracht. In ihrer Nähe findet man oft eine ganze Anzahl kurzer, bloß zum Verstecken bestimmter Löcher und Röhren.

Gegen den Herbst zu graben sie sich ihre eigene, tiefer liegende Winterwohnung, die jedoch selten tiefer als 1 m unter dem Rasen liegt. Sie ist immer niedriger im Gebirge gelegen, als die Sommerwohnung, welche man oft in einer Höhe von 2330 m findet, während die Winterwohnung in der Regel in der Region der obersten Alpenweiden liegt. Diese nun ist für die ganze Familie, die aus 5 bis 15 Stück besteht, berechnet und daher sehr geräumig. Der Jäger erkennt die bewohnte Winterhöhle an dem Heu, das vor ihr zerstreut liegt. Es ist noch unentschieden, ob die Tierchen von dem eingetragenen Heu, mit dem die ganze Winterhöhle überlegt ist (die Sommerhöhle enthält nie Heu), auch zu fressen pflegen.

Gräbt der Jäger nun die Winterwohnung auf, so findet er daselbst eine Wärme von 8—9° R. Nahe bei einander liegt die ganze größere oder kleinere Familie, den Kopf am Schwanze, in todesähnlicher Erstarrung. Es ist dies ein völliger Scheintod. Verdauung und Absonderung ruhen völlig mit dem Aufhören der Ernährung. Der Blutumlauf und das Atmen gehen zwar fort, aber so schwach, daß man es kaum bemerkt; die Tierchen sind ganz kalt, die Glieder steif, gegen Verletzungen fast ganz unempfindlich. Das Thermometer, welches man in den Leib eines im Winterschlafe getöteten Murmeltieres senkte, wies eine ani-

malische Wärme von 7½° R. nach; das Blut war gering und wässerig; das Herzchen schlug noch drei Stunden lang nach der Tötung, anfangs 16—17 mal in einer Minute und dann immer seltener. Steigt die Kälte, z. B. wenn das schlafende Tier der Luft ausgesetzt wird, so erfriert es. Das immer langsamere Atemholen erzeugt in der Lunge nicht mehr die zum Leben nötige Wärme.

In der Gefangenschaft leben die Murmeltiere in einem warmen Zimmer den Winter wie im Sommer; in einem kalten raffen sie alles zusammen, bauen ein Nest und fangen an zu schlafen, doch nicht so tief wie auf den Alpen und nicht ohne Unterbrechung. An die Wärme gebracht, verschnellert sich sogleich der Puls; das Tierchen erwacht, kann aber die Glieder nicht sogleich gebrauchen und ist erst nach einer halben Stunde, wenn das von der Lunge aus erwärmte Blut in alle Körperteile gedrungen ist, ganz munter. (Friedr. v. Tschudi.)

124. Das Kloster auf dem Sankt Bernhard.

Wer vom Walliser Land hinüber nach Italien wandern will, muß über den großen Bernhard. An seine Straße hat die Menschenliebe ein Kloster oder Hospiz gebaut, welches von 10 bis 12 Mönchen bewohnt wird. Kaum vier Monate im Jahre ist das Kloster frei von Schnee; er umgibt das Gebäude durchschnittlich in einer Tiefe von ungefähr 2 m, wächst aber bei einem neuen Schneefalle nicht selten bis zu 13 m an. Die Luft ist so scharf, daß es selbst während des Sommers in den frühen Morgenstunden gefriert und daher stets warme Zimmer für die einsprechenden Reisenden in Bereitschaft gehalten werden müssen. Dieselben finden aber auch außerdem eine vortreffliche Bewirtung; der Saal ist wohl ausgestattet; die Schlafzimmer sind von der größten Reinlichkeit und mit allem versehen, was man für eine Nacht der Ruhe und Stärkung nur beanspruchen kann.

Die Mönche machen dabei die liebenswürdigsten Wirte; denn sie sind meist Männer aus guten Familien und wohl vertraut mit allen Formen des geselligen Lebens. Man vergißt in ihrem Hause, daß man einige tausend Meter über der bewohnten Erde sich befindet, und daß diese Männer ein strenges Ordensgelübde abgelegt und sich nicht nur verpflichtet haben, den bei ihnen Einsprechenden Gastfreundschaft zu erweisen und ihnen als Führer zu dienen,



sondern auch die Verunglückten mit Gefahr ihres eigenen Lebens aufzusuchen und dem Tode zu entreißen. Täglich wandern zwei Mönche, wohl vertraut mit allen Wegen, Schluchten und Pässen, nach verschiedenen Seiten aus, die Fußpfade so viel als möglich offen zu erhalten und nach verirrten Reisenden zu forschen. Jeder dieser Apostel der Menschenliebe ist begleitet von einem jener berühmten St. Bernhardshunde, die ursprünglich aus Spanien stammend, eigens zur Auffindung der Verunglückten im Hospiz erzogen und abgerichtet werden, und denen viele im Schnee Begrabene ihre Lebensrettung danken. Ihr Geruch ist so fein, daß sie viel schneller als die Mönche die Verschütteten oft mehrere Fuß unter dem Schnee finden. Jede Nacht, besonders bei Sturm und Unwetter, durchstreifen die Hunde alle Pfade, alle Spalten in den Bergen. Haben sie einen Verunglückten aufgefunden, so scharren sie ihn aus dem Schnee, wobei sie ein tiefes durchdringendes Geheul ausstoßen, welches die im Kloster wachehaltenden Mönche herbeiruft. Ist der Verirrte noch bei Besinnung, so kann er sich aus der um den Hals des Hundes befestigten und mit geistigem Getränke gefüllten kleinen Flasche so lange die nötige Stärkung verschaffen, bis wirksamere Hilfe naht. Den Bewußtlosen bringen die Mönche ins Kloster und lassen ihm hier alle mögliche Hilfe angedeihen; mit inniger Freude sehen sie ihr Liebeswerk durch die Wiedererweckung der Geretteten belohnt, und nur nach langen vergeblichen Versuchen entschließen sie sich, den bereits Erfrorenen einen Platz in ihrer Totenkapelle anzuweisen, wo sie durch die Kälte eintrocknen und sich so vollständig erhalten, daß Verunglückte hier noch nach Jahren von ihren Angehörigen erkannt werden. Die Pflege der Verirrten, wie die Bewirtung der einkehrenden Reisenden, geschieht unentgeltlich, und nur die Vermögenden legen bei dem Abschiede eine Gabe in den Armenstock.

125. Die Rettung.

1. Vom stillen Alpenkloster schied im Frost ein Pilger schnell;
   Fidēl, sein Hündchen, springt voraus mit freudigem Gebell.
2. Er sieht mit Staunen rings um sich des Winters Majestät
   Und betet still den Schöpfer an, indem er thalwärts geht.
3. Da tönt's wie dumpfer Donnerhall; da kracht's und rollt's im nu,
   Und eine Schneelawine deckt den Wandrer plötzlich zu.

4 Sein Hündchen eilt zurück und sucht wohl auf und ab die Höh
Und schnobert nahe seinem Herrn und scharrt umsonst im Schnee.
5. Es fliegt den frommen Mönchen zu; es wedelt, winselt dort
Und lockt zu rascher Hilfe sie mit Schmeicheleien fort.
6. Schon weilt es, wo sein Herr verschüttet lag, und bellt.
Sie graben nach; er hört's und ruft, wie aus der Unterwelt.
7. Sie rasten nicht; sie schaufeln fort wohl eine Stunde lang.
Er ist's. Er tritt aus seinem Grab. „Ihr Retter, meinen Dank!"
8. „Nicht wir, mein Freund, dein Retter ist der kleine, treue Hund."
Er forscht. Sie thun, was sich begab, dem tief Gerührten kund.
9. „Als ob er uns verstände, hüpft dein Hund empor an dir."
Er drückt ihn weinend an sein Herz und küßt das gute Tier.
10. Nun hab' ich deinen Wert erkannt, du Freund in höchster Not!
Dich lohne steter Überfluß; ich denke dein im Tod." (Fr. Haug.)

126. Weißenburg und Wörth.

I.

1. Am 29. Juli 1870 hatte der französische Kaiser Napoleon III. ohne jede genügende Veranlassung an Preußen den Krieg erklärt. Ein wahrer Freudenrausch hatte die französische Nation ergriffen. Endlich, dessen war man sicher, mußte der so lange gehegte Traum von der Rheingrenze in Erfüllung gehen. Denn daß die Franzosen, welche im Krimkriege (1854—56) die Russen, im italienischen Kriege (1859) die Österreicher besiegt hatten, mit den Preußen leichtes Spiel haben würden, wer hätte hieran zweifeln wollen? Hatten sie nicht das kriegsgeübteste Heer in Europa? Mußten nicht die neuerfundenen Waffen, Chassepot[1]) und Mitrailleuse[2]) Wunder wirken? Und rechneten sie nicht sicher auf Bundesgenossen diesseits des Rheins, selbst auf Bayern, Württemberg, Österreich, auf die Unzufriedenen in Hannover und Schleswig-Holstein? Die deutsche Uneinigkeit war ja sprichwörtlich, und Frankreich hatte sich dieselbe seit Jahrhunderten zu nutze gemacht. Aber jene Zeiten liegen hinter uns. Ein anderer Geist war in Deutschland erwacht. „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!" So dachte das Volk, so die Fürsten. Und einig stand ganz Deutschland in der Stunde der Gefahr. Bayerns jugendlicher König Ludwig II. erklärte unter freudiger Zustimmung seines Volkes, daß Bayern treu zur Seite Preußens stehen werde. Gleich ihm thaten die übrigen süddeutschen Fürsten.

1) spr. schaff'po. 2) mitrajös.

Selbst Österreich vergaß die Niederlagen von 1866 und des alten Grolles gegen Preußen und blieb neutral.



Dennoch war die Stimmung in Deutschland ernst, und mit Besorgnis sah man dem schweren Kampfe entgegen.

Die deutschen Streitkräfte waren in drei große Armeen geteilt: Die erste unter General Steinmetz bildete den rechten Flügel und stand bei Saarbrücken; die zweite unter dem Prinzen Friedrich Karl stand im Zentrum bei Kaiserslautern, die dritte unter dem Kronprinzen Friedrich bei Landau. Letztere umfaßte neben zwei preußischen Armeecorps [1]) die Bayern, Württemberger und Badenser. Sie hatte den weitesten Weg zur Mosel, wo die drei Armeen zusammentreffen sollten; sie mußte also zuerst zum Angriff schreiten. Ihr gegenüber stand Frankreichs tüchtigster Heerführer, Mac Mahon. In seiner Armee hatte er die gefürchteten Turkos und Zuaven.

2. Am 3. August verlegte der Kronprinz sein Hauptquartier von Speier nach Landau. Das war das Zeichen, daß die deutschen Heere zum Vorgehen bereit seien. Am 4. in aller Frühe wurde die französische Grenze überschritten. Das Ziel des ersten Angriffes war Weißenburg. Das

1) =kor.

2. bayerische Armeecorps, größtenteils aus Franken und Pfälzern bestehend, sollte auf besonderen Wunsch des Befehlshabers, General Hartmann, den Kampf eröffnen. Um 8 Uhr begann das Gefecht, indem die Bayern, voran das 10. Jägerbataillon[1]), vom Dorfe Schweigen, nördlich von Weißenburg, vorrückten. Sie wurden aus den gegenüberliegenden Weinbergen mit heftigem Gewehrfeuer empfangen, räumten aber unter den feindlichen Schützen tüchtig auf, erwehrten sich der Turkos und drangen bis zu den Wällen vor. Hier kamen sie in große Not. Aber schon war die bayerische Artillerie bei der Hand, warf Granaten nach der Stadt und schoß das nördliche Thor zusammen. Die Bayern drangen in die Stadt ein und gelangten, von allen Seiten beschossen, bis in die Mitte derselben. Hier warfen sich ihnen neue Streitkräfte entgegen, und sie vermochten nicht mehr weiter vorzudringen. Allein die Preußen waren inzwischen auch nicht müßig gewesen. Kaum hatten sie den Kanonendonner vernommen, so erklang aus ihren Reihen der Ruf: „Drauf, es gilt den Bayern Hilfe zu bringen! Sie müssen wissen, daß auf uns Preußen Verlaß ist." Ein niederschlesisches Bataillon hatte die Stadt umgangen und sich mit den Bayern vereinigt. Die Franzosen mußten sich ergeben, und Weißenburg war in den Händen der Deutschen. Doch war damit der Tag noch keineswegs entschieden.

Weißenburg liegt am Fuße des Geisberges. Auf diesem hatte General Douay[2]) eine gesicherte Stellung genommen, auf der Höhe seine Artillerie und die Mitrailleusen postiert. Der Berg mußte erstürmt werden. Drei preußische Regimenter rückten vor, allen voran das 7. Königsgrenadierregiment. Unter Trommelschlag marschierte es mit gefälltem Bajonett die Höhe hinan, ohne einen Schuß zu thun, obwohl die feindlichen Geschütze den Tod herabschleuderten. Das Regiment wankte nicht, wie viele auch den französischen Kugeln zum Opfer fielen. Auf der Höhe gab es eine Salve, und mit Hurrah ging es auf den Feind los. Es kam zu einem furchtbaren Handgemenge, in welches auch die beiden anderen Regimenter eingriffen. Die Franzosen vermochten nicht lange standzuhalten. Ihr General war bei diesem Angriffe getötet worden. Das war das Zeichen zur Flucht. Die Deutschen machten an 1000 unverwundete Gefangene;

1) =batajons. 2) duä.

größer war der Verlust der Franzosen an Toten und Verwundeten. Doch auch die Preußen und Bayern hatten 1500 Tote und Verwundete. Zwischen 12 und halb 1 Uhr mittags war das Treffen beendet. Der Kronprinz, welcher um 5½ Uhr morgens Landau verlassen hatte und mit Beginn des Kampfes an Ort und Stelle war, ritt um 1½ Uhr auf das Schlachtfeld. Alles stürzte ihm jubelnd und Hoch! rufend entgegen; sogar die Schwerverwundeten streckten ihre Arme empor. Durch ganz Deutschland eilte die Nachricht dieses ersten Sieges deutscher Truppen, und zuversichtliche Hoffnung trat an die Stelle der Beklemmung in vielen Herzen.

II.

Bei Weißenburg war nur die Vorhut der Armee Mac Mahons mit etwa 12000 Mann gestanden. Nachdem diese geschlagen war, eilte Mac Mahon am 5. August selbst herbei, zog seine Streitkräfte zusammen und wählte sich in günstiger Stellung bei Wörth sein Schlachtfeld. Mit 80000 Mann hatte er auf der Höhe von Fröschweiler Stellung genommen und diese durch Verschanzungen noch stärker gemacht, als sie von Natur aus bereits war. Am 6. August stand das deutsche Heer dem französischen gegenüber, und es wurde mit dem Angriffe nicht gezögert.

Schon um 4 Uhr morgens begannen die Vorpostengefechte, und die Franzosen wurden aus Wörth vertrieben. Den Hauptkampf eröffneten wieder die Bayern unter Hartmann um 8 Uhr. Durch den Kanonendonner wurden auch die Preußen herbeigerufen, und das 5. Corps führte seine ganze Artillerie auf die östlich von Wörth gelegenen Höhen, um den Bayern Erleichterung zu verschaffen. Aber die andern Heeresabteilungen waren erst im Anmarsch begriffen, teilweise noch stundenweit entfernt. Sie konnten vor Mittag nicht in den Kampf eintreten. Bis dahin war zu befürchten, daß die beiden Corps, allein dem Feuer der Franzosen ausgesetzt, ungeheuere Verluste erlitten, ohne erkleckliche Vorteile zu erringen. Daher kam vom Hauptquartier der Befehl an das 5. Corps, das Gefecht einzustellen. Aus Versehen war dieser Befehl auch an das bayerische Corps gelangt, welches nun seine günstige Stellung aufgab und sich zurückzog, was der Feind sogleich benützte, um mit aller Macht nachzudrängen und seine Kraft gegen das 5. preußische Corps zu richten. Von den Höhen, auf welchen dieses

aufgestellt war, bemerkte man, wie die Eisenbahnen dem französischen Heere fortwährend neue Verstärkungen zuführten, welche sofort auf das Schlachtfeld gesandt wurden. Zugleich nahm man den Anmarsch eines anderen preußischen Corps wahr. Auf dessen rechtzeitiges Eingreifen vertrauend, und in dem Gedanken, daß man dem Feinde keine Zeit mehr gönnen dürfe, um neue Verstärkungen an sich zu ziehen, schritt das 5. Corps um 11 Uhr zum neuen Angriff. Es ging durch Wörth, durchwatete die Sauer, deren Wasser den Soldaten bis an die Patrontasche reichte, und suchte die Anhöhe bei Fröschweiler zu erklimmen. Aber das Feuer der Batterien und der in den Weinbergen aufgestellten Turkos und Zuaven war zu heftig, als daß man hätte vordringen können. „So wie wir ausschwärmten," berichtet ein Jäger, „fielen die Kugeln so hageldicht und so präzis in unsere Reihen hinein, als würde ein Sack voll Erbsen über uns ausgegossen. Wir mußten uns fast ausschließlich auf dem Bauche fortarbeiten; denn sobald einer von uns aufstand, war er weggepustet." Dreimal versuchte das Corps die Höhe zu ersteigen, aber vergebens. Trotz der ungeheuren Verluste war bei diesen Soldaten von Ermattung und Mutlosigkeit nicht die Rede. Sie überhörten im Drange nach vorwärts sogar die Rückzugssignale.

Aber es stand bedenklich. Wenn jetzt die Franzosen alle Kraft zusammenfaßten und einen gewaltigen Stoß ausführten, dann konnten sie die Reihen der Preußen durchbrechen.

In diesem Augenblicke, es war gegen 1 Uhr, kam der Kronprinz mit seinem Generalstabe auf der östlichen Höhe von Wörth an. Mit einem Blicke konnte man hier die Lage der Dinge übersehen. Rasch flogen Ordonanzen nach allen Seiten mit dem Befehle zu schnellerem Vordrängen. Zunächst stand das 1. bayerische Corps unter dem General von der Tann. Auch dieses rückte sofort in die Gefechtsreihen. Um zwei Uhr tobte der Kampf auf der ganzen Linie.

Der Feind unternahm mehrere Stöße. Sie wurden auf das standhafteste abgeschlagen; doch auch die Anstrengungen der Preußen, die Höhen zu nehmen, waren vergebens. Es war ein furchtbarer Kampf, am furchtbarsten bei Elsaßhausen, dem Schlüssel der französischen Aufstellung. Das 11. preußische Corps, aus Thüringern, Hessen und Nassauern bestehend, nahm endlich nach außerordentlichen Verlusten das in Flammen stehende Dorf und rückte weiter vor nach Frösch-

weiler, das an der Rückzugslinie der Franzosen lag und deshalb mit aller Kraftanstrengung verteidigt wurde. Ob das geschwächte 11. Corps durchdringen würde, war fraglich. Da erschienen auf der einen Seite die Bayern, auf der andern die Württemberger, und nun gings mitten im heftigsten Feuer in das Dorf. Der nach hartnäckigem Häuserkampfe aus demselben geworfene Feind machte einen verzweifelten Versuch, durch einen gewaltigen Reitereiangriff die Reihen der Deutschen zu sprengen. Aber die preußische Artillerie verwandelte diesen Angriff in eine völlige Auflösung der französischen Reiterei. Was nicht am Boden lag, ergriff eilig die Flucht. Es war 4 Uhr, die Schlacht gewonnen. Die Reiterei verfolgte den fliehenden Feind, und es wurde große Beute gemacht. Mehrere Kanonen, Mitrailleusen, 300 Pferde, das Gepäck Mac Mahons, sogar die Kriegskasse mit nahezu 300000 Franken fielen in die Hände der Verfolger.

Nach dieser Niederlage mußten die Franzosen das nördliche Elsaß den Siegern preisgeben und sich hinter die Vogesen zurückziehen; ja sie waren nicht einmal mehr im stande, die Pässe dieses Gebirges zu verteidigen, und dem deutschen Heere stand der Weg zur Mosel offen, da auch am gleichen Tage (6. August) die Franzosen bei Saarbrücken (Spicheren) eine eben so große Niederlage als bei Wörth erlitten hatten.

Nun konnten die Deutschen jede Besorgnis abwerfen. Vor einem Einfalle in deutsches Gebiet waren wir vorerst sicher, und mit dem Marsche der Franzosen nach Berlin, den diese sich so zuversichtlich vorgezeichnet hatten, war es vorbei. Statt dessen bewegten sich die deutschen Heere gegen Metz, ehemals eine deutsche Stadt, nunmehr das stärkste Bollwerk Frankreichs gegen Deutschland. (G. N. M.)

127. Metz und Sedan.

1. Der bei Wörth geschlagene Mac Mahon hatte die Trümmer seiner Armee bei Chalons[1]) gesammelt, neue Truppen aus Paris an sich gezogen und so wieder ein Heer von 100000 Mann zusammengebracht. Die Hauptmacht der Franzosen aber stand unter Bazaine[2]) bei Metz. Diese sollte sich mit Mac Mahons Heer vereinigen

1) schalons. 2) baßän.

und in fester Stellung bei Chalons die Deutschen erwarten, um ihnen den Weg nach Paris zu verwehren.

Die deutsche Heeresleitung suchte diesen Plan zu vereiteln. In Eilmärschen mußte die Armee des Prinzen Friedrich Karl gegen Metz vorrücken, um die erste Armee zu unterstützen, welche dieser Festung bereits näher stand und die Aufgabe hatte, die Franzosen festzuhalten und deren Abmarsch zu verzögern. Der Erfolg hing an einem Tage. Kam die Armee des Prinzen Friedrich Karl zu spät, so konnte Bazaine seine Vereinigung mit Mac Mahon bewerkstelligen. Aber die Preußen sind an Pünktlichkeit gewöhnt, und sie kamen zur rechten Zeit. Schon am 14. August hatte General Steinmetz (1. Armee) bei Courcelles[1]) die östlich von Metz stehenden Franzosen auf die Festung zurückgeworfen. Das französische Heer war schon im Abzuge begriffen. Friedrich Karl hatte südlich von Metz mit einem Teile seiner Armee die Mosel überschritten. Ohne Säumen stellte er sich dem Feinde entgegen. Die Preußen hatten mit einer ungeheuren Übermacht den Kampf aufzunehmen; aber sie hielten stand, bis sie Verstärkung erhielten. Es war ein entsetzlich blutiger Kampf, der bis tief in die Nacht dauerte. Nach langem Hin- und Herringen wurde die Schlacht für die Deutschen entschieden. Aber mit teuern Opfern war der Sieg erkauft; denn 17000 Preußen waren tot oder verwundet. Das war am 16. August bei Mars la Tour[2]), südwestlich von Metz.

Noch war aber das Werk nicht vollendet; denn immer noch stand den Franzosen der Weg nach Verdun[3]) offen. Dorthin suchte Bazaine mit Gewalt durchzubrechen. Die Preußen stellten sich ihm mit ihrer ganzen Gewalt entgegen. So kam es zu einer dritten blutigen Schlacht, am 18. August bei Gravelotte[4]), südlich von Metz. Auch hier endigte der Kampf erst mit dem Einbruche der Nacht, und zwar abermals mit einer Niederlage der Franzosen. Bazaine wurde mit 150000 Mann in die Festung Metz zurückgeworfen und in dieser von den Deutschen festgehalten.

2. Inzwischen hatte die 3. Armee unter dem Kronprinzen unbehindert ihren Marsch gegen Paris genommen. Um zwischen dieser Armee und den beiden übrigen bei Metz die Verbindung herzustellen und zu erhalten, war eine

1) kurßäll. 2) marslatur. 3) werdöns. 4) grawelott.

4. Armee unter den Befehlen des Kronprinzen von Sachsen gebildet worden. Nun faßte Mac Mahon den Plan, den Preußen bei Metz in den Rücken zu fallen, Bazaine zu befreien und sich mit ihm zu vereinigen. Um seinen Marsch den Deutschen zu verbergen, bewegte er sich gegen die belgische Grenze hin. Noch zur rechten Zeit erlangte die deutsche Heerführung hiervon Kenntnis. Sofort erging der Befehl an den Kronprinzen, seinen Marsch nach Paris einzustellen und sich nördlich gegen Mac Mahon zu wenden. Der gleiche Befehl wurde auch an den Kronprinzen von Sachsen gegeben. Es galt nun, in raschen, anstrengenden Märschen das Möglichste zu leisten. Drei Tage waren die Soldaten von morgens 4 bis abends 10 Uhr auf dem Wege, und sie leisteten wirklich Unglaubliches. Am 30. August hatten die Deutschen in der Nähe der Festung Sedan[1]) das französische Heer erreicht. Sofort wurde zum Angriff geschritten. Mit großer Übermacht umklammerten die deutschen Heere die Franzosen, und nach dreitägigem Kampfe waren diese mit ihrem Kaiser Napoleon in Sedan eingeschlossen. Am 2. September ergab sich das ganze Heer — über 80000 Mann — kriegsgefangen, mit demselben auch Kaiser Napoleon, welchem vorerst das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt angewiesen wurde. (M.)

128. Die Trompete von Gravelotte.

1. Sie haben Tod und Verderben gespien;
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten.

2. Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt, —
Kürassiere wir und Ulanen. —

3. Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben;
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

4. Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft; —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

---

1) sedans.

5. Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein —
Da — die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein —
Der Trompete versagte die Stimme!

6. Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Toten klagte die Wunde!

7. Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut gefallen,
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

8. Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann,
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Und die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten! (Ferd. Freiligrath.)

129. Die Wiedererrichtung des deutschen Kaisertums.

Napoleon I. hatte dem deutschen Kaisertum ein Ende gemacht. Ein anderer Napoleon (III.) gab, freilich ohne es zu wollen, den Anlaß zur Wiederherstellung desselben. Aus den Erfolgen des Feldzuges gegen Frankreich hatte man ersehen, welche Macht die Deutschen zu entfalten vermögen, wenn sie einträchtig zusammenstehen. Mit den Norddeutschen hatten die Süddeutschen gewetteifert auf dem Kampffelde, mit ihnen brüderlich im Lager geteilt, was sie hatten; das lange Jahre gehegte Mißtrauen war verschwunden.

Sollte diese Eintracht nur im Kriege bestehen? Nein, durch alle deutschen Herzen ging das Gefühl, jetzt muß die alte Reichseinheit wiedergewonnen werden. Auf den Schlachtfeldern hatte sich der Einheitsgedanke erprobt; er mußte durch eine That des Friedens Wirklichkeit gewinnen. Von diesem Gedanken waren auch Deutschlands Fürsten beseelt. Die Südstaaten traten dem Nordbunde bei, der sich dadurch zum deutschen Bunde erweiterte. Von Bayerns jugendlichem Könige ging der hochherzige Gedanke aus, dem neuerstandenen Reiche auch wieder den Kaiser zu geben. In Übereinstimmung mit den übrigen deutschen Fürsten und den freien Städten trug er noch während des Kriegs dem Oberhaupte des neuen deutschen Bundes, dem Könige von Preußen, die Kaiserkrone an. Nachdem der norddeutsche Reichstag diese Nachricht mit Jubel begrüßt und einen Glückwunsch an den König Wilhelm gerichtet

hatte, nahm dieser am 18. Januar 1871 zu Versailles [1]) feierlich die deutsche Kaiserwürde an.

Den deutschen Fürsten und freien Städten verkündigte der König die Annahme der Kaiserkrone mit folgenden Worten:

„Ich nehme die deutsche Kaiserwürde mit dem festen Vorsatze an — so weit Gott Gnade gibt — als deutscher Fürst der treue Schirmherr aller Rechte zu sein und das Schwert Deutschlands zum Schutze desselben zu führen.



Das deutsche Reich wird — wie ich vertraue — nach siegreicher Beendigung des Krieges und nach Sicherstellung seiner Grenzen gegen Frankreich ein Reich des Friedens und des Segens sein, in welchem das deutsche Volk finden und genießen wird, was es seit Jahrhunderten gesucht und erstrebt hat.“

So hatte sich erfüllt, was ein prophetisches Dichtergemüt schon vorher gesungen:

Ein Hoch dem deutschen Helden! Errungen ist im Streit,
Erblühet in dem Kampfe die deutsche Einigkeit!
Wir sind ein Volk von Brüdern vom Belt bis an den Rhein,
Und Preußens Heldenkönig soll deutscher Kaiser sein!

---

1) werßaj.

130a. Straßburg. 1870.

1. O Straßburg, schöne Münster-
stadt,
Willkommen fort und fort!
Wie strahlst du nun im neuen
Glanz,
Ein Kleinod in dem deutschen
Kranz,
Du lang verlorner Hort!

2. Ja, lang verloren, viel beweint,
Wie ward um dich geklagt,
Seit welsche List voll Trug und
Schmach
Dich aus des Reiches Krone brach,
Im Raube nur erjagt!

3. Das deutsche Volk vergaß dich nicht
In allem Groll und Schmerz.
Es blieb in Liebe dir gesinnt
Und schloß wie ein verlornes Kind
Dich trauernd in sein Herz.

4. Das deutsche Volk, es hielt an dir,
Des Hoffens nimmer matt,
In hundert Weisen schlicht und
sacht,
Hat treulich noch es dein gedacht,
Der „wunderschönen Stadt".

5. Glück auf! nun kehrst du uns
zurück
In ehrlichem Vertrag,
Der dich vom welschen Bann befreit
Im ehrenreichen Waffenstreit.
Gepriesen sei der Tag!

6. O Straßburg, schöne Münster-
stadt,
Wie sollst du wert uns sein!
Nun leuchtest du in neuem Glanz,
Ein Kleinod in dem deutschen
Kranz,
Die treue Wacht am Rhein!

(Frz. Binder.)

130b. Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland.

1. Ob wir in Not und Schmach
versunken,
In blut'gem Hader uns entzweit,
Uns blieb ein lichter Gottes-
funken,
Der Traum der deutschen Herr-
lichkeit,
Und häuften sich die Leidenstage
Daß schon der Treu'sten Hoffnung
schwand,
Fast klang's wie eine heil'ge Sage:
Ein Volk, ein Herz, ein
Vaterland!

2. Das klang durch unsre schönsten
Lieder;
Das traf die deutsche Brust mit
Macht;
Von Strom und Bergen hallt es
wider;
An unsern Marken hielt es Wacht.
Und als des Kampfes wilde
Flammen
Entlohten von verruchter Hand,
Da standen endlich wir zusammen:
Ein Volk, ein Herz, ein
Vaterland!

3. Und herrlich ist das Werk gelungen,
Der Feind geworfen in den Staub,
Mit unserm Blut ihm abgerungen
Der nie verjährte schnöde Raub;
Des Sieges volle Kränze schlingen
Um uns ein unzerreißbar Band;
Nun soll's in Ewigkeit erklingen:
Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland!

(Albert Träger.)

Zweite Abteilung.

131. In die Ferne.

1. In die Ferne möcht' ich ziehen,
Weit von meiner Heimat hier.
Wo die Bergesspitzen glühen,
Wo die fremden Blumen blühen,
Blühte neue Wonne mir.

2. Hätt' ich, wie die Vöglein, Flügel,
Flög' ich über Thal und Höhn,
Über Wälder, Flur und Hügel,
Ohne Schranken, ohne Zügel;
O, wie wär' das Leben schön!

3. Doch es wird mir einst gelingen,
Wie die lieben Vögelein
Durch die Lüfte mich zu schwingen
Und zum Sternenheer zu dringen;
Dann erst werd' ich selig sein!

(Max v. Schenkendorf.)

132. Die ungarischen Pußten.

In den weiten Ebenen Ungarns finden sich endlose Viehtriften, Pußten genannt, die Eigentum der Edelleute sind. Vereinzelt stehen da und dort Wohn- und Wirtschaftsgebäude für die Beamten und Diener. Bei der ungeheueren Ausdehnung des Gebiets verschwinden aber diese vereinzelten Gebäude so zu sagen, und der unbewohnte Teil der Besitzung ist überwiegend. Von Zeit zu Zeit bietet dem Reisenden eine Cisterne mit gewaltigem, kunstlosem Brunnenschwengel einen kühlen Trunk. Ringsumher grasen die zahlreichen Herden bei dem eintönigen Schalle der Leitglocke. Im Grase um das Feuer gelagert, rösten sich die Hirtengruppen ihren Speck, und am Sumpfe verzehrt, auf einem Beine stehend, der Storch behaglich sein Fröschlein.

Die Mühe, welche die Hirten mit der Bewachung ihrer Herden haben, ist nicht groß. Sie überlassen diese Sorge gewöhnlich ihren weißen, großen Wolfshunden, welche auf einem Hügel oder Düngerhaufen ihren Sitz aufschlagen, um das Gebiet überblicken zu können. Die Hirten umlagern unterdessen ihr Feuer und schmauchen ihre Pfeife. Wenn sie der Hunger beschleicht, ziehen sie aus ihrem Tornister ein Stück Speck und verzehren es roh oder am Feuer geröstet zu ihrem schwarzen, aber schmackhaften Brote. Findet sich obendrein auch noch ein Schluck Wein in der Feldflasche und ein Stück Schöpsenfleisch, so tauschen sie mit keinem Fürsten der Welt.

Die Versammlungs- und Vergnügungsorte dieser Hirten sind die einzeln stehenden Schenken, wo sie oft Nächte hindurch tanzen, singen und zechen und des Morgens ihre Zeche aufschreiben lassen. Es sind merkwürdige Köpfe mit scharfen Zügen, sonnverbranntem Antlitz, schwarzen funkelnden Augen und fettriefendem Haare. Ihre Kleidung besteht aus weiten, grobleinenen Beinkleidern und einem kurzen Hemde von gleichem Stoffe mit weiten Ärmeln. Da sie diese beiden wesentlichen Teile ihres Anzuges so lange tragen, bis sie ihnen buchstäblich vom Leibe fallen, so schmieren sie dieselben tüchtig mit Speck, um das Ungeziefer fern zu halten. Ihre Kopfbedeckung ist ein runder, breitkrempiger Hut, und den Schlußstein des Anzuges bildet ein zottiger Schafpelz, den sie je nach der Jahreszeit bald mit der glatten, bald mit der rauhen Seite nach außen kehren, weshalb die Bunda, wie das Sprichwort sagt, „im Winter wärmt, im Sommer kühlt.“ Nur der Roßhirt oder Czikos[1]) kommt zuweilen in die Stadt, um Pferde zu verkaufen, die er sich irgendwo angeeignet hat. Ohne Sattel, oft auch ohne Zügel, fliegt er wie ein Pfeil über die Heide; denn im Reiten thut es ihm keiner zuvor. Das Pferd kennt die Hand seines Herrn, der jeden Bissen mit seinem Rößlein teilt.

(Falk.)

133. Peter von Szapar[2]).

Vor 200 Jahren waren die Türken ein furchtbares Volk. Sie hatten Ungarn beinahe ganz erobert; ein türkischer Pascha kommandierte in Ofen, ein anderer in Raab,

---

1) spr. zikos. 2) spr. ſāpar.

und kein Jahr verging, ohne daß die Türken Raubzüge nach Deutschland und in die Gegenden Ungarns unternahmen, welche ihnen noch nicht untergeben waren. Raub, Mord und Brand waren die Begleiter der wilden Scharen, und wenn sie einen Christen mit Marter und Tod verschonten, so geschah es nur, um denselben in die Sklaverei fortzuschleppen.

Ein heldenmütiger Ungar, Peter von Szapar, ein Jüngling von 20 Jahren, fiel in einem Gefechte verwundet vom Pferde und kam in die Gefangenschaft eines türkischen Heerführers, des wilden Hansa Bey. Dieser Unmensch ließ dem gefangenen Szapar zur Strafe, daß er so manchen Türken niedergehauen hatte, 100 Peitschenhiebe auf die Fußsohlen geben, und seine Wunden ließ er nur schlecht verbinden, damit er mehr Schmerzen leiden sollte. Nachdem er ihn genug geschimpft und gequält hatte, schickte er ihn an den Großwessir nach Ofen. Dieser ließ den Szapar in ein unterirdisches Gefängnis werfen; dort war verschimmeltes Brot seine Nahrung und verfaultes Stroh sein Lager. Als er seinen Leiden bald unterlegen wäre, ließ ihn der Türke in eine bessere Wohnung bringen und seine Wunden pflegen. Das geschah aber nur, damit er ihn zur Sklavenarbeit brauchen, oder von den Freunden des Szapar ein größeres Lösegeld erpressen könnte. Als er hergestellt war, mußte er dem Koche des Wessirs als Küchensklave dienen und Holz, Wasser u. s. w. in die Küche tragen; dabei erlitt er von dem Koche die härteste Behandlung, Beschimpfungen und Schläge, und bekam nur wenige und schlechte Nahrung. Einmal wurde er mit anderen gefangenen Christen an einen Pflug gespannt, und als er sich widersetzen wollte, mit 50 Hieben auf die Fußsohlen gezwungen. Seine Freunde wollten ihn loskaufen; aber sie konnten die Summe von 30000 Gulden, welche der Wessir verlangte, nicht aufbringen, und Szapar mußte noch länger in der Gefangenschaft schmachten. Endlich gelang es seinem Freunde, dem Grafen Batthyanyi[1]), einen vornehmen türkischen Aga gefangen zu nehmen. Diesen wechselte Batthyanyi gegen Szapar aus und befreite ihn so aus der Gefangenschaft. Er sah einer Leiche mehr ähnlich als einem Menschen; aber nach und nach erholte er sich wieder

1) spr. battjānji.

und nahm an Kräften zu. Dann zog er abermals gegen die Türken und half sie in der Schlacht bei Wien den 12. September 1683 besiegen, wo ihrer viele tausende erschlagen und viele tausend gefangen wurden. Die fliehenden Türken wurden nach Ungarn verfolgt, und der unbarmherzige Hansa Bey, Szapars Peiniger, fiel in die Hände der Christen und wurde dem Szapar übergeben, damit er mit ihm anfange, was er für gut finde. Er begab sich mit seinem Freunde Batthyanyi zu dem Gefangenen. Dieser erwartete nichts anderes, als daß er unter den größten Martern werde sterben müssen. Da kündigte ihm Szapar an, er könne ohne ein Lösegeld zu den Seinigen zurückkehren. „Das ist nicht möglich," sagte er, „kein Mensch ist eines solchen Edelmutes fähig." Aber Szapar antwortete: „Meine Religion gebietet mir, dem Feinde zu verzeihen und Böses mit Gutem zu vergelten." Da rief der Türke aus: „Solche Lehren gibt Muhamed nicht. Das habe ich nicht erwartet; ich glaubte, du würdest mich quälen wollen, wie ich dir gethan habe; darum habe ich Gift genommen und kann nicht länger leben."

Die beiden Freunde riefen Ärzte herbei, um dem Feinde alle mögliche Hilfe zu verschaffen. Da aber das Gift den Körper schon zu sehr angegriffen hatte, konnten die Ärzte nur so viel ausrichten, daß das Leben des Unglücklichen auf einige Tage verlängert wurde. Er ließ sich noch im christlichen Glauben unterrichten, nahm die Taufe und starb mit dem Bedauern, daß er seinem großmütigen Freunde nicht vergelten konnte, was dieser an ihm gethan hatte.

(Nach Leseb. von Hepp.)

134. Die Tabakspfeife.

1. Gott grüfs Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?
Weist her! — Ein Blumentopf
Von rotem Thon mit goldnem Reifchen.
Was wollt Ihr für den Kopf?

2. „O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weifs es, welchem Bassen
Bei Belgrad abgewann.

3. Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugēn!
Wie Grummet sah man unsre Leute
Die Türkenglieder mähn."

4. Ein andermal von Euren Thaten;
Hier, Alter, seid kein Tropf!
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für Euren Pfeifenkopf! —

5. „Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

6. Hört nur! Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust;
Da schofs ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

7. Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel —
Er hätt' es auch gethan —
Und trug ihn fort aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

8. Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht' er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt' mir die Hände
Und blieb im Tod noch Held.

9. Das Geld mufst du dem Wirte schenken,
Der dreimal Plünd'rung litt —
So dacht' ich — und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

10. Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligtum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

11. Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schufs;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fufs."

12. Ihr rühret, Freund, mich bis zu Zähren;
O sagt, wie hiefs der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beweinen kann.

13. „Man hiefs ihn nur den tapfern Walter;
Dort lag sein Gut am Rhein."
Das war mein Vater! lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.

14. Kommt, Freund, Ihr sollt bei mir nun leben!
Vergesset Eure Not!
Kommt, trinkt mit mir von Walters Reben
Und efst von Walters Brot! —

15. „Nun topp! Ihr seid ein wackrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und Euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein!“ (G. K. Pfeffel.)

135. Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken. (1453.)

Noch war der Tag nicht angebrochen, noch funkelten hie und da die Sterne, als der Sturm begann. Die erste Linie der Osmanen wurde sogleich zurückgeworfen; haufenweise stürzten sie von den zum Teil schon erklommenen Mauern herab; ihre Belagerungsmaschinen wurden zertrümmert, und der erste Sieg blieb an diesem verhängnisvollen Tage noch den Griechen. Aber unverzüglich ziehen neue Haufen heran; das ganze Lager, von einem Meere zum andern, wälzt sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, auf einmal gegen die Mauer, und der Sturm wird von allen Seiten zugleich unter furchtbarem Schlachtgeschrei erneuert. Zwei volle Stunden halten die Belagerten in diesem Kampfe der Verzweiflung noch stand gegen die Übermacht des hundertmal stärkeren Feindes. Von beiden Seiten sind die Verluste gleich bedeutend, auf Seite der Osmanen durch die Masse der Erschlagenen, welche sich unter den Mauern zu immer größeren Haufen auftürmten, auf Seiten der Griechen durch die Unmöglichkeit, ihre gelichteten Reihen wieder mit neuen Streitern auszufüllen. Doch ist die Hoffnung des endlichen Sieges selbst jetzt noch auf Seiten der letzteren. Mit unendlichem Jubel sehen sie die Reihen der Janitscharen noch einmal zurückweichen. Aber Mohamed kann diesen Anblick nicht ertragen; er läßt sie mit Gewalt durch seine mit eisernen Ruten bewaffneten Trabanten nach der Mauer zurücktreiben, und der Angriff wird mit erhöhter Wut zum drittenmale erneuert. Durch eine Bresche dringen die Feinde in die Stadt ein. Mit Blitzesschnelle verbreitet sich von einem Ende zum andern der Weheruf: „Die Stadt ist genommen; das Panier der Feinde weht auf den Mauern, auf der Burg!“ Sobald Kaiser Konstantin dies hört, stürzt er sich mit einigen Getreuen in den dichtesten Haufen der hereinbrechenden Osmanen, macht alles, was er mit seinem Schwert erreichen kann, nieder und hält, mit Wunden bedeckt, fast allein noch den Kampf eine Weile aus. Er wollte das Unglück seines Hauses und

die Schmach dieses Tages nicht überleben und wich keinen Fuß breit von der Stelle. Nur hätte er gern den Todesstoß nicht von den Schwertern dieser Ungläubigen, sondern von der Hand eines Christen gehabt. „Ist kein Christ hier?“ rief er in wehmütiger Verzweiflung, als ihm das Blut schon in Strömen von Händen und Füßen floß, und seine Getreuen rund um ihn herum als Leichen den Boden bedeckten, „ist keiner hier, der mir das Haupt abschlage?“ — Da dringen drei Janitscharen zu gleicher Zeit auf ihn ein; der eine zerfleischt ihm von vorn das Gesicht; der zweite spaltet ihm das Haupt, und der dritte gibt ihm den Todesstoß in den Nacken. Das war das Ende des letzten Beherrschers des byzantinischen Reiches, Konstantin Dragases. Im Innern der Stadt dauerte indessen das Blutbad fort. Denn die Osmanen machten anfangs in dem Glauben, daß die Besatzung wenigstens 50000 Mann stark gewesen sein müsse, alles nieder, was ihnen begegnete. Erst als sie ihres Irrtums inne wurden, zogen sie es vor, lieber die ganze Bevölkerung in Fesseln zu schlagen und in die Sklaverei zu schleppen. Im ganzen sollen mehr als 60000 Christen zu Sklaven gemacht worden sein. Erst in den Mittagsstunden des 29. Mai, als sein Heer der Stadt schon völlig Meister war, hielt Mohamed, umgeben von seinen Wessiren und Leibwachen, lauter Leuten von herkulischem Körperbau, seinen Einzug in Konstantinopel. Nicht ohne Staunen weilte er in den prachtvollen Räumen der Sophienkirche, ließ die noch mit der Zerstörung dieses Heiligtums beschäftigten Soldaten daraus vertreiben und verrichtete sein Gebet am Hochaltar. Dann war seine erste Sorge, sich nach dem Schicksale des Kaisers zu erkundigen. Denn es ging das Gerücht, er sei nicht im Kampfe gefallen, sondern entweder noch in der Stadt verborgen, oder mit den Schiffen entkommen. Der Leichnam ward aber bald, noch an der kaiserlichen Fußbekleidung erkenntlich, von zwei Janitscharen, welche ihn niedergehauen haben wollten, an dem Orte gefunden, wo er gefallen war, und das bluttriefende Haupt zu den Füßen des Sultans gelegt. Er ließ es den Tag über auf einer Säule zur Schau ausstellen, am Abend aber schon wieder herabnehmen, um es dann später, gereinigt und mit Stroh ausgefüllt, den Fürsten Asiens als Zeichen des Sieges zuzuschicken. Nur der Körper ward den noch gegenwärtigen Christen zur feierlichen Bestattung überlassen. (J. W. Zinkeisen.)

136. Die alten Griechen.

Das heutige Griechenland macht bloß den südlichen Teil des alten Griechenlands aus. Mehrere Länder, die früher dazu gehörten, stehen jetzt unter türkischer Herrschaft.

Ihre erste Bildung erhielten die Griechen von Ausländern, welche namentlich aus Ägypten, Phönīzien und Kleinasien einwanderten. Die gebildeten Fremdlinge führten den Ackerbau ein, gewöhnten die Bewohner an bleibende Wohnsitze und an ein geregeltes Leben in denselben; sie teilten ihnen ihre Religionslehren, Gebräuche und Künste mit.

Bald erwachte in Griechenland ein Heldengeist eigentümlicher Größe. Während die Frauen in stiller Häuslichkeit walteten, übten sich die Männer in Kampfspielen, durchzogen das Land, um es von Räubern und wilden Tieren zu säubern. Durch ihre Großthaten haben sich Herkŭles (Herăkles), Jason, Perseus, Theseus und mehrere andere einen so großen Ruhm erworben, daß ihre Nachkommen sie als Halbgötter verherten und ihre Thaten in herrlichen Liedern besangen.

Die Griechen verehrten eine Anzahl Götter und Göttinnen, für deren Sitz sie den Berg Olȳmpus hielten. Der höchste unter den Göttern war Zeus; seinem Willen mußten sich die übrigen fügen. Diese Götter, glaubte man, lebten in steter Freude und Lust und seien unsterblich; sie lenkten die Schicksale der Menschen, bestimmten ihre Handlungen und rüsteten den einen mit diesen, den andern mit jenen Fähigkeiten aus. Auch war unter den Griechen der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an Belohnung und Strafe nach dem Tode verbreitet. Sie glaubten, daß die Frommen im Elȳsĭum der reinsten Glückseligkeit genössen, während die Bösen im Tartărus alle möglichen Qualen leiden müßten.

Eine alte Sitte war es bei den Griechen, zur Ehre der Götter oder Verstorbenen Feste anzuordnen und ihre Feier durch öffentliche Waffenspiele zu verherrlichen. — Bei Olȳmpia lag ein uralter Hain, neben dem sich eine große Ebene ausbreitete. Hier beging man regelmäßig alle vier Jahre ein Volksfest zur Ehre des obersten Gottes. Eine unermeßliche Menschenmenge fand sich dazu aus allen Teilen Griechenlands ein. Die Spiele bestanden im Wett-

laufe, Springen und Werfen einer metallenen Scheibe, im Wagenrennen, Ringen und Faustkampfe. Ein weiter Raum war dazu geebnet und mit Sand bestreut. Ringsum befanden sich auf erhöhten Sitzen die Zuschauer. Nach Beendigung des Festes, das fünf Tage dauerte, wurden die Preise verteilt, die Namen der Sieger ausgerufen und letztere unter tausendfachem Jubel von der Menge wiederholt. Der Preis des Siegers war nur ein Ölzweig; allein dieser überstrahlte den Ruhm und Glanz einer Königskrone. Er verherrlichte nicht bloß den, der ihn errang, sondern auch sein Geschlecht, ja seine Vaterstadt, die den Sieger bei seiner Rückkehr feierlich empfing. So wie diese Waffenspiele und körperlichen Übungen anfangs vorzüglich geeignet waren, Ehrbegierde, Nacheiferung, Vaterlandliebe und Gemeingeist zu wecken und zu fördern, so gaben sie auch später zur geistigen Bildung reichliche Veranlassung. Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Bildhauer, Maler und Tonkünstler kämpften durch ihre Werke wetteifernd um den Beifall ihres Volkes. (Leseb. v. Niedergesäß.)

137. Leónidas und seine Heldenschar.

(480 v. Chr.)

Xerxes, der mächtige König der Perser, grollte den Griechen, namentlich den Athēnern und Spartānern. Diese hatten es in freudiger Begeisterung für Vaterland und Freiheit gewagt, seine Aufforderung, sich den Persern zu unterwerfen, stolz zurückzuweisen, ja, ein von seinem Vater abgesandtes Heer zu vernichten. Die mufste er züchtigen, und er beschlofs, ein Heer aufzustellen, wie die Welt noch keines gesehen hatte. Als er das Heer versammelt hatte — 56 besiegte Völkerschaften sandten ihm ihre Scharen — waren es der Leute so viele, dafs es zu schwierig schien, sie alle zu zählen. Er liefs daher 10000 Mann abzählen und diese dicht mit einer Hürde umgeben; dann traten diese heraus, und andere füllten die Umzäunung, die auf diese Weise 170mal gefüllt wurde. So stellte sich heraus, dafs er 1700000 Streiter beisammen habe. Hierzu kam noch ein ungeheuerer Trofs von Knechten, Krämern, Weibern und Kindern. Über den Hellespont — jetzt die Dardanéllen-

strafse — über den eine Schiffbrücke geschlagen war, zog das Heer sieben Tage und sieben Nächte lang. Der Zug wälzte sich nach Griechenland hin. Hier war alles in Bestürzung. Auch die Mutigsten fingen an zu zweifeln, ob es möglich sei, solch ungeheuerer Macht mit Erfolg zu widerstehen. Nur einer, Themístŏkles von Athēn, verzagte nicht. Ihm gelang es, die Griechen noch beisammenzuhalten und zu entschlossenem Widerstand zu begeistern.

Oben im Norden Griechenlands bildet ein hohes und steiles Gebirge die Grenze; seine schroffen Felswände ragen in die Wolken, und nur ein einziger langer Engpafs führte hindurch. Vor dieser Schlucht — die Griechen nannten sie nach dem benachbarten Städtchen „Thermōpȳlä“ — standen 8000 Griechen unter dem tapferen Spartanerkönig Leōnĭdas. Xerxes kam an und wunderte sich nicht wenig, dafs man es noch wage, sich ihm zu widersetzen. Ein Kundschafter wurde abgeschickt, die Gröfse des feindlichen Heeres zu erforschen. Der brachte die Nachricht, es sei ein kleines Häuflein, wovon einige sängen, andere sich die Haare kämmten, andere Kampfspiele anstellten. Der persische König staunte über diese Furchtlosigkeit und Ruhe. Er schickte einen Herold und liefs ihnen die Waffen abfordern. „Komm und hole sie!“ war die Antwort. Er schickte abermals und forderte den Leōnĭdas unter den glänzendsten Versprechungen auf, zu ihm überzugehen. „Die Spartaner sind nicht gewohnt,“ antwortete dieser zurück, „Ehre durch Verrat zu erkaufen.“ — Ein Grieche, der das unübersehbare Heer der Perser aus der Ferne erblickte, kam erschrocken zurück und rief: „Es sind ihrer so viele, dafs ihre Pfeile die Sonne verdunkeln!“ Und gelassen soll ihm ein Spartaner erwidert haben: „Desto besser; so werden wir im Schatten fechten.“ — Die Perser zogen in den Engpafs ein; aber so viele hineinkamen, so viele sanken unter den Schwertern der Griechen. Kein Grieche wich. So oft die Perser eindrangen, so oft wurden sie über die Leichen der Ihrigen zurückgetrieben. Xerxes befahl endlich seiner Leibwache, vorzudringen. Mit eben so wenig Erfolg. Nun wollte kein Perser mehr angreifen, und mit Peitschen mufsten die Soldaten in den Hohlweg getrieben werden.

Schon hofften die Griechen, den Persern alle ferneren Versuche verleidet zu haben. Da brachten Überläufer die schreckliche Nachricht, dafs eine persische Heeresabteilung sie umgangen habe und bald von hinten angreifen würde. Ein nichtswürdiger Grieche nämlich, Ephiáltes, hatte dem Xerxes angeboten, einen Teil des Perserheeres auf einem wenig betretenen Fufswege über das Gebirge zu führen. Noch war Zeit, sich zu retten. Aber der edle Leōnĭdas war schnell gefafst. Ein Götterspruch hatte verkündigt, in diesem Kriege würde entweder Sparta oder einer seiner Könige fallen. Leōnĭdas pries sich glücklich, durch seinen Tod den Fall des Vaterlandes abwenden zu können. Er entliefs den gröfsten Teil seines Heeres, damit sie sich dem Vaterlande erhielten. Seine 300 Spartaner behielt er bei sich. Die braven Thespĭër aber wollten ihre Brüder nicht verlassen; so blieben in allem 1400 Mann zurück.

Als am nächsten Morgen die Sonne feurig rot über die Berge heraufstieg, brachte Leōnĭdas das letzte Opfer den Göttern dar. Seine Tapfern hatten sich köstlich geschmückt, als ginge es zum Feste und nicht zum Tode. Darauf stürzten sie sich auf die feindlichen Massen, und ein Schlachten begann. Als ihre Lanzen gebrochen waren, hieben sie mit den Schwertern drein, und wem auch diese Waffe unbrauchbar wurde, der würgte noch mit den Händen. Endlich griff der Verräter Ephiáltes mit seinem Haufen sie von hinten an. Leōnĭdas, nach einem löwenkühnen Kampfe, stürzte von vielen Lanzen durchbohrt. Das Häuflein zog sich in seine frühere Stellung auf einen Hügel zurück. Hier starben alle nach einer verzweifelten Gegenwehr — jeder ein Held. Der Verräter wurde erschlagen und sein Name mit Abscheu genannt.

Das dankbare Vaterland, durch des Themístŏkles herrlichen Seesieg bei Salămis (480) gerettet, setzte, um das Andenken der Helden von Thermōpȳlä zu ehren, an die Stelle, wo sie gefallen, als Denkmal einen grofsen steinernen Löwen und auf sein Fufsgestell die Inschrift:

Wanderer, kommst Du nach Sparta, verkünde dorten,
Du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz befahl.

(Haupt.)

138. Der Weiseste Griechenlands.

Sokrătes war der Weiseste unter den Griechen. Sein Vater war Bildhauer, und er selbst trieb eine zeitlang diese Kunst; doch seine liebste Beschäftigung war es, Jünglinge zu unterrichten. Sokrates lebte äußerst mäßig; er aß und trank nur das Allergewöhnlichste, trug einen Mantel von gewöhnlichem Zeuge, ging immer barfuß und konnte ohne Beschwerde Nächte durchwachen. Sein Grundsatz war: Nichts bedürfen ist göttlich, und am wenigsten bedürfen, nähert der Gottheit am meisten.

Hatte er sich durch Laufen, Ringen und andere Leibesübungen erhitzt, und kam er an einen Brunnen, so trank er nicht sogleich, sondern füllte mehrmals einen Eimer und goß ihn langsam wieder aus, teils um seiner Gesundheit nicht zu schaden, teils um sich in der Beherrschung der Begierden zu üben.

Seine Frau, Xantippe, war oft übler Laune und dann sehr zänkisch. Eines Tages ward sie wieder sehr böse und schalt tüchtig auf ihn. Er aber blieb ganz gelassen. Da sie immer heftiger ward, stand er endlich auf und ging fort. Dies erbitterte sie noch mehr. Sie nahm ein Gefäß mit Wasser und goß es ihm durchs Fenster nach. „Ich dachte es wohl," sagte Sokrătes, „auf ein Donnerwetter pflegt Regen zu kommen."

Einst beschwerte sich ein Athēner über die Mühseligkeiten einer Fußreise, die er soeben gemacht hatte. „Hat dir dein Sklave folgen können?" fragte Sokrătes. — „O ja." — „Trug er etwas?" — „Ein großes Bündel." — „Der ist wohl recht müde?" — „Nein, ich habe ihn sogleich wieder mit einem Auftrage fortgeschickt." — „Siehe," sagte Sokrătes, „du hast vor deinem Sklaven Vorzüge des Glückes; er hat vor dir Vorzüge der Natur."

Sokrătes grüßte einen vornehmen Bürger auf der Straße, der ihm nicht dankte, sondern stolz vorüberging. Die jungen Freunde des Weisen waren darüber unwillig. „Nicht doch," sagte Sokrătes, „ihr würdet ja nicht zürnen, wenn mir einer begegnete, der häßlicher wäre als ich. Warum ereifert ihr euch also, daß dieser Mensch minder höflich ist, als ich!"

Es war vorauszusehen, daß sich Sokrătes durch seine ausgezeichnete Weisheit und Tugend bei dem großen Haufen

seiner verdorbenen Mitbürger, deren Sittenlosigkeit er mit Worten strafte, Haß und Neid zuziehen mußte. Sie verleumdeten ihn also, verklagten ihn öffentlich, er glaube nicht an die Götter der Vaterstadt, und die ungerechten Richter verurteilten ihn zum Tode. Sokrates hörte sein Todesurteil mit der größten Ruhe. Er verzieh allen, die ihn verurteilt hatten, und freute sich, bald zu den Geistern der edlen Männer aus der Vorzeit hinüber zu wandeln. Dann wurde er ins Gefängnis geführt. Seine Schüler hatten den Gefangenwärter bestochen, daß er die Thüre des Kerkers offen ließe, damit ihr geliebter Lehrer sich durch die Flucht retten könnte; er aber wies ihren Vorschlag zurück und trank heiter den ihm dargereichten Giftbecher. (399 v. Chr.) (Welter.)

139. Der kleine Hydriōt.

1. Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein;
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein

2. Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.

3. Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh er's zum Lohn mir gab.

4. Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn;
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,

5. Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.

6. Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.

7. Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land;
Es schwebten Berg' und Türme vorüber mit dem Strand.

8. Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug.

9. Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut:

10. Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht —

11. Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!"

12. Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.

13. Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n;
Mir war's, als thät' sein Auge hinab ins Herz mir sehn.

14. Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.

15. Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

(Wilh. Müller.)

140. Dichtersprüche.

1. Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.

2. Thu, was du kannst, und laß das andre dem, der's kann:
Zu jedem ganzen Werk gehört ein ganzer Mann.

3. Aus Finsternis zum Licht steigt eine Stufenleiter,
Die dunkel ist am Fuß und an der Spitze heiter.

4. Zu wenig und zu viel ist beides ein Verdruß;
So fehl ist überm Ziel wie unterm Ziel der Schuß.

5. O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

6. Sei gut, und laß von dir die Menschen Böses sagen.
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

7. Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

(Fr. Rückert.)

141. Italiens Natur.

Kaum findet sich eine ähnliche Mannigfaltigkeit schöner Natur zum zweitenmale auf der Welt so vereinigt wie in Italien. Machen wir einen kleinen Streifzug durch Flur und Wald, um uns davon zu überzeugen! Der Morgen blitzt so frisch und duftig durch die Waldkühle; die neckischen Eidechsen mit ihren klugen Augen schlüpfen über den Weg oder sonnen sich auf altem Steingetrümmer; bunte Schlangen rascheln im vorjährigen Laubfall der immergrünen Eichen. Die Kastanien blühen, und ihr würziger Duft mischt sich mit dem des blühenden Weinstocks und all der wildwachsenden Blumen und blühenden Gesträuche. Dazwischen schmettern jubelnde Nachtigallen. Die Luft ist so still, daß das Rauschen des fernen Baches herüberdringt, der in schneeweiß schäumenden Wasserfällen von Klippe zu Klippe herabtost. Naht der Abend, so enthüllen sich neue Herrlichkeiten. Immer dunkler, kälter, blauer werden im Thale die Schatten auf den Wassern und an den untern Bergwäldern.

Es ist, als sehe man durch Flor oder dunkelgefärbtes Glas die Gegenstände. Von nah und fern schallt das Avemariageläute. Des Mondes helle Scheibe blickt mit mildem Goldglanze durch die Baumwipfel. Die Quellen plätschern, Kühlung hauchend, durch die Nachtstille. Der schrillende Gesang der Cicade ist verstummt. Millionen von Leuchtkäferchen durchirren Busch und Strauch und Bäume.

Südlich von Rom (etwa am Ende der pontinischen Sümpfe) treten wir in das Reich der eigentlichen Südfrüchte. Der Himmel erscheint hier monatelang ununterbrochen wolkenlos und so blau und noch blauer als bei uns in den schönsten Frühlingstagen, wenn die Dünste, die immer über der deutschen Erde schweben, zu weißen Wolken zusammengeflossen sind. Die Luft ist so rein, daß meilenweit entfernte Dörfer ganz nahe erscheinen. Bei Tage sieht man Sterne; in der Nacht hebt sich das Gebüsch und jeder andere dunkle Gegenstand unglaublich scharf in der Landschaft ab; beim bloßen Scheine der schmalen Mondsichel werfen die Körper scharfe Schatten, und die Sterne, die in ungleich größerer Zahl und Pracht als bei uns erscheinen, geben fast Licht genug, um lesen zu können. Über Himmel, Erde und Meer ist den Tag über eine Heiterkeit und Klarheit und bei Sonnenuntergang eine Farbenglut verbreitet, die unaussprechlich ist. Eis und Schnee sind hier höchst seltene Erscheinungen. Höchstens findet man vom November bis in den März in den Abruzzen weiße Berggipfel, oder der Vesūv ist oft wochenlang in einen Schneemantel gehüllt; in den Thälern aber lacht ewiger Frühling, kein Frühling zwar mit blühenden Bäumen, wohl aber mit frischem Rasen, mit Blumen, jungem Laube und Gemüsen. Es fällt zuweilen wohl dem Himmel ein, fünf Wochen ohne Unterlaß Wasser herabzuschicken; von einer eigentlichen Regenzeit kann aber nicht die Rede sein. Auch unser Winter bringt bisweilen Veilchen hervor; um Neapel gedeihen sie jedoch neben vielen anderen Blumen in solcher Fülle, daß die Knaben vom Lande ganze Körbe voll Sträußchen in der Stadt feilbieten. Man ist darum auch gar nicht für eine rauhe Jahreszeit eingerichtet. Die Fußböden sind von Stein; die Fenster gehen bis auf den Boden und schließen nicht; die Öfen fehlen, und Kamine gehören zu den seltenen Dingen. Gewöhnlich hat der Neapolitāner bei kalter Witterung nur ein Kohlenbecken, über dem er sich von Zeit zu Zeit die

Hände wärmt. So kommt es denn, daß man unter Umständen nirgends mehr friert als in Italien, und zwar klagen die Russen am meisten, weil sie zuhause am besten heizen.

(Heinr. Stahl.)

142. Rom.

Keine italiēnische Stadt ist für uns wohl wichtiger und merkwürdiger, als das ewige Rom, wie es seines hohen Altertums wegen genannt wird. Wir können ein zweifaches Rom unterscheiden: das alte heidnische mit seinen Tempeln, Säulengängen, Triumphbögen und andern großartigen Baulichkeiten, und das neue christliche Rom, das sich auf, neben und aus den Trümmern des alten erhebt. Dieses doppelte Rom nun ist es, das durch seine unzähligen Merkwürdigkeiten eine Menge von Fremden, besonders Künstler und Kunstfreunde, in seine Mauern zieht.

Die Gegend um Rom, welche der Reisende von Norden her durchwandert, ist öde und einsam; kein Baum erhebt sich; nur einzelne alte Säulen und andere Bautrümmer geben dem Auge einen Ruhepunkt. Der Blick des Wanderers späht in die Ferne. Da plötzlich ragt das Zeichen des Kreuzes empor über eine Wolke von Rauch und Dunst. Es ist das Kreuz der Peterskirche auf dem Vatĭkanberge, und bald wölbt sich unter ihm ihr ungeheurer Dom. Der prächtigste Bau des neuen Roms, der Christenheit herrlichste und ehrwürdigste Kirche steht entschleiert vor seinem Auge. Die Engelsburg, Roms Festung und Staatsgefängnis, wird hierauf sichtbar; hoch oben schimmert der goldene Engel, von welchem die Feste ihren Namen führt. Schöner und immer schöner wird die Ansicht; immer mehr Bauwerke, immer mehr der vielen Kirchen, immer mehr der herrlichen Paläste werden sichtbar, und im Hintergrunde erscheinen die albanischen und sabinischen Hügel.

Rom hat einen weit größeren Umfang, als man nach der Stärke seiner Bevölkerung vermuten sollte. Es umschließt indes so viele großartige öffentliche und Privatgebäude, so viele Plätze und Merkwürdigkeiten, daß wir nur auf einiges hier hinweisen können.

Die Peterskirche, die zuerst erwähnt werden muß, ist ein so ungeheures Gebäude, daß man hundert Jahre über ihrem Baue zubrachte. Sie ist wie eine Stadt für sich;

ganz Rom, die ganze große Menge von Fremden geht hier allmählich aus und ein. Hier versammelt die Orgel in der Chorkapelle eine Menge Andächtiger; dort ziehen Gruppen von Engländern von Bild zu Bild — hier betet ein Landmann, seinen Bündel neben sich; dort endlich tritt eine leise singende Prozession aus einer Kapelle hervor.

Vor der Kirche ist der schöne Petersplatz, zirkelrund, 63 m im Durchmesser und umgeben von dreifachen Säulengängen in zwei Halbzirkeln. Mitten auf dem Platze steht ein 36 m hoher Obēlisk aus Ägypten, eine Säule aus einem einzigen Stein; ihm zur Seite befinden sich zwei schöne Springbrunnen. An die Kirche stößt der Vatikan, der Palast des Papstes. Der Vatikan enthält 22 innere Höfe und elftausend Zimmer, von denen einige zweihundert Schritte lang sind. Es befindet sich in demselben auch die sixtīnische Kapelle mit dem jüngsten Gerichte, dem berühmten Wandgemälde von Michael Angelo[1]). Auch bewundert man in dem Vatikan die Logen[2]) oder Gänge und die Zimmer, welche der unsterbliche Raphael gemalt hat, ferner das Musēum, die äußerst großartige Bibliothek und das Münzkabinett. Man behauptet, der Vatikan sei so groß als die Stadt Tūrin. Dieses ist freilich übertrieben; aber so viel ist gewiß, daß er den Umfang einer nicht unbedeutenden Stadt erreicht.

Von den Festlichkeiten, welche die Fremden nach Rom ziehen, sind die glänzendsten die Girondola[3]) und die Kreuzbeleuchtung in der Peterskirche. Jene Girondola flammt zu Ostern und am Tage Peter und Paul auf; sie besteht aus einem doppelten, mit 4500 Raketen versehenen Feuerrade und aus einer Menge anderer Feuerwerksvorrichtungen und wird auf der Plattform der Engelsburg, hoch oben, wo der kolossāle vergoldete Engel steht, abgebrannt.

Was die andere Festlichkeit anlangt, so wird aus der höchsten Wölbung der Kuppel, welche über dem Hochaltar im Dache ist, ein beinahe zwölf Meter langes, messingenes Kreuz herabgelassen, das mit tausend Lampen bedeckt ist. Die Menschen, die daran herumklettern, sehen wie unbedeutende Zwerge aus; ihre Entfernung, die Weite des Raumes, in welchem sie hängen, und die Riesengröße aller sie umgebenden Gegenstände verkleinern sie mit jedem Augenblicke

1) spr. anschēlo. 2) spr. lōschen. 3) spr. schirondōla.

mehr, indem jene mit dem Entbrennen der Lampen wachsend hervortreten. Sobald die Lampen sich entzündet haben, verschwinden die Befestigungen, an denen das Kreuz hängt, vor dem Glanze, und dasselbe scheint frei in dem hochgewölbten Raume zu schweben. Dieser Anblick ist einzig in seiner Art; der Zauber des Lichtes, das allmählich alle Hallen, alle Seitengänge des ungeheuren Gebäudes erhellt, ist unvergleichbar. Obwohl nun ganze Scharen von Betenden und von Neugierigen sich durch die Kirche hinbewegen und natürlich den in der Mitte der Kuppel stehenden Hochaltar umlagern, so entsteht doch kein eigentliches Gedränge; ein solches wird in diesem ungeheuern Raume nicht möglich.

Aber auch an weltlichen Festlichkeiten fehlt es in Rom nicht, und über alle Maßen großartig ist der Karnĕval. Balkone, Fenster, Gerüste werden mit Teppichen behängt; bei einbrechender Nacht werden die Häuser beleuchtet; die Kutscher stecken Wachskerzen an den Rand ihrer Kutschen; die in denselben sitzenden Frauen halten Kerzen in den Händen; manche Fußgänger tragen förmliche Lichterpyramīden auf dem Kopfe; andere haben ihre Lichter auf Rohre gesteckt, welche bisweilen die Höhe von 2—3 Stockwerken erreichen. Alles ist auf den Straßen, und auf dem Corso wird das Gedränge so stark, daß niemand mehr sich von seinem Platze zu rühren vermag. Die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf der immer wieder ausgeblasenen und neu angezündeten Kerzen, das Geschrei so vieler Menschen, die um desto heftiger brüllen, je weniger sie ein Glied rühren können, machen zuletzt selbst den gesundesten Sinn schwindeln.

143. Sage von der Gründung Roms. (754 v. Chr.)

Viele Jahrhunderte vor der Geburt Christi herrschte in einer Stadt Mittelitaliens ein König, Namens Numĭtor. Derselbe war sanft und gutmütig und wurde von seinem jüngern Bruder Amulĭus, der sehr heftig und rauh war, vom Throne gestürzt.

Numitor hatte eine Tochter, die bereits erwachsen und zur Priesterin der Göttin Vesta geweiht war. Als dieselbe zwei Knäbchen, Romŭlus und Remus mit Namen, geboren hatte, ließ der grausame Amulius die beiden Kinder an den damals eben ausgetretenen Tiberfluß tragen und sie dort

aussetzen, in der Hoffnung, daß sie von den Wellen fortgerissen und getötet würden. Denn er fürchtete, die beiden Kinder könnten, wenn sie einst erwachsen wären, als Rächer ihres Großvaters auftreten. Doch es kam anders; das Wasser zog sich zurück, und die Kinder blieben im Trockenen. Auf ihr Wimmern kam eine Wölfin herbei, trug sie an eine sichere Stelle unter einem Baume und bot ihnen Nahrung. So fand sie der Hirt des Königs Amulius unter einem Baume, trug sie mitleidig nachhause und gab sie seinem Weibe zur Erziehung.

Nun wuchsen Romulus und Remus unter Hirten auf, wurden stark und kräftig, trieben die Herden auf die Weide und kämpften mutig gegen die Raubtiere. Einmal gerieten sie mit den Hirten des Numitor, von dem sie nicht wußten, daß er ihr Großvater sei, in Streit, und Remus wurde dabei gefangen und vor Numitor gebracht. Diesem fielen die Gesichtszüge des kräftigen Jünglings auf, und er forschte nach seiner Herkunft. Da erschien vor ihm der vermeintliche Vater, der Hirt, und brachte auch den Romulus mit. Ungescheut erzählte er, wie er die beiden Knaben gefunden habe, und Numitor erkannte in ihnen mit Freuden seine beiden Enkel. Er erzählte ihnen auch das Unrecht, das ihm von Amulius widerfahren war, und die kühnen Jünglinge beschlossen, als Rächer ihres Großvaters aufzutreten. Sie sammelten um sich eine Schar Hirten, töteten den treulosen Amulius und setzten den Numitor auf den Thron, der ihm von rechtswegen gebührte. Dieser schenkte ihnen zum Lohne ein Stück Landes und gab ihnen die Erlaubnis, eine Stadt zu gründen. Die beiden Brüder legten nun in der Gegend, wo sie als kleine Kinder ausgesetzt worden waren, eine neue Stadt an und nannten sie Rom. (754 v. Chr.) Als der Bau vollendet war, entstand unter den Brüdern Streit, welcher von beiden der Stadt den Namen geben und sie beherrschen dürfe und in diesem Streite fiel Remus von seines Bruders eigener Hand. Romulus gab nun der Stadt den Namen und war ihr erster König.

(Leseb. v. Scheinpflug.)

144. Julius Cäsar. (67—44 v. Chr.)

1. Er war der größte aller römischen Feldherren. Seinen Vater verlor er früh; aber seine vortreffliche Mutter Aurelia gab ihm eine gute Erziehung. Er hatte einen

schwächlichen Körper, ein blasses, hageres Gesicht, und oft litt er an Kopfschmerzen; aber durch strenge Mäßigkeit im Essen und Trinken erhielt er sich gesund, und durch allerlei körperliche Übungen, durch Laufen, Schwimmen, Fechten, Reiten stärkte er sich so, daß er späterhin alle Anstrengungen und Beschwerden des Krieges ertragen konnte.

Nie war er müßig; täglich las, schrieb oder übersetzte er etwas; wenn er ein Buch gelesen hatte, so wiederholte er den Inhalt desselben. Von seiner Mutter lernte er besonders die Freundlichkeit im Umgange, wodurch er sich nachher so beliebt zu machen wußte.

Einst machte Cäsar eine Reise nach Kleinasien, um sich dort in der Redekunst noch weiter auszubilden. Unterwegs wurde er von Seeräubern überfallen, welche 20 Talente (beinahe 75 000 Mark) Lösegeld von ihm forderten. „Was!“ rief Cäsar, „für einen solchen Mann, wie ich bin, verlangt ihr nicht mehr? 50 Talente sollt ihr haben.“ Hierauf schickte er seine Begleiter aus, das Geld zusammenzubringen. Während dessen benahm er sich nicht als ein Gefangener, sondern wie der Herr der Seeräuber. Wenn er schlafen wollte, befahl er ihnen, still zu sein. Zuweilen las er ihnen seine Gedichte und Reden vor, und wenn sie diese nicht lobten, so drohte er: „Dafür sollt ihr mir büßen; komme ich frei, so lasse ich euch alle ans Kreuz heften!“ Die Räuber schrieben diese Freimütigkeit seiner munteren Laune zu und hatten ihre Freude daran. Endlich brachten seine Leute die 50 Talente Lösegeld. Die Räuber setzten ihn ans Land. Aber kaum war er frei, so wußte er sich einige stark bemannte Schiffe zu verschaffen, holte die Seeräuber ein, eroberte ihr Schiff, ließ sich sein Geld auszahlen und führte die Räuber nach der Küste Kleinasiens, wo er sie sämtlich kreuzigen ließ.

2. Bald nachher kehrte er nach Rom zurück und lebte hier mehrere Jahre sehr verschwenderisch; besonders verschenkte er große Summen an das Volk und gab zum Vergnügen desselben köstliche Gastmähler und Spiele, um sich die Gunst seiner Mitbürger zu erwerben. Bald war er auch der Liebling des Volkes in dem Grade, daß er es wagte, sich um das Amt eines Oberpriesters zu bewerben, welches sonst nur den ältesten und verdienstvollsten Ratsherren erteilt wurde.

Seine Mutter begleitete ihn am Tage der Wahl bis vor die Thüre, zweifelnd und weinend. „Mutter,“ rief er,

„du siehst mich als Oberpriester, oder als Verbannten wieder!“ Er ging, und zum Erstaunen und Zittern der Ratsherren wählte ihn das Volk zum Oberpriester.

Nach einem Jahre sollte er als Statthalter nach Spanien gehen; aber er hatte 30 Millionen Mark Schulden, so daß ihn seine Gläubiger nicht aus der Stadt lassen wollten. Da wußte er durch seine Gewandtheit den reichsten Römer, Crassus, zu gewinnen, daß dieser für ihn bürgte. Cäsar reiste ab, und nach kurzer Zeit bezahlte er von der Einnahme dieser Statthalterschaft seine ungeheuren Schulden. Späterhin kehrte er nach Rom zurück und vereinigte sich mit Pompējus und Crassus zur Teilung der Herrschaft über das römische Reich. Er nahm Galliën (Frankreich); Pompejus bekam Spanien, und Crassus ging nach Syrien.

3. In Gallien zeigte er eine unglaubliche Thätigkeit; nach und nach unterwarf er sich alle Völker dieses Landes, und so bildete er sich ein tapferes Heer, welches ihm treu ergeben war. Mit Pompejus entzweite er sich endlich und brach mit seinem Heere nach Rom auf, um ihn aus der Stadt zu vertreiben. Dieser floh mit seinen Anhängern nach Griechenland, wurde aber hier von Cäsar bei Pharsālus vollständig besiegt. Nachdem Cäsar seine Feinde zu Boden geworfen hatte, kehrte er nach Rom zurück und hielt einen viertägigen Triumph; er war nun Herr des ganzen römischen Reiches. Die Macht allein genügte ihm noch nicht; er strebte nach dem Königstitel. Noch aber bestand eine Partei in Rom, an deren Spitze die ehrenwertesten Männer standen. Diese gedachten die Republik wieder herzustellen, und sie verschworen sich wider Julius Cäsar. An der Spitze der Verschwörung standen Cassĭus und Junius Brutus. Der 15. März des Jahres 44 ward zur Vollführung ihres blutigen Vorhabens festgesetzt. Cäsar war gewarnt worden und hatte auf inständiges Bitten seiner Frau, die in der Nacht zuvor durch furchtbare Träume geängstigt worden war, beschlossen, an diesem Tage nicht in die Ratsversammlung zu gehen; aber er machte sich doch auf den Weg. Auf der Straße steckte ihm ein warnender Freund einen Brief zu, in welchem die ganze Verschwörung entdeckt war. Er konnte ihn aber im Gedränge der Volksmenge nicht lesen. In der Versammlung wurde er von den Verschworenen mit Dolchen überfallen und sank, aus 23 Wunden blutend, von seinem Stuhle entseelt zu Boden.

145. Alărich. (378—410 n. Chr.)

Rom, von Alarich, dem Könige der Westgoten, im Jahre 408 belagert, erfuhr das schreckliche Unglück einer Hungersnot. Zwei angesehene Römer wurden in das Lager der Westgoten abgeordnet und bekamen Gehör. Sie verkündeten dem Könige, die Römer seien entschlossen, ihre Würde zu behaupten. Wenn Alarich einen anständigen Vergleich ausschlage, so möge er nur das Zeichen zur Schlacht geben und sich gefaßt machen, ein zahlloses, in den Waffen geübtes und durch Verzweiflung beseeltes Volk zu bekämpfen. „Desto besser," antwortete Alarich, „je dichter das Gras ist, desto leichter ist es zu mähen." Dieser Antwort gemäß waren seine Bedingungen. Alles Gold und Silber, es gehöre dem Staate oder einzelnen Bürgern, alle bewegliche Habe von Wert und alle Sklaven, die nicht römischer Abkunft wären, müsse man ihm geben. „Wenn aber dies, o König," fragten die Abgeordneten, „deine Forderungen sind, was denkst du uns denn zu lassen?" „Euer Leben," antwortete der stolze Eroberer. Die Römer zitterten und entfernten sich. —

Als Alarich gestorben war, mußte ein Teil der Gefangenen der Westgoten sogleich Anstalt machen, den Lauf des Buſénto, eines kleinen Flusses, der an den Mauern von Coſénza hinfließt, abzuleiten. Das mit der kostbaren Beute und den Trophäen Roms ausgeschmückte Grabmal wurde in dem leeren Bette des Flusses aufgeführt, das Wasser dann wieder in seinen natürlichen Kanal gelassen und der geheime Platz, wo Alarichs Überreste eingesenkt worden waren, durch die unmenschliche Ermordung der Gefangenen, die mit dieser Arbeit beschäftigt gewesen waren, für immer verborgen.

146. Der Löwe in Florénz.

1. „Der Löw' ist los! der Löw' ist frei!
Die ehernen Bande riß er entzwei! —
Zurück! daß ihr den vergeblichen Mut
Nicht schrecklich büßet im eigenen Blut!" —

2. Und jeder suchet mit scheuer Eil
In des Hauses Innerm Schutz und Heil;
Auf Markt und Straßen all umher
Ward's plötzlich still und menschenleer. —

3. Ein Kindlein nur, das unbewußt
Verloren in des Spieles Lust,
Fern von der sorglichen Mutter Hand,
Saß auf dem Markt am Brunnenrand.

4. Wohl viele schauten von oben herab;
Sie schauten geöffnet des Kindleins Grab;
Sie rangen die Hände und weinten sehr
Und blickten um Hilfe zag[1]) umher.

5. Doch keiner wagte das eigene Leben
Um des fremden willen dahinzugeben;
Denn schon verkündet ein nahes Gebrüll
Das Verderben, das jeglicher meiden will.

6. Und schon mit der rollenden Augen Glut —
Erlechzt der Löwe des Kindleins Blut;
Ja, schon erhebt er die grimmige Klau' —
O qualvoll herzzerreißende Schau! —

7. So rettet nichts das zarte Leben,
Dem gräßlichsten Tode dahingegeben? —
Da plötzlich stürzet aus jenem Haus
Mit fliegenden Haaren ein Weib heraus.

8. „Um Gottes willen, o Weib, halt ein!
Willst du dich selbst dem Verderben weihn?
Unglückliche Mutter! zurück den Schritt!
Du kannst nicht retten, du stirbst nur mit!"

9. Doch furchtlos fällt sie den Löwen an
Und aus dem Rachen mit scharfem Zahn
Nimmt sie das unversehrte Kind
In ihren rettenden Arm geschwind.

10. Der Löwe stutzt, und unverweilt
Mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt. —
Da erkannte gerührt so jung wie alt
Des Mutterherzens Allgewalt.

11. Und des Leuen großmütigen Sinn zugleich;
Doch manche Mutter, von Schrecken bleich,
Sprach still: „Um des eigenen Kindes Leben
Hätt' ich mich auch dahingegeben." (Heinr. Bernhardi.)

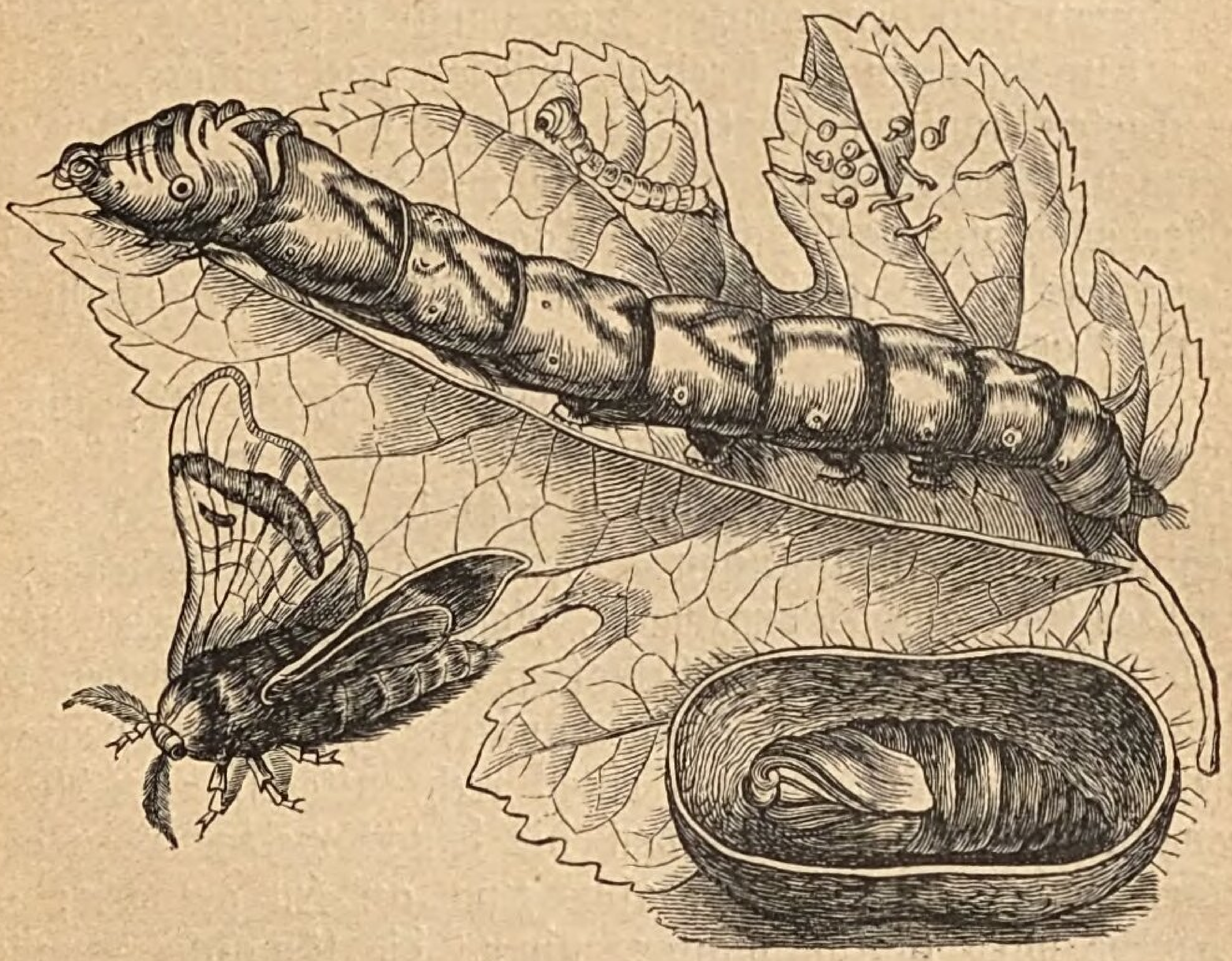
147. Die Vega[2]) von Murcia[3]) und ihr Seidenbau.

Italien ist ein herrliches Land; aber man kann in vielen Beziehungen sagen, Spanien sei ein noch herrlicheres;

---

1) = zaghaft.
2) Vega (spr. wega), auch Huérta, nennt man in Spanien eine an einem Flusse gelegene und durch Kanäle reich bewässerte Ebene. 3) spr. Múrdsia.

Besonders reizend sind die Vegas im südöstlichen Teile der pyrenäischen Halbinsel. Fast alle sind von den Mauren angelegt und werden heutigen Tages noch in derselben Weise, ja fast mit denselben Ackergeräten bebaut als vor 500 Jahren. Am Flusse Segūra breitet sich die Vega von Murcia aus, einer der fruchtbarsten, reichsten und prachtvollsten Landstriche Südeuropas. Vom März bis zum Juni gleicht sie einem großen Blumengarten, und jeden Monat werden Früchte verschiedener Art geerntet.



Die Aussaat des Weizens findet erst im November und Dezember statt, die Ernte desselben aber schon im April und Mai. Darauf wird das Feld sofort mit Wasser überrieselt und nach einigen Tagen mit Mais besäet.

Die Häuser der Landleute stehen vereinzelt inmitten des ihnen anvertrauten Feldes und sind von Feigen- und Orangebäumen[1]) umgeben. Die rings am Hause liegenden Felder sind mit Maulbeerbäumen um- und durchpflanzt, so daß Getreide und Früchte unter denselben wachsen. Anfangs März zeigen sich an den Maulbeerbäumen die ersten grünen Blättchen, und binnen 14 Tagen entfaltet sich an der milden

1) spr. oran^s^sch.

Sonne des Südens rasch das Laub. Mit Eintritt des April läßt man die Eier der Seidenraupe ausbrüten und zwar in Leinwandsäckchen, welche die Frauen einen oder zwei Tage am Halse unter einem Tuche tragen. Sowohl beim Anhängen als Abnehmen der Säckchen werden verschiedene Sprüche und Beschwörungsformeln gesprochen.

Die jungen Räupchen, schwarz von Farbe, fangen gleich an, die zarten Blättchen zu verzehren, und sie wachsen zusehends. Nach einigen Tagen werden sie auf Rohrmatten gebracht und bekommen täglich einmal frisches Futter. Einige Personen sind den ganzen Tag damit beschäftigt, Blätter von den Bäumen zu streifen, wieder zwei andere, die vertrockneten von der Matte zu nehmen und die frischen aufzulegen. Nachts wird die Matte mit den Raupen auf dem Oberboden untergebracht, bei Tage, wenn möglich, vor das Haus ins Freie geschafft und sorgfältig vor der stechenden Sonne geschützt.

Viermal streifen die Raupen ihre Hülle ab, um die letzte weißgraue zu behalten. Sie haben nun die Dicke eines Fingers erreicht, hören plötzlich auf zu fressen und beginnen sich einzuspinnen. Bemerkt dies der Pfleger, so holt er Gesträuch, Dornzweige, Flachsbüschel u. dergl. herbei und stellt sie auf den Rohrmatten auf. Eifrig werden diese Vorrichtungen von den Raupen aufgesucht, und nun beginnen diese ihr Geschäft, welches einen recht interessanten Anblick gewährt. Sorgfältig werden die feinen weißen oder gelblichen Fäden von einem Halme zum andern gezogen; das Gewebe wird täglich dichter, nimmt die längliche Puppenform an, bis es zuletzt die Raupe ganz dem Auge des Beschauers entzieht.

In fünf bis sechs Tagen ist gewöhnlich die Zeit des Einspinnens vorüber. Dann werden die Puppen (Cocons) sorgfältig von den kleinen Ästchen abgenommen und entweder zur Nachzucht bei Seite gelegt, oder für die Seidengewinnung bestimmt, zu welchem Zwecke man die Tiere im Innern der Puppe töten muß. Dies geschieht gewöhnlich in der Glut der Mai- und Junisonne.

Die nicht getöteten Raupen kommen, nachdem sie die Hülle durchbrochen haben, als Schmetterlinge zum Vorschein, legen Eier und sterben dann. Die durchbissenen Cocons kann man nicht abhaspeln, sondern nur zu Floretseide benützen.

(Nach Brehm.)

148. Die Seide und ihre Bearbeitung.

Während Wolle, Flachs und Baumwolle die Gewebe hergeben, worin sich der körperlich arbeitende, der zahlreichere aber auch ärmere Teil der Menschheit kleidet, hat die Seide sowohl in früheren Zeiten als auch jetzt den Stoff geliefert zu der Kleidung reicherer und in der menschlichen Gesellschaft hervorragender Personen.

Ein seidenes Gewand schickt sich schlecht bei der körperlichen Arbeit; dagegen hat es hervorragende schätzenswerte Eigenschaften vor allen anderen Stoffen voraus; es belästigt nicht, wie manche andere Stoffe, durch seine Schwere, ist bei aller Leichtigkeit doch wärmend, und sein Glanz und Ansehen wird schwerlich je von einem anderen Stoffe erreicht.

Wo die eigentliche Heimat der Seidenraupe ist, hat man bisher noch nicht entscheiden können; aber Indiër und Chinesen haben das Tier zuerst gekannt und sein Gespinst verarbeitet. Von den Indiern scheint die Seide nach Griechenland gekommen zu sein; die Griechen kannten seidene Gewebe und schreiben ihrer Landsmännin Pamphyle die Erfindung der Kunst zu, Seide zu weben; aber nur die Seide, nicht die Raupe haben die Griechen gekannt. Ebenso kannten die Römer die Seide, welche sie aus Asien erhielten, aber nicht die Seidenraupe, weswegen unter der Regierung Kaisers Marc Aurel um 200 Jahre nach Chr. Geb. noch die Seide mit Gold aufgewogen wurde. In den Zeiten des Kaisers Konstantin trieben schon die Perser Seidenbau; damals kam die Seide schon reichlicher in das römische Reich, aber immer noch für schweres Geld, und die Perser hatten darum wohl Ursache, das Geheimnis für sich zu bewahren. Als aber der Kaiser Justiniān ums Jahr 550 mit den Persern Krieg führte, kamen fast gar keine Seidenstoffe mehr nach Europa; aber in dieser Zeit brachten zwei Mönche die Eier der Seidenraupe in ihren Pilgerstäben aus Persien nach Konstantinopel. Justinian nahm die Mönche und ihre Belehrungen über die Zucht der Raupe mit großem Wohlgefallen auf, und bald kam auch der Seidenbau im griechischen Kaisertum in den Gang; doch bewahrten die Griechen das Geheimnis mit eben so großer Ängstlichkeit gegen die übrigen Europäer, wie es vorher die Perser gethan hatten. Die Aräber brachten ums Jahr 780 die Seidenzucht nach Spanien; aber sie scheint auch unter Ge-

heimhaltung betrieben worden zu sein; etwa erst als König Roger [1]) von Sicilien im Jahre 1131 über das griechische Kaisertum siegte, führte er griechische Seidenzüchtler und Seidenfabrikanten nach Sicilien; so kam hier, und bald im übrigen Italien, die Zucht der Raupe und die Verarbeitung der Seide zu einer allgemeinen Bekanntschaft und Verbreitung. Im 15. Jahrhundert kam erst die Seidenzucht nach Frankreich, weil man bis dahin das Klima dieses Landes dafür zu rauh gehalten hatte.

Als im Jahre 1685 die Hugenotten wegen ihres Glaubens aus Frankreich ausgestoßen wurden und in Deutschland, zumal in dem jetzigen Königreich Preußen, eine günstige Aufnahme fanden, brachten sie auch die Seidenzucht dahin, und wenn das deutsche Klima sich derselben anfangs auch nicht sehr zuträglich erwies, so gelang es doch der Beharrlichkeit, auch hier gute Erfolge zu erzielen. An allen unbenutzten öffentlichen Plätzen wurden auf Veranlassung der Regierung Maulbeerbäume gepflanzt; gegenwärtig erzeugt auch Deutschland schon ansehnliche Quantitäten Seide, und die Ausbreitung der Seidenzucht in Deutschland ist noch immer im Zunehmen begriffen. Oberitalien und Südfrankreich erzeugen gegenwärtig in Europa die meiste Seide, und in letzterer Gegend, besonders in der Stadt Lyon, wird die Seide in größter Masse zu Stoffen verarbeitet. Doch ist Deutschland hierin auch nicht zurückgeblieben; denn in der preußischen Rheinprovinz sind Seidenwebereien entstanden, welche sich neben den französischen zu behaupten vermögen.

(P. F. Kirchmann.)

149. Der Maure und sein Gastfreund.

Zu der Zeit, wo die Mauren aus Spanien noch nicht vertrieben waren, tötete ein spanischer Edelmann einen Jüngling von jener Nation, mit dem er zufällig in Zweikampf geraten war. Von den Begleitern des Getöteten verfolgt, entkommt er ihnen durch die Schnelligkeit seiner Füße und entzieht sich ihren Blicken, indem er über die Mauer eines Gartens steigt. Da er hier auf den Eigentümer trifft, erzählt er ihm sein Unglück und bittet um seinen Schutz, worauf jener stillschweigend eine Pfirsiche

1) sp. rosche.

pflückt, sie von einander bricht und dem Fremden die Hälfte davon reicht. „Wenn du diese issest,“ sagte er, „so bist du meiner Gastfreundschaft und meines Schutzes gewiß.“

In derselben Nacht, wenige Stunden nachher, erfährt dieser Mann, daß der Getötete sein eigener Sohn ist. Seiner Verpflichtung eingedenk, bekämpft er seinen Schmerz, begibt sich zu dem Spanier, den er zu schützen versprochen, und sagt zu ihm: „Der Jüngling, den du getötet hast, war mein Sohn, der einzige Zweig meines Stammes und mein kostbarstes Eigentum. Wenn ich die Stimme einer rechtmäßigen Rache hören wollte, so würdest du von meinen Händen sterben; aber ich habe dir mein Wort gegeben; ich habe dir Schutz versprochen. Flieh, ehe dich einer der Meinigen entdeckt, indem du dich des flüchtigen Rosses bedienst, das deiner am Thore harrt. Flieh, ohne einen Augenblick zu verlieren, und danke dem Allmächtigen, der mir die Kraft verliehen hat, meinen Zorn zu bekämpfen und die Zusage zu erfüllen, die ich dir gegeben habe.“ (Fr. Jacobs' Ährenlese.)

150. Das Erdbeben zu Lissabon.

Auf sieben Hügeln prangte die Stadt Lissabon, und wunderschön war sie vom Tajostrom anzuschauen. Von der Stadt aus sah man den glänzenden Wasserspiegel, auf dem die Segel seefahrender Nationen im Winde flatterten. Jenseits des Tajo breitete sich ein lachendes Landschaftsgemälde aus; in den gesegneten Fluren lagen glückliche Städte und wohlhabende Dörfer. Lissabon selbst war von einer altertümlichen Mauer umringt, auf der sich siebenundzwanzig Türme erhoben. Von einem der höchsten Berge leuchtete eine Riesenburg, nach arabischer Weise erbaut, ins Thal hernieder. Außer der prachtvollen Kathedralkirche zählte die Stadt noch vierzig andere Kirchen; Mönchs- und Nonnenklöster, Kapellen waren in verschiedenen Gegenden verteilt. Die Lage des königlichen Palastes war überaus schön; denn aus seinen Fenstern übersah man die vor Anker liegende zahlreiche Flotte und die in dem mächtigen Hafen aus allen Weltgegenden ankommenden oder dahinsegelnden Schiffe. Aber Lissabons Herrlichkeit sollte untergehen und in ihrem alten Glanze nicht wieder erstehen. Der erste November des Jahres 1755 war für die Hauptstadt ein Tag der Verwüstung und des Entsetzens. Tausende, die sich am Morgen

des Lebens noch freuten, waren erschlagen, verbrannt, ertrunken, ehe der Abend graute; die prächtigen Paläste lagen in Trümmern umhergestreut. Dies Erdbeben zeigte sich in einer ungeheueren Ausbreitung und wurde in Europa, Asien und Amerika verspürt; aber am härtesten sollte Lissabon von ihm heimgesucht werden. Am Morgen des jammervollen Tages kündigte kein Zeichen in der Natur an, wie schrecklich der Abend enden werde. Der Himmel war heiter; die Sonne glänzte; es regte sich kein Lüftchen, und dem verderblichen Sturme ging eine sichere Ruhe vorher. In andachtsvollem Gebete war die Volksmenge um die Altäre niedergesunken; eine religiöse Feier durchdrang am Feste Allerheiligen die Seelen der Gläubigen, als sich etwa um zehn Uhr in den Straßen ein donnerähnliches Rollen vernehmen ließ. Darauf folgte ein Stoß und ein Schwanken und Wogen des Erdbodens. Mehr bedurfte es nicht, um Kirchen, Paläste und Hütten in Schutthaufen zu verwandeln. Für Tausende waren die eingestürzten Wohnungen ein Grab geworden, wo sie unter Balken und Mauerwerk verschüttet lagen. Den Tumult, das Gedränge, das laute Geschrei und Weheklagen, welches die Tempel erfüllte, die das Erdbeben noch verschont hatte, den raschen Übergang von der stillen Andacht zu dem Todesschrecken kann man nicht beschreiben; der erste Erdstoß warf das Haus der Inquisition um, der königliche Palast mit allen seinen Kostbarkeiten war verschwunden. Mit einem Schlage wurden alle Bewohner in dem prächtigen Jesuitenkollegium getötet, als das Gebäude einstürzte. Tausende hatten sich auf den öffentlichen Plätzen versammelt und hofften da Rettung zu finden; aber sie fanden sie nicht. Ein Hagel von Ziegeln, Balken und großen Werkstücken fiel auf sie nieder, zerschlug und zerquetschte sie. Kinder, Greise und Kranke wurden in ihren Wohnungen verschüttet; man konnte den Schutt nicht wegräumen, um zu ihnen zu kommen. Hinterher fand man sie oft unversehrt, an der Qual des Hungertodes verschmachtet. Noch andere eilten dem Tajo zu, um auf Kähnen und Fahrzeugen ihr Leben zu retten; aber auch diese letzte Hoffnung ging ihnen verloren. Der Strom war durch ein unbegreifliches Wunder, zu einer Höhe von vierzig Fuß gestiegen; die noch verschonten Häuser und die Ruinen wurden überschwemmt. Wie viele kamen in den Wogen um! Ein Damm, auf dem hundert Menschen standen, versank mit ihnen. Eben so plötzlich

als die Flut entstand, verschwand sie wieder. Die Schiffe standen auf schlammigem Boden. Boote wurden verschlungen; Felsen, die man sonst nicht sah, ragten in die Höhe. Die See türmte sich auf; Wellen spritzten weißen Schaum in die Luft. Es schien, als ob der Boden, auf dem die Stadt stand, verschlungen werden sollte. Jetzt zeigt sich ein neuer Feind mit gräßlicher Zerstörungswut. Es entstand ein Orkan, der finstere Staubwolken in die Luft trieb und das Licht des Tages verdunkelte. Sollte das jüngste Gericht angehen? so fragten viele mit leichenblassem Gesichte, die dem Tode entronnen waren; — sie zitterten. Ein zweiter Erdstoß folgte, der mehrere Minuten anhielt. Häuser wankten wie die schlanken Bäume im Sturmwind; mehrere fielen zusammen. Ein dritter Stoß war so erschütternd, daß man sich nicht auf den Beinen halten konnte; man mußte sich niederwerfen oder knieen. Hier, wie an die Erde gebunden, mußte man abwarten, was die kommenden Minuten über Leben und Tod, über gesunde oder zerschlagene Glieder entscheiden würden. Der Sturm war der Vorbote einer Feuersbrunst, die er anwehte und schnell weiter verbreitete. Ehe die Nacht anbrach, standen die Trümmer der zerstörten Stadt in Flammen, um den übrig gebliebenen Rest in Asche zu verwandeln. Wer konnte löschen? Wer wollte retten, was noch zu retten war? Niemand. Das Leben stand im höchsten Preise; für Irdisches wagte man es nicht. Acht Tage wütete die alles verzehrende Flamme, und statt der turmreichen, mächtigen Stadt sah man nur Aschenhaufen, schwarz angelaufene rußige Steinmassen. Tausende seufzten nach Brot, um den quälenden Hunger zu stillen. Zahllose Thränen flossen um die vermißten Eltern, die entrissenen Kinder, Wohlthäter und Freunde. Ein anhaltender Regen vergrößerte das Ungemach aller derer, die ohne Obdach unter freiem Himmel seufzten. Viele, die mit dem Leben davon gekommen waren, starben bald nachher an den Folgen des Hungers, der Erkältung, des Schreckens und der Angst. An 40 000 Menschen waren bei dem Erdbeben umgekommen.

(Müller, Wunder der Natur.)

151. Paris.

Die Franzosen haben schon ein Recht, stolz zu sein auf ihre Hauptstadt; denn an Glanz und Pracht kann sich keine andere mit ihr messen, an Größe und Einwohnerzahl steht

sie in Europa nur London nach. Wenn man von Montmartre[1]), einem Berge hart an der Nordseite der Stadt, seine Blicke über diese schweifen läßt, so sieht man auf einem ungeheuern Raume Dach an Dach, Giebel an Giebel vor sich, über welche hier und da einzelne niedrige Türme sich erheben, alle überragt von dem Dome der Invaliden und der prächtigen Kuppel des Panthëon. Die Stadt liegt an der Seine[2]), und zwar zu nahezu gleichen Hälften auf beiden Seiten derselben, der Kern der alten Stadt auf einer Insel des Flusses. Den Verkehr zwischen der Insel und den beiden Seiten der Stadt vermittelt der Pontneuf[3]) (= die neue Brücke), welcher die metallene Statue[4]) des Erbauers, des Königs Heinrich IV. († 1610) trägt. In der Revolutionszeit wurde sie umgestürzt, 1818 aber wieder aufgerichtet. Auf der Insel erhebt sich auch die weltberühmte Hauptkirche von Paris, Notredame[5]) (= Unsere Frau), ein herrliches Bauwerk, welches sich mit den schönsten Domen messen kann, obwohl seine beiden Türme unausgebaut geblieben sind. Nahe bei der Kirche befindet sich das große Hospital, in welchem jährlich über 11 000 Kranke gepflegt werden. Es ist nicht möglich, die vielen prachtvollen Paläste von Paris hier aufzuzählen, geschweige denn auch nur flüchtig zu beschreiben. Wir wollen nur noch nennen: die Tuilerien[6]), Residenz der französischen Könige und der beiden Kaiser Napoleon; den Louvre[7]), früher Königspalast, jetzt zur Aufnahme reicher Sammlungen für Kunst und Wissenschaft bestimmt; das Palais Royal[8]), jetzt zu prächtigen Kaufläden und Kaffeelokalen eingerichtet; den großartigen Invalidenpalast.

Geschichtlich merkwürdig ist vor allen der Eintrachtsplatz, auf welchem sich der mit Hiëroglyphen bedeckte Obëlisk von Luxor (in Oberägypten) erhebt. Von hier ging die Erstürmung der Bastille aus, wodurch das Signal zur Revolution (1789) gegeben wurde. Hier stand in der Schreckenszeit die Guillotine[9]), unter welcher in nicht ganz zwei Jahren 3000 Menschen verbluteten. Auch die Häupter Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin Maria Antoinette[10]) fielen hier. Auf diesem Platze sangen die Österreicher, Preußen und Russen nach dem ersten Einzuge der Verbündeten (1814) ein feierliches Tedēum.

---

1) monsmat'r. 2) sähn. 3) ponsnö. 4) statüe. 5) not'rdam. 6) tüillerien. 7) luw'r. 8) palä roajal. 9) gijotin. 10) antoanett

Die Franzosen konnten es nicht verschmerzen, daß ihr „heiliges Paris“, wie sie es nennen, fremden Eroberern die Thore hatte öffnen müssen. Um die Wiederkehr einer solchen Schmach abzuwenden, hatten sie die Stadt zu einer starken Festung umgeschaffen, die durch einen Gürtel von Festungswerken um die Stadt herum uneinnehmbar schien. Gegen Ende September 1870 wurde sie von den deutschen Heeren eingeschlossen. Zwar war die Stadt möglichst gut verproviantiert worden; aber 2 Millionen Menschen fordern einen ungeheueren Bedarf an Lebensmitteln. Bis gegen Ende Januar währte die Belagerung. Vergebens waren die wiederholten Ausfälle der Belagerten, vergebens die Anstrengungen der Franzosen, den Belagerern in den Rücken zu fallen.

Die Not in Paris erreichte einen schreckenhaften Grad. Eine Taube kostete 6 Mark, ein Huhn 18 Mark, ein Pfund Butter 30 Mark. Für eine Rübe zahlte man 30 Pf., für einen Kohlkopf 4—5 Mark. Fleisch von Pferden, Hunden und Ratten verzehrte man als Leckerbissen. Zudem wütete ein Aufruhr in der Stadt. Da wurde eine Kapitulation mit den deutschen Heerführern abgeschlossen, in welcher zugleich die Friedensbedingungen im allgemeinen festgestellt waren. Die Deutschen besetzten nur die äußeren Festungswerke, nicht aber die Stadt selbst. Diese blieb bis zum wirklichen Friedensvertrage eingeschlossen, wurde aber mit allem Nahrungsbedarf versehen. Um jeden Preis suchten die Franzosen es abzuwenden, daß deutsche Heere in Paris einrückten; aber eben so entschieden bestanden die deutschen Heerführer auf einer solchen Genugthuung für die braven Truppen, die bei der Belagerung der Stadt zur Winterszeit Hartes ertragen hatten. So mußten denn die Franzosen nachgeben und sich den Einmarsch der Deutschen gefallen lassen. Wie die Bayern bei Weißenburg und Wörth die Ehre des ersten Angriffs hatten, so sollten sie auch die ersten sein beim Einmarsche nach Paris. An der Spitze des Heeres befand sich mit seiner gänzlich zerfetzten Fahne das Leibregiment, welches auf ein Viertel seiner ursprünglichen Stärke zusammengeschmolzen war. Hatte es doch in den blutigen Kämpfen an der Loire [1]), als es am härtesten herging, innerhalb 11 Tagen 8 Gefechte und Schlachten bestanden!

1) loār.

Als die Bayern durch das zur Erinnerung an die Siege des ersten Napoleon errichtete Siegesthor zogen, spielten sie die Wacht am Rhein. Anderthalb Stunden währte der Vorbeimarsch der Bayern. Ihnen folgten die Preußen. Wie ein Wald ragten die tausend und aber tausend blitzenden Bajonette über die Helme empor. Mit schwer verhaltenem Grimme betrachteten die Pariser das vielbedeutende Schauspiel. Ob sie wollten oder nicht, sie mußten bekennen, daß sie ihren Mann gefunden, daß deutsche Kraft und Tüchtigkeit über französischen Stolz den Sieg davon getragen. Von nun an war Frankreich nicht mehr die erste Macht in Europa. (M.)

152. Heimkehr aus Frankreich.

I.

1. Deutsche Worte hör' ich wieder —
Sei gegrüßt mit Herz und Hand,
Land der Freude, Land der Lieder,
Schönes, heitres Vaterland!
Fröhlich kehr' ich nun zurück,
Deutschland, du mein Trost, mein Glück!

2. O wie sehnt' ich mich so lange
Doch nach dir, du meine Braut,
Und wie ward mir freudenbange,
Als ich wieder dich erschaut!
Weg mit welschem Lug und Tand —
Deutschland ist mein Vaterland!

3. Alles Guten, alles Schönen
Reiche, sel'ge Heimat du!
Fluch den Fremden, die dich höhnen,
Fluch den Feinden deiner Ruh!
Sei gegrüßt mit Herz und Hand,
Deutschland, du mein Vaterland!

(Hoffmann von Fallersleben.)

II.

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Mai'n, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen; —
Hell klingt von allen Türmen das Geläut',
Des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.

Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emsiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd, —
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigentum,
Das längst verlassne, ein; mit breiten Ästen
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
Der sich zur Gerte bog, als er gegangen.

(Schiller. [Wallenstein.])

153. Die Holländer.

Wer nach Holland kommt, die Menschen und ihr Leben sieht, ihre Tüchtigkeit, Kühnheit, die Zweckmäßigkeit und Nettigkeit aller Einrichtungen, der steht still und wundert sich. Alles dies, dieses reiche Land, diese prächtigen Städte, diese städtegleichen Dörfer hat der denkende Mensch aus dem Schlamme herausgehoben und zum Teil den Wogen des Meeres abgewonnen. Aber wie soll man diese Menschen beschreiben? Wenn man in die holländischen Städte und Dörfer tritt und die Leute dort so still und langsam, so nett und reinlich dabei, als hätten sie mit Arbeit nicht sonderlich zu befassen, einhergehen sieht; wenn der Bauer steif und bedächtig in seinen hohen Holzschuhen einherschreitet und mit behaglicher Miene und langsamer, breiter Rede dem Fremden begegnet: so könnte einem einfallen, ein so stilles, bequemes Volk könne dies Land dem Meere nicht abgezwungen, diese Mauern, Türme, Wälle und Deiche nicht aufgetürmt haben; und doch ist es nicht anders! Der Holländer steht eben deswegen so behaglich da, weil er der Schöpfer und Herr dieses Landes ist, wo nur Frösche, Möven und Rohrdommeln ihre heisere Stimme tönen lassen würden, wenn der Mensch nicht hinzugetreten und mit Spaten, Schaufel und Ruder sich gerührt hätte. Freilich, die netten Kleider, die der Holländer trägt, sein stets blankes Schuhwerk, sein mit Blumen und Kräutern, mit Schnörkeln und Bildern geschmücktes Vorhaus, seine zierlichen, mit bunten Muscheln und Steinen ausgelegten Gärten, seine nett gefegten Dreschtennen, seine höchst reinlichen Stallungen möchten auf die Vermutung bringen, der Holländer sei nur für die häuslichen Geschäfte brauchbar, habe nur für Lebensgenuß Sinn und huldige bloß der Bequemlichkeit und Weichlichkeit; aber man sehe nur den Holländer am Ruder seiner Schiffe, auf den Mastspitzen — man sehe ihn nur auf

dem Wasser schalten und walten: da ist er nicht der bequeme und ruhige Mensch; da bewegt er sich, wenn auch stets besonnen, rasch und kräftig; da zeigt er eine eiserne Ausdauer und den festesten Willen und eine große Aufopferungsfähigkeit.

Schmuck des Lebens, Reinlichkeit und Sauberkeit fast bis zur Übertreibung, Blumenliebe und Blumenpflege, Farbenfreude und daher hoher Sinn für Malerei kennzeichnen den Holländer. Man möchte dies, wenn es nicht geborene Anlage wäre, fast für ein Werk des überlegenden Verstandes ansehen. Hier in dieser den Geist niederdrückenden Einförmigkeit, in diesem Lande der Sümpfe, Marschen und Heiden, wo nur um die Dörfer und Kanäle einzelne Baumreihen sich erheben und der Mensch hinter seinen Deichen und Wällen den Pflug und die Sense führt — hier, wo die Nähe des Meeres und die Wasser der Seen, Teiche und Gräben eine feuchte, matte Luft und einen oft umnebelten Himmel zeigen — hier, wo Torf- und Marschland, fette Erde, Torf- und Steinkohlenstaub alles in Schmutz verkommen lassen würden, wenn der Mensch sich nicht dagegen wehrte — hier, möchte man sagen, hat er sich in der Freude an dem Netten, Heiteren und Bunten eine fröhliche Gegenwehr gegen das Graue und Trübe bereitet. Man muß dies um so höher anschlagen, je mehr Schmutzlande man sieht, die ihre Bewohner ruhig Schmutzlande bleiben lassen.

Aber wie dieser friesische Mann fest und still in den gewöhnlichen Zuständen des Lebens ist, eben so ungestüm und unbändig lodert sein trotziger Mut auf, wenn er seine Freiheit, seine Religion und seine Art in Gefahr glaubt. Im Mittelalter hat er sich genugsam als den Seelöwen bewährt.

(Ernst Moritz Arndt.)

154. Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen gottlob! der arme Mann nichts weiß; denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag

doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchesmal: „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?“ Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Appetit aus lauter langer Weile bis an den Abend, also daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und das Nachtessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett und war so müde, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich jeden Tag eine andere. Alle Ärzte, die in Amsterdam waren, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen wie Enteneier so groß, und man nannte ihn scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts; denn er befolgte nicht, was ihm die Ärzte befahlen, sondern sagte: „Wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?“ Endlich hörte er von einem Arzte, der hundert Stunden weit weg wohnte; der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod gehe ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehlte, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart, ich will dich bald kuriert haben.“ Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand; doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Tier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schusters Rappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab und sieben Därme auf einmal entzwei. Fürs andere dürft ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, mittags ein Bratwürstlein dazu, nachts ein Ei, und am andern Morgen ein Fleischsüpplein

mit Schnittlauch darauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber erdrückt und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Kuckuck nimmer schreien. Thut, was ihr wollt!“ Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Feld so rot, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den anderen Morgen aufstand, ward es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir.“ Als er zum Doktor kam, nahm ihn dieser bei der Hand und sagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt.“ Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt gottlob! nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen.“ Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß Ihr meinem Rate gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leib, deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen und daheim Holz sägen, daß es niemand sieht, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlüpfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden,“ und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Kauz, und ich verstehe Euch wohl,“ und hat nachher dem Rat gefolgt und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt. (Joh. Pet. Hebel.)

155. London und seine Bewohner.

Auf beiden Seiten der Themse liegt London, die volkreichste Stadt der Erde; denn sie zählt über 4 Millionen Einwohner. Welches Gewühl und Leben in einer Stadt, wo beständig die Flaggen von 2000 Schiffen wehen, wo zahllose Fuhrwerke beständig die Straßen durchrollen und auf den erhöhten Seitenwegen dichte Massen von Fußgängern wogen! 2000 stattliche Wagen allein stehen an öffentlichen Orten zu eiliger Beförderung bereit, obgleich Eisenbahnen die Stadt durchkreuzen und eine Straße, der Tunnel, sogar unter der Themse wegführt. Feenhaften Schimmer verbreiten die prachtvollen Läden, besonders der Glaswaren und der Kleiderstoffe, welche, hinter große Spiegelfenster gestellt, das Auge blenden. Wie die einladenden Obst- und Konditoreiläden und Schmuckwaren, sind sie beständig von einem Kreise Schaulustiger umlagert, oder ihre Artikel werden von Damen durchstöbert. Die Paulskirche ist die größte der protestantischen Christenheit, die Börse die erste der Welt. Die bürgerlichen Häuser aber sind klein und schmal, weil jeder Engländer allein wohnen will; inwendig ist aber alles höchst reinlich und bequem, und Hausflur und Zimmerboden auch der Ärmeren sind mit Teppichen belegt. Die Engländer machen sich's wohnlich; denn der Mann weilt gerne in seiner Familie, ist sehr selten im Wirtshause, und die Frauen lieben die Zurückgezogenheit in einem Lande, wo alles unglaublich teuer ist, und wo auch der Sonntag keine Erheiterung zuläßt. Spiele am Sonntag Klavier, und bald wird sich der Pöbel schimpfend vor deinem Fenster versammeln, und spiele Karten, so läufst du Gefahr, sogar von deinem Hausherrn angeklagt zu werden. (Grube.)

156. Das Glück von Edenhall.

1. Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall;
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!“

2. Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Krystall,
Sie nennen's: Das Glück von Edenhall.

3 Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk roten ein aus Portugal!“
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall;
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

4. Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Krystall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei;
Drein schrieb sie: Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!

5. Ein Kelchglas ward zum Los mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall;
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!“

6. Erst klingt es milde, tief und voll
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll;
Zuletzt erdröhnt wie Donnerschall
Das herrliche Glück von Edenhall.

7. „Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Krystall;
Es dauert länger schon, als recht;
Stoßt an, mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall!“

8. Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt.
Die Gäste sind zerstoben all'
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

9. Einstürmt der Feind, mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall;
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Krystall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

10. Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall';
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glückes von Edenhall.

11. „Die Steinwand“, spricht er, „springt zu Stück;
Die hohe Säule muß zu Fall;
Glas ist der Erde Stolz und Glück;
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall.“ (L. Uhland.)

157. Georg Stephenson, der Begründer des Eisenbahnwesens [1]).

Die Engländer waren es, welche zuerst die gewaltige Kraft des Dampfes in den Dienst des Menschen nahmen. James Watt [2]) ist der Vater der Dampfmaschine, Georg Stephenson [3]) aber der Erfinder der Lokomotive und da-

1) Dessen Vorläufer waren Papin (spr. papäng), geboren in Frankreich, Professor zu Marburg in Hessen, der Franzose Salomon de Caus (spr. salmong de ko) und die Engländer Saverie (spr. sawri) und Newcomen (spr. njuköm). 2) dschems u-ott. 3) stiw'ß'n.

durch der Begründer unserer Eisenbahnen. Die Geschichte dieses Mannes zeigt uns so recht, wie ein verborgenes Talent durch Fleiß und Ausdauer auch aus den niedrigsten Verhältnissen sich emporarbeitet.

G. Stephensohn war armer Leute Kind und mußte sich bald seinen Lebensunterhalt selbst verschaffen. Er war in einer Kohlengrube als Maschinenbursche angestellt und verdiente in der Woche 12 Schillinge, mußte aber täglich 12 Stunden bei seiner Maschine zubringen, so daß er nur wenig freie Zeit hatte. Achtzehn Jahre war er alt geworden, ohne lesen, viel weniger schreiben zu können; denn es war seinen armen Eltern nicht möglich gewesen, ihrem Sohne auch nur dürftigen Unterricht geben zu lassen, und Schulen mit unentgeltlichem Unterrichte gab es damals in England nicht. Aber doch hatte Stephenson von Haus aus köstliche Schätze, Schätze von höherem Werte als Geld und Gut: einen kräftigen Körper und gute Gesundheit, einen klaren Verstand, einen strebsamen Geist, und dann die Gewöhnung an Mäßigkeit, Sparsamkeit und Arbeitsamkeit.

Seine freien Stunden verwandte Stephenson hauptsächlich dazu, die Pumpmaschine, bei der er beschäftigt war, aus einander zu nehmen, um sie durch und durch kennen zu lernen. Er hielt sie so reinlich, wie der Holländer seine Küche; stets fand er an ihr zu putzen und zu scheuern.

Unter seinen Kameraden befanden sich einige, welche lesen konnten. Da gab es denn für unsern Georg keinen größeren Genuß, als wenn ihm ein Kamerad beim Scheine des Maschinenfeuers aus einem Buche oder aus einer Zeitung vorlas.

Ein weiterer Lieblingszeitvertreib für ihn war das Modellieren von Maschinen aus Lehm. Als man ihm sagte, daß man von gar vielen wundervollen Maschinen, welche die Menschen schon erfunden hätten, nur aus Büchern sich Kenntnis zu verschaffen vermöge, da fühlte er so recht, wie unglücklich der sei, der nicht einmal lesen könne. Er nahm sich vor, trotz seiner 18 Jahre die Kunst des Lesens noch zu lernen. In einem benachbarten Dorfe war eine Abendschule, besucht von einigen Grubenarbeitern und den Söhnen der in der Umgegend wohnenden Landleute. Dahin ging Stephenson wöchentlich dreimal in Begleitung eines Kameraden. Im Lesen machte er rasche Fortschritte; schwerer gings mit dem Schreiben. Als er im Alter von 19 Jahren seinen

Namen schreiben konnte, freute er sich, als ob er ein Königreich gewonnen hätte.

Nach einiger Zeit kam ein schottischer Vikar in Stephensons Heimatsgemeinde und errichtete allda eine Abendschule. Stephenson besuchte nun diese, und da der Vikar ein tüchtiger Rechenmeister war, lernte unser Maschinenbursche auch rechnen. Das fiel ihm viel leichter als das Schreiben, ja ein Heizer, der mit Stephenson zugleich den Rechenunterricht begonnen hatte, sagte, dieser habe so schnell rechnen gelernt, daß es ihm unbegreiflich gewesen sei.

Schon ums Jahr 1630 hatte ein Grubenbesitzer in der Nähe von Newcastle [1]) von seinen Kohlengruben bis zu den Kohlenniederlagen am Tynefluß [2]) hölzerne Schienen gelegt, worauf schwerbeladene Wagen von einem Pferd gezogen wurden. Etwa zur gleichen Zeit hatte Salomon de Caus behauptet, es sei möglich, durch Wasserdämpfe Schiffe und Wagen fortzubewegen, wurde aber, da er sich an den König von Frankreich gewandt hatte und sich nicht abweisen ließ, für einen Narren erklärt und ins Irrenhaus gesperrt. Inzwischen hatte man allerdings Dampfmaschinen hergestellt, aber nur feststehende. Stephenson griff den Gedanken des Salomon de Caus wieder auf und fand bei einem Lord Teilnahme für seine Pläne. Dieser gab das Geld zur Erbauung einer beweglichen Maschine her, obwohl überkluge Köpfe ihn einen Narren schalten, der sein Geld wegwerfe.

Doch hatte Stephenson noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, bevor er den Bau seiner Lokomotive beginnen konnte. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, Arbeiter zu finden, welche vom Maschinenwesen genug verständen, um seine Zeichnungen ausführen zu können. Gute Mechaniker waren damals überhaupt noch sehr selten, in den Kohlenwerken aber kaum zu bekommen; auch die Werkzeuge, welche man in diesen fand, waren noch sehr roh und plump. Stephenson mußte seine Arbeiter erst selbst schulen und unterrichten.

Endlich — im Jahre 1814 — war die erste Lokomotive fertig, und am 25. Juli brachte man sie zuerst auf die Eisenschienen, welche man schon früher an Stelle der hölzernen gesetzt hatte. Der Versuch war gelungen. Die Maschine zog mit einer Geschwindigkeit von 4 englischen Meilen

---

1) njukaßl. 2) teinfluß.

auf die Zeitstunde 8 schwerbeladene Wagen von einer Gesamtlast zu 30 Tonnen (à 20 Ztr.). Wohl war die Maschine ziemlich plump und unvollkommen; auch berechnete sich bei ihrem Gebrauche kein Gewinn gegenüber der Verwendung von Pferden, und schneller kam man mit ihr auch nicht von statten. Aber der Anfang war gemacht, und bald folgte Verbesserung auf Verbesserung, und Stephenson brachte manche der wichtigsten noch selbst zu stande. Bis zu welchem Grade die Leistungsfähigkeit der Lokomotive heutigen Tages gesteigert wurde, und welche Schwierigkeiten beim Bahnbau man überwindet, das ist geradezu staunenswert, und nichts kann uns wohl einen größeren Respekt vor den Kräften der Natur wie vor der Macht des Menschengeistes einflößen, als die vor endlosen Wagenzügen dahinsausende Lokomotive.

(G. N. M.)

158. Rätsel.

1. Ein Riese ist's, entstammet einem Paar,
Das fremd und feindlich allezeit sich flieht;
Kalt ist die Mutter, welche ihn gebar,
Der Vater, der ihn zeugte, heiß erglüht.

2. Ein Riese ist's; doch seine Riesenkraft
Wird niemals in der Freiheit offenbar;
Erst wenn du ihn gethan in enge Haft,
Wird er entfalten sie gar wunderbar.

3. Denn keine Arbeit wird ihm je zu viel;
Zu schwer zu tragen wird ihm keine Last;
Als wäre Satanas dabei im Spiel,
Vollbringt er dein Geheiß mit Blitzeshast.

4. Er dient als Sklave dir zu allerlei,
Als Weber, Müller, Kutscher, Schiffer, Koch,
Als Schlosser, Schmied in Eisen, Kupfer, Blei,
Und weiß der liebe Himmel wozu noch.

5. Doch fühlt er sich in seiner Haft beengt;
Drum tobt und rast und poltert er so sehr,
Und weh! wenn plötzlich er die Fessel sprengt,
Tod und Verderben streut er rings umher.

(A. Brecher.)

159. Dichtersprüche.

Arbeit ist Los und Lust und Leid
Für alle, die hienieden wandeln;
Gesegnet sei uns alle Zeit,
In der wir wirken, schaffen, handeln.

(Dräxler-Manfred.)

Das böse Geld, die böse Welt,
Trau keiner Außenseite!
Die Leute machen böses Geld;
Das Geld macht böse Leute. (Haug.)

Der Schneeball und das böse Wort,
Sie wachsen, wie sie rollen fort;
Eine Hand voll wirf zur Thür hinaus:
Und ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.
(Wilh. Müller.)

Klug sich in Welt und Menschen fügen,
Gern nützlich sein, so viel man kann,
Sich selbst und andre nicht betrügen:
Die Lehre paßt für jedermann. (Friedr. Bodenstedt.)

Eins brennt schlimmer als Höllenflammen,
Wenn du dich selber mußt verdammen.
Wenn dich die Menschen mit Unrecht befehden:
Laß sie nur reden! (W. v. Goethe.)

160. Der Fang der Eidergans.

Auf den rauhen, zackigen, mitten aus dem Meere sich erhebenden Felsen um Island und die Faröer nistet ein Tier, dessen Kleid der Nordländer sehr hoch schätzt; dies ist die Eidergans oder Eiderente. Das Tier ist größer als unsere gewöhnliche Ente, hat einen ziemlich plumpen Leib, dicken Kopf, halb walzenförmigen Schnabel, ist weiß, unten grauschwarz — das Weibchen ist rostfarben mit schwärzlichen Querstrichen — und hat unten an den Flügeln und an der Brust überaus zarte weißwollige Daunen, derentwegen es hauptsächlich gesucht wird. Die starke Verfolgung hat das Tier gelehrt, sich von der Wiese auf die isoliert stehenden Felsen zurückzuziehen; doch was wäre dem Menschen und seiner Habsucht unerreichbar! Er verfolgt den Löwen in die unermeßliche, glühende Sandwüste von Afrika, den Walfisch unter die Eisfelder des Nordpols, den Elefanten in die Urwälder von Ceylon und Birma; warum nicht auch die Eidergans bis auf die Felsen um Island?

Zur Zeit, da die Tiere Eier legen wollen, suchen sie sich an Abhängen und schroffen Seiten der Felsen Höhlungen aus, in denen sie ihr Nest bereiten können. Dieses füllen sie zuerst mit Moos, dann aber mit Federn aus, welche sie von der Brust ausrupfen. In diesem warmen, weichen Neste, in welchem das Weibchen oft ganz vergraben liegt, da das Männchen dasselbe immer von neuem mit den zarten

Daunen zudeckt, brüten sie ihre Eier aus. Der Jäger verbindet sich mit einigen Freunden, um die Daunen und die Eier zu rauben. In einem schwankenden Kahne, mit Leitern und Stangen, mit starken Stricken von Seehundsleder durchflochten, begeben sie sich in das Felsenlabyrinth, welches von allen Seiten, vorzugsweise aber nördlich, die Insel umgibt. Dort sucht einer der Jäger mit Hilfe von Steigeisen die Höhe eines Felsens zu erklimmen; ist dies gelungen, so behält er das eine Ende des langen Strickes in der Hand, während die andern Jäger zum nächsten Felsen fahren, und hier ein zweiter dessen Gipfel zu erreichen sucht; das Seil verbindet diese beiden Felsen, indem es um eine zackige Klippe, oder um einen in irgend eine Spalte getriebenen Pflock geschlungen wird. Nun bringt man auf dieses Seil, welches möglichst stark angespannt ist, eine Rolle, durch welche ein Seil doppelt durchgezogen ist, so daß in der Mitte ein Korb hängen kann, während die beiden Enden des Seiles in den Händen der beiden Jäger auf den Felsen ruhen.

Ist alles so weit vorbereitet, so lassen die Jäger den Korb nieder bis zur Seefläche, und nun steigt ein dritter Mann in denselben und wird von den andern emporgezogen, bis er durch ein Zeichen zu erkennen gibt, daß er ein Nest gefunden. Behutsam nimmt er nun die Eiderente heraus und läßt sie fliegen, sieht, ob die Eier ihres Nestes schon bebrütet sind, in welchem Falle er nur die Federn nimmt, und dann durch ein anderes Zeichen zu erkennen gibt, daß er weiter gezogen werden will. Sind die Eier jedoch noch genießbar, so fügt er sie zu seiner Beute und geht dann weiter. Die Eidervögel füllen das Nest nun wieder mit Federn aus und legen abermals Eier; der böse Mensch nimmt ihnen auch diesen Schatz ab und läßt sie erst gegen die Mitte des Sommers, wenn sie zum drittenmale gelegt und nur noch eben Zeit haben zu brüten, in Ruhe, um die Brut nicht zu zerstören. Das gefährliche Spiel wird fortgesetzt, bis der Jäger entweder seinen Korb gefüllt hat, oder bis er keine Beute mehr findet. Jetzt wird das Seil mit dem Jäger, oder nur sein Korb herabgelassen, während welcher Zeit er sich auf ein in der Mitte angebrachtes Querholz setzt; dann zieht man ihn gegen einen zweiten Felsen hin, versieht ihn mit einem leeren Korbe, und er beginnt sein gewagtes Geschäft von neuem. Man spannt dann das Querseil oben auf dem Gipfel der Felsen

über andere Punkte und fährt so fort, bis alles durchsucht, jedes Nest beraubt ist. An Stellen, wo die Felsen allein stehen, und also nicht ein Seil über zwei derselben gespannt werden kann, ist dieses Geschäft noch viel gefahrvoller, indem der Jäger an einem Seile, das um seinen Gürtel geschlungen ist, von zwei Männern hinabgelassen wird und stets halb geschunden seine mühevolle Arbeit beendigt; doch wie oft auch die Stricke reißen, Menschen ins Meer stürzen, oder zerschmettert stückweise an den Felsen hangen bleiben — die Jagd wird fortgesetzt, und es hat den Isländern noch nicht an Eiern, den vornehmen Leuten des Festlandes aber noch nicht an Daunen der Eidergans gefehlt.

(Aug. Wilh. Zimmermann.)

161. Der Geysir auf Island.

Schon aus der Ferne verkündigen sich die warmen Quellen und Kochbrunnen, deren über 40 auf einem Raume von etwa 30 Morgen beisammen liegen, durch leichte, weiße, über den Boden hinziehende Dämpfe oder stärkere Rauchsäulen, die wolkenartig emporwirbeln. Unter allen fühlt jedoch der große Geysir die ganze Seele des Reisenden, und mit der gespanntesten Erwartung tritt er an ihn heran. Im Laufe der Zeiten hat dieser mächtigste Springbrunnen der Erde aus abgesetztem Kieselsinter sich einen flachen, gegen 9 m hohen Ausbruchskegel gebildet, in welchem ein schüsselartiges, im weitesten Durchmesser 17,5 m, im schmalsten 14,5 m messendes Becken ausgehöhlt ist. In der Mitte führt wie ein riesiges Bohrloch oder wie ein Brunnen eine cylindrische Röhre in die geheimnisvolle Tiefe. An der Mündung in das Becken hat sie einen Durchmesser von 5 m; doch verengt sie sich in geringer Entfernung bedeutend und scheint dann nicht mehr als 3 m im Durchmesser zu halten. Sie ist etwa 20 m tief; daß sich aber von hier ab die verborgenen Kanäle weiter verzweigen, ist mehr als wahrscheinlich. Die Wände sind glatt poliert und so hart, daß es nicht möglich ist, ein Stück mit dem Hammer loszuschlagen. Gewöhnlich findet man das Becken mit krystallklarem, seegrünem Wasser angefüllt, welches eine Wärme von 65 Grad besitzt und nach Osten abfließt. Man staunt über die Ruhe und fragt sich, wie es möglich sei, daß ein so friedfertiger Brunnen zu Zeiten auch so zornig emporbrausen könne. Doch plötzlich erschallt ein unterirdisches

Donnern; der Boden zittert; das Wasser im Becken kocht auf; große Dampfblasen steigen aus der Röhre, zerplatzen an der Oberfläche und schleudern das siedende Wasser fußhoch empor. Schon hofft man, das große Schauspiel zu genießen; doch bald tritt Stille wieder ein, und die dichten Dampfwolken, welche das Emporwallen erzeugten, verlieren sich, vom leichten Windhauche getrieben. Zwar wiederholen sich diese kleineren Explosionen in sehr regelmäßigen Zwischenräumen von 1 Stunde und 20 bis 30 Minuten; doch kann man oft einen ganzen Tag und wohl auch noch länger warten, ehe der Geysir seine volle, wunderbare Kraft entfaltet. Ein stärkeres Donnern geht dem riesigen Ausbruche voran; das Wasser im Becken schlägt hohe Wellen und wirbelt umher; in der Mitte erheben sich gewaltige Dampfblasen, und in feinen, blendend weißen Staub aufgelöst, schießt ein 20 bis 30 m hoher Wasserstrahl, dem bald ein zweiter und dritter folgt, unter entsetzlichem Gebrause in die Luft. Größere und kleinere Strahlen verbreiten sich nun in allen Richtungen, einige seitwärts sprühend, andere senkrecht emporschießend; ungeheure Dampfwolken wälzen sich über einander und verhüllen zum Teil die Wassergarbe; nun noch ein Stoß, ein dumpfer Schlag aus der Tiefe, dem ein spitziger, alle anderen an Höhe überragender Strahl, gewöhnlich etwas über 25, bei besonders günstigen Gelegenheiten gegen 45 m hoch, zuweilen von Steinen begleitet, nachfolgt, und die ganze Erscheinung stürzt nach einigen Minuten wie eine Traumgestalt in sich zusammen. Das vorher ganz mit Wasser erfüllte Becken liegt nun trocken da, und blickt man über den Rand der in die Tiefe führenden Röhre, so sieht man mit Erstaunen fast 2 m von der Oberfläche das Wasser ruhig und still, wie in einem gewöhnlichen Brunnen. Etwa nach 30 bis 40 Minuten fängt es wieder an zu steigen, und nach einigen Stunden ist das Becken bis zum Rande wieder angefüllt; bald meldet sich auch der unterirdische Donner wieder, und so wiederholt sich jahr aus, jahr ein dasselbe wundervolle Spiel.

(Georg Hartwig.)

162. Das Renntier.

Das Renntier weidet auf den hohen, wüsten Fjöllen Finnmarkens, auf jenen fürchterlichen Sümpfen, deren braune Decke das bittre Renntiermoos trägt, und neben

dem die Moltebeere als einzige Frucht reift. Wenn die Sommerhitze hier oben eintritt, sieht es sich von zahllosen Mücken- und Fliegenschwärmen verfolgt, welche Menschen und Tieren das Leben wahrhaft unerträglich machen. Es dringt daher von selbst darauf, dafs seine Herren mit ihm an die kühle Meeresküste oder in die tieferen Thäler hinabziehen, wo die Wolken des Ungeziefers in den Winden zerstieben. Kaum aber naht der Herbst, so erwacht die Begierde nach dem Schnee der Berge, und vergebens wäre es, dem Verlangen des



Tieres zu wehren. Die ganze Herde der ohnehin nur halbgezähmten Renntiere würde gewaltsam entlaufen, um in wilder Freiheit mit ihren Brüdern die Gebirge zu durchirren.

Zieht der Lappe im Herbst auf die Schneeberge zurück, so werden die Renntiere mit allem Eigentum beladen, wie man Pferde belädt. Es werden dazu die stärksten ausgesucht, und man verteilt möglichst die Last; denn das Renntier trägt nicht viel. Den grofsen Leittieren werden Glocken angehängt, und so wandelt die Karawane, die mindestens 200, zuweilen aber mehr als 2000 Geweihe zählt, die öden Fjellen aufwärts in

die unermeſslichen Wüsten, gefolgt von der Familie und umkreist von den wachsamen Hunden. Der Hausvater bestimmt endlich einen zur Winterrast geeigneten Ort. Hier baut er seine Hütte. Dabei sucht er gern die Nähe einer geschützten Schlucht, wo Birke und Kiefer wächst, wo ein Bach niederstürzt, und er baut dann diese Hütte etwas fester als das leichte Sommerzelt, bedeckt sie von auſsen mit Rasen, bekleidet sie innen mit den Fellen des Tieres, dem er alles verdankt, und erwartet nun, umringt von seinen Vorräten, die weiſse, warme Decke, welche der Himmel ihm aus den Wolken schickt. Der Schnee fällt ellenhoch; aber das Renntier achtet das nicht. Es weiſs mit seinen Hufen die Hülle fortzuschaffen, weiſs die Kräuter und Moose darunter zu finden und irrt auf diesen ungeheueren Schneefeldern umher, ohne je eines Stalles oder einer Wartung zu bedürfen.

Neben dem Wohnplatze des Lappen steht meist noch ein Zelt. Hier speichert er auf, was er an Mehl, Fellen und Geräten besitzt. Gewöhnlich aber hat er nichts als einige hölzerne Schüsseln, einen Kessel, einige Pelzdecken, und an den Zeltstangen hängen die Renntiermägen, worin er seinen Milch- und Käsevorrat verwahrt. Auf einer andern Seite der Hütte ist aus Pfählen eine Art Hürde gemacht, in welcher die Renntiere zweimal des Tages gemolken werden. Dies ist das Anziehendste für den Fremden. Die Hunde und Hirten treiben die Herde herbei, und die schönen Tiere mit den klugen, sanften Augen bilden einen Wald von Geweihen. Die Kälber umringen die Mütter; die jungen Tiere erproben spielend und stoſsend ihre Kraft, und aunufhörlich hört man jenes seltsame Knistern, das aus dem Knacken der Kniegelenke des Renntieres entsteht. Beim Melken wird jedem Tiere eine Schlinge übergeworfen, damit es stille steht, und diesen Zügelriemen gebrauchen die Lappen mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. Das Renntier gibt wenig Milch; aber sie ist fetter als jede andere und auſserordentlich nahrhaft. Jedes Mitglied der Familie bekommt seine Portion; ein anderer Teil wird zu der täglichen Suppe verwendet, welche, mit Mehl oder auch mit Renntierblut und Fleisch gemischt, eine wohlschmeckende, stärkende Nahrung

gewährt. Der Rest der Milch wird zu Käse gemacht. Im Winter läſst man die Milch auch wohl gefrieren, so daſs man sie in Tafeln schneiden kann. Sie verliert dabei durchaus nichts von ihrer süſsen Frische und ist namentlich auf Reisen ein sehr dienliches Nahrungsmittel. Fleisch und Milch des Renntiers sind überhaupt die wichtigste Nahrung des Lappen, und nur durch die Kräftigkeit derselben wird es ihm möglich, die Furchtbarkeit des Winters zu überdauern.

Das Renntier ist ausgewachsen so groſs wie ein starker Hirsch, und ein solches Tier kostet dort 2 bis 3 Speciesthaler[1]). Braten und Keule schmecken ähnlich wie Hirschbraten; das Fleisch ist aber röter, weicher und saftiger. Die Keulen werden auch geräuchert und als Renntierschinken weit versandt.

Mitleid erregend ist die grausame Weise, auf welche das Renntier geschlachtet wird. Ist sein Tod beschlossen, so wird es zuerst mit der Schlinge an den Hörnern gefesselt und festgebunden. Dann setzt ein Lappe ihm das Messer auf die Brust, und ein anderer klopft es, gewöhnlich mit einem Steine, bis ans Heft hinein. Es muſs so getroffen werden, daſs die Brusthöhle voll Blut läuft und daſs es an dieser inneren Verblutung stirbt. Das Messer bleibt stecken, damit kein Blut herausspritzt. Der Anblick des Tieres, das geduldig und tief seufzend den Tod erleidet, indem es seine groſsen, sanften Augen, Hilfe suchend, umherirren läſst, ist ein sehr trauriger. Nach fünf bis zehn Minuten fängt es an zu zittern und auf den Füſsen zu schwanken, diese brechen zusammen und ein kurzer Todeskampf macht seinem Leben ein Ende. In dieser Art des Tötens liegt eine kluge Berechnung des möglichst groſsen Nutzens, aber auch eine Barbarei, der man entgegenwirken sollte.

(Theodor Mügge.)

163. Der deutsche Jägerbursche.

Ein in Polen wohnender deutscher Unterförster sandte eines Abends seinen Sohn, einen vierzehnjährigen Burschen, auf ein benachbartes Dorf. Als der Knabe wieder nachhause ging und kaum noch dreihundert Schritte von der

---

[1]) 1 Speciesthaler = 6 Mark.

elterlichen Wohnung entfernt war, sah er etwas auf dem Wege sitzen, das er anfänglich für einen Hund hielt. Der Mond warf sein falbes Licht auf den Weg; der Schnee flinkerte; es war eine entsetzliche Kälte. Der Bursche trat noch einige Schritte vorwärts und erkannte einen Wolf. In der Schule hatte er oft erzählen hören, daß, wenn man von einem Bären verfolgt werde, es ratsam sei, sich auf die Erde zu werfen und sich tot zu stellen. In der Angst verwechselte er dies, meinte, sein Leben sei auch gegen den Wolf auf diese Weise gesichert und warf sich platt auf die Erde. Der Wolf näherte sich augenblicklich mit langsamen, bedächtigen Schritten, stand vor ihm still und schnoberte forschend. Der Bursche rührte kein Glied. Jetzt umging ihn der Wolf, stand dann unten bei den Füßen still und fing an, ihn zu beriechen und hier und da mit der Schnauze zu bestoßen. Überall traf er auf Kleidungsstücke. Er rückte immer höher und höher nach dem Kopfe hinauf und kam ans Genick, an das erste Fleisch. Er leckte; er schnopperte und kniff mit den Lippen; das Wasser lief ihm dabei aus dem Rachen, dem Burschen in die Halsbinde. Das Lecken wurde lebhafter, das Schnobern gieriger. Der Wolf trat jetzt mit einem Fuße über, so daß er den Hals des Burschen zwischen seinen Vorderklauen hatte.

„Jetzt Tod oder Leben!“ dachte der Bursche. Schnell wie der Blitz faßte er den Wolf bei beiden Vorderklauen und zog ihn fest an sich, daß er nicht Raum genug behielt, um mit seinen Zähnen eingreifen zu können. Die Schnauze lag dicht am linken Backen des Burschen; die scharfe Zunge hing neben dem Munde des letztern; der Wolf röchelte, als ob ihm die Kehle zugedrückt würde, und kratzte mit seinen Hinterklauen die Waden des Burschen durch Stiefeln und Strümpfe blutig.

„Vater, Vater!“ rief der Bursche, als er glücklich an der Hofthür angelangt war, „Vater, Vater! um Gottes willen! Vater!“ wiederholte er in schrecklicher Angst, denn niemand hörte; die Thüre war inwendig verriegelt; im Hause schlief alles. Er war erschöpft. Pochen konnte er nicht; er hatte keine Hand frei. Mit dem Fuße traute er nicht an die Thür zu stoßen, weil er fürchtete, das Gleichgewicht zu verlieren und umzufallen. Endlich rannte er rückwärts seinen Freund Wolf gegen die Thür. Der Wolf knirschte. Da schlugen alle Hunde im Hofe an, und in dem Augen=

blicke waren alle auf dem Platze. „Vater!“ rief der Bursche durch das Hundegebell hindurch, „um Gottes willen mach auf; ich habe einen Wolf — lebendig!“ Jetzt hörte der alte Unterförster, und die sorgsame Mutter war schon unten im Hause und öffnete die Thür. Auch der Vater war schon herbeigesprungen und stand mit einer geladenen Büchse im Anschlage. „Schieß nicht!“ rief ihm der Sohn zu, „ich habe ihn ja auf dem Rücken. Nur die Scheune aufgemacht!“ Er stellte sich mit dem Rücken gegen die Scheunenthür und warf den Wolf mit einem Ruck auf die Tenne. Hier erwarteten die Hunde den Gefangenen; doch biß er drei derselben zu Schanden. Eine Kugel endete sein Leben.

(Melos.)

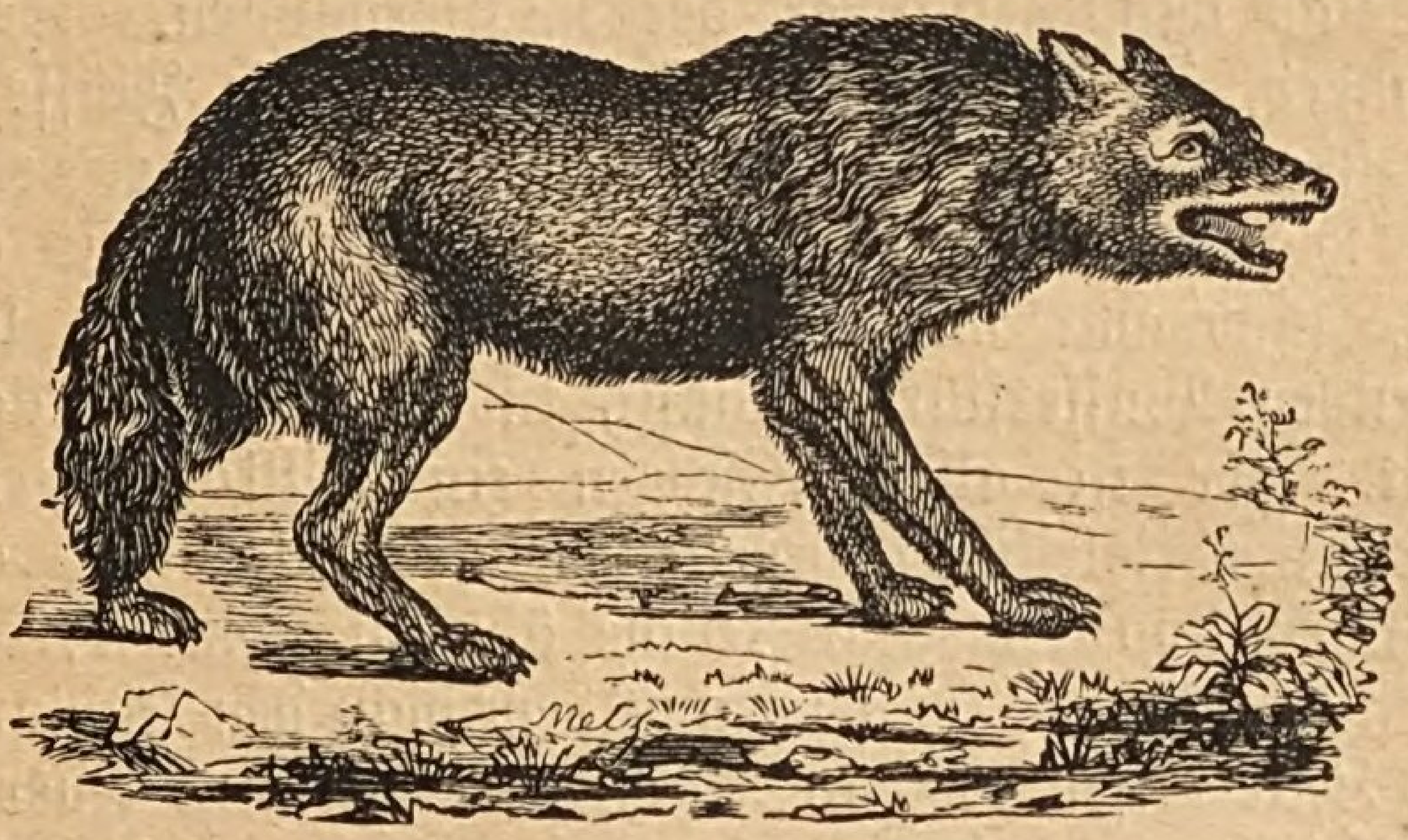
164. Der Wolf.

Obgleich kaum von dem Hunde unterschieden, ist der Wolf doch dessen grimmigster Feind. Er gleicht ganz einem großen Hirtenhunde, selbst in der schmutziggelben Farbe, wie er denn vor alters auch wohl „Holzhund“ genannt wurde; aber das gedrückte Kreuz und der schiefe, tückische Blick (der Wolfsblick) geben ihm den Charakter schleichender, hyänenartiger Wildheit. Er ist das gierigste und nach dem Bären das stärkste unserer Raubtiere. Derb, dürr, ganz Knochen und Sehne, hat die zäh behende Gestalt kein Lot überflüssigen Fleisches; aber alle seine Sinne sind auf den Fraß gerichtet: sein aufgerichtetes Ohr hört aus weiter Ferne das über den Schnee eilende Ren; sein ruheloses Auge leuchtet in der Nacht mit roten Ringen; sein Geruch wittert das Pferd und den Reiter in der Steppe.

Auf den langen, schwarzgestreiften Beinen jagt er gestreckten Laufes so schnell und dauernd, daß kein Windhund neben ihm aushalten würde; dabei blitzen aus dem weiten Rachen die großen Hakenzähne, und die Zunge hängt lang und lechzend hervor. Alles muß seiner Unersättlichkeit zur Beute dienen. Wenn der Hunger ihn quält, frißt er Mäuse, Frösche, selbst Erde, und er scharrt schakalähnlich das Aas hervor; doch seine eigentliche Nahrung bilden Herdentiere und Wild.

Mit einem Sprunge wirft er sich an die Kehle des weidenden Pferdes und reißt es zu Boden. Die Todeswunde klafft weit und scharf wie von der Schneide eines Rasier-

messers, und so groß ist die Muskelkraft seines steifen Halses, daß er selbst das gewürgte Elentier weite Strecken davonschleppt. Wenn er sein Eisengebiß zusammenschlägt, glaubt man fast den Schuß eines Terzerols zu hören. Im Angesicht des Schäfers reißt er mitten aus der Herde ein Schaf. Er setzt heulend dem Schlitten der Reisenden nach und springt, nach Menschenblut dürstend, am Reiter hinauf. Während des Winters dringt er frech in Stall und Wohnung des Landmannes; ja selbst in den Straßen Petersburgs hat man ihn gejagt. Aber nur der Hunger macht ihn kühn. Dem Mutigen gegenüber ist er feige und verläßt sich mehr



auf seine List als auf seine Stärke. Stundenlang liegt er im Grase und lauert auf seine Beute. Ist günstige Gelegenheit des Angriffes, so duckt er den spitzschnauzigen Kopf, drückt die Augen glotzend aus der Höhle, sträubt das Haar, krümmt den Rücken und stößt, auf sein Opfer stürzend, ein gurgelndes Geheul aus. Offenen Kampf meidet er, und nur wider Willen läßt er sich in denselben ein. Er scheut den Huf des Pferdes und das Horn des Stieres; er flieht selbst vor dem Steppenhunde, der die Schafherde bewacht. Ein Funke, ein rauschendes Blatt kann ihn in Furcht setzen; ein ungewohnter Ton, das Spiel einer Geige, das der arme Musikant in seiner Seelennot anstimmt, hält den Wolf wie im Bann, bis er, von Schrecken übermannt, davonläuft. In früheren Zeiten war der Wolf abergläubisch gefürchtet. Wie den Namen des Bären, so scheute man sich, auch den seinigen

geradehin auszusprechen: man glaubte, sein Name genüge, ihn herbeizurufen. Daher das Sprichwort: Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt. (Hermann Masius.)

165. Der Stör.

Zu den Fischen, welche weite Reisen unternehmen, gehört auch der Stör. Er liebt es jedoch nicht, wie der Hering, in großer Gesellschaft zu reisen, sondern zieht lieber seine Straße allein, und während jener das Meer nie verläßt, zieht der Stör durch die Thore der Wasserstraßen, welche tief in das Innere der Länder führen, sieht Kirchen und Bäume sich in den Wassern spiegeln, hört das Blöken der Herden und das Geklapper der Wassermühlen. Er kommt oft hundert, ja zweihundert Stunden in die Flüsse hinauf, springt über niedere Wasserfälle hinweg, indem er den langen Körper wie einen Sprenkel biegt und wieder aus einander schnellt, schwimmt mit großer Geschicklichkeit die lang sich hinziehenden Wasserstürze hinauf, indem er sie schräg durchschneidet. Er ist allen Fischern ein willkommener Gast, weniger seines Fleisches wegen, welches allerdings auch genossen wird und dem Kalbfleische ähnlich schmeckt, als vielmehr seines Rogens wegen, aus dem man den Kaviar macht, der als Leckerbissen weit und breit verschickt und teuer bezahlt wird. Er ist ein gesuchter Handelsartikel, geht durch ganz Europa, wird wie Butter auf Semmel gestrichen und meistens zum Wein genossen. Man sollte glauben, daß bei den vielen Nachstellungen das Geschlecht dieser Fische schon längst zugrunde gegangen wäre. Aber ein einziger Stör, der nicht ergriffen wurde, hinterläßt eine Nachkommenschaft von vielen Tausenden, die das salzige Wasser des Meeres mit demselben Behagen verschlucken, wie das süße Flußwasser, in welchem sie geboren wurden.

Stellte ihnen der Mensch nicht nach, vor den Flußfischen brauchten sie sich nicht zu fürchten; denn sie erreichen eine Größe von 3—3½ m. Im Meere hat aber solch' eine Größe nicht viel zu bedeuten; daher denn auch der Stör zu seiner Verteidigung noch ganze Reihen gekrümmter Stacheln trägt, die nach allen Seiten hin seine Angreifer bedrohen. Diese Stacheln bestehen aus festen Knochen und sitzen auf eben so festen Schildern, die fast wie die eisernen Köpfe großer Nägel aussehen, mit welchen man die Thore

der Festungen zum Schutz gegen den Feind sichert. Eine Reihe dieser Knochenschilder läuft den Rücken entlang, eine längs dem Bauchrande, eine an jeder Seite des Leibes. Und doch gehört der Stör zu den Knorpelfischen. Mit diesen Schildern ausgerüstet, trotzt der Stör seinen Feinden, die besonders den Schwanz fürchten, indem er mit demselben nicht sanft um sich schlägt. Der zugespitzte Kopf ist zwar auch gepanzert, hat aber ein zahnloses Maul, das nur Jagd auf Insektenlarven, Muscheltiere und kleinere Fische macht.

(Karl Gude.)

166. Petersburg.

Keine unserer Städte kann sich rühmen, so ganz aus Palästen und Riesengebäuden zusammengewachsen zu sein, wie Petersburg, und manche Grafschaft bringt nicht so viel ein, wie hier manches Haus Miete trägt. Die ungeheueren, lichten Straßen sind aber nicht belebt genug, und nur die Kosacken mit ihrer eingelegten Lanze, die Tscherkessen in reicher Tracht und bis an die Zähne bepanzert und bewaffnet, die gravitätisch daher schreitenden Taurier und das ganze Heer militärischer Uniformen aus allen Enden des Reiches bringen Leben, aber nicht immer das angenehmste, in die Straßen, und man kann annehmen, daß wenigstens der neunte, der einem begegnet, ein Soldat in blinkender Uniform ist. Dazu kommen noch die besternten und glitzernden Uniformen der Beamten, Lehrer, Zöglinge und unzähligen Lakaien, so daß man glauben möchte, ganz Petersburg stecke in Uniform.

Kommt der kalte Winter, dann sieht man wenig Gesichter, aber um so mehr Pelze, die sich jeder über Hut und Kopf zieht, und dann wie auf der Flucht dahinrennt. „Väterchen, du hast die Nase erfroren,“ ruft ein Vorübergehender, und eilig nimmt er eine Hand voll Schnee und reibt dem andern die kreideweiße Nase oder das Gesicht damit. Frieren ihm die Augen zu, oder wird der Bart zu einem Eisklumpen, ungescheut geht er in das nächste Haus und läßt ihn am Ofen auftauen.

Äußerst lebhaft, als wenn der Feind abgezogen wäre, wird es, wenn das Eis der Newa bricht, die der unbarmherzige Winter 6 Monate lang in eisige Banden schlägt. Kanonendonner schreckt die Petersburger zum Jubel auf, und mit Eile durchsegelt der Stadtkommandant das zerbrochene Eis, um dem Kaiser den ersten Becher des klaren

Wassers zu bringen, das dieser auf die Gesundheit seiner Residenz trinkt. Dampfschiffe fliegen nach allen Seiten, und Masten reihen sich wieder an Masten. Bevor jedoch die 1 bis 1 ½ m dicken Eismassen Abschied nehmen, arbeiten Tausende in den Eisbrüchen, um noch die vielen Eiskeller mit Würfeln und Bänken zu füllen, auf welche man in den erstaunlich heißen Sommertagen Milch oder Fleisch stellt, oder damit Wein, Bier, Thee oder Wasser erfrischt. Nun schwimmen die vielen Flöße, die von Waschweibern wimmeln, und die netten Fischerbuden wieder, wo man die Fische wie Schinken räuchert oder eingefrieren läßt, um damit die russischen Feinschmecker zu bedienen. Und kommt erst der Juni mit seinen sternhellen Nächten, dann ist die Newa mit Gondeln übersäet, und es gewähren die nächtlichen Fahrten, in welche häufig ferne Hornmusik erklingt, einen Zauber, den keine Stadt auf dem Erdenrunde, selbst Venedig nicht, gewährt.

(Nach Berghaus und Kohl.)

167. Peter der Große als Lehrling.

Wiewohl Peter schon in seinem zehnten Jahre zum Zar, d. h. Kaiser, erwählt worden war, so überließ er doch seiner Schwester noch sieben volle Jahre die Regierung. Unterdessen suchte er sich unter Leitung eines Genfers zu einem tüchtigen Soldaten zu bilden. Auf einem Dorfe, wohin er sich zurückgezogen hatte, errichtete er sich aus seinen Altersgenossen ein Regiment, diente darin selbst vom Tambour auf, lebte als gemeiner Soldat von seinem Solde, zog mit auf die Wache und stieg nach und nach bis zum Offizier. Erst als er sich der Liebe seiner Soldaten versichert hielt und sich tüchtig zum Herrschen fühlte, übernahm er selbst die Zügel der Regierung. Kaum hatte er sich auf dem Throne befestigt und eine Ordnung in die Angelegenheiten des ungeheueren Reiches gebracht, so trat er, von Wißbegierde getrieben und aller Zeichen seiner kaiserlichen Würde entkleidet, eine Reise durch Deutschland, Holland und England an. In Deutschland suchte er von den Gelehrten zu lernen und besuchte gerne ihre Hörsäle. In Holland trat er als Schiffszimmermann unter dem Namen Peter Michaelof in die Lehre und vollendete mit eigener Hand ein Kriegsschiff von 60 Kanonen, das er nach Archangel sandte. Auch Chirurgie erlernte er hier, und er hat nachmals manchen

Zahn ausgezogen und manchen Wassersüchtigen angezapft. Von Holland ging er nach England, um das englische Seewesen kennen zu lernen, und äußerte bei dieser Gelegenheit, er möchte eben so gerne englischer Admiral, als russischer Kaiser sein.

Nach seiner Rückkehr in seine Staaten hatte er nun alle Hände voll zu thun, das Erlernte anzuwenden und die Pläne zur Bildung seines Volkes in Ausführung zu bringen. Er ließ nicht nur Bücher aus fremden Sprachen ins Russische übersetzen und Schulen anlegen, sondern erklärte auch diejenigen, welche nicht lesen und schreiben konnten, des väterlichen Erbes für verlustig. Er führte den Gebrauch des Schreibpapiers in Rußland ein und schaffte eine Buchdruckerei von Holland nach Moskau, der damaligen Hauptstadt des Reiches. Zu Petersburg, das er 1703 mit unglaublicher Anstrengung auf einem Sumpfe erbauen ließ und zu seiner Residenz erhob, errichtete er eine Apotheke, eine Sternwarte und eine Akademie der Wissenschaften; er schaffte die slawische Sitte ab, vor dem Zar niederzufallen, verbot die langen russischen Bärte, führte die Post ein, beförderte Handel und Schiffahrt und brachte durch Berufung auswärtiger Handwerker und Künstler die Gewerbe in Aufnahme. Das alles war die Frucht seiner Reisen, auf denen er alles mit eigenen Augen gesehen und, wo er nur immer konnte, selbst Hand angelegt hatte. Jetzt sah er erst, wie weit sein Volk noch zurück war, und wie er es angreifen müsse, um den Grund zu seiner Bildung zu legen. Und wenn ihn auch die Kriege, die er namentlich mit den Türken und Schweden zu führen hatte, hinderten, seine Pläne alle durchzuführen, so hat er doch den Ruhm, für sein Volk Lehrling und Lehrer, sowie der Begründer der russischen Macht gewesen zu sein. (Nach Schwabe.)

168. Die französische Armee auf grauenhafter Flucht.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell. (Schiller.)

Die Weltherrschaft war Napoleons Ziel. Zu dem Ende mußte der russische Koloß zertrümmert werden. Alle geschaffenen oder geknechteten Reiche waren genötigt, ihm Hilfsheere zu stellen: der Rheinbund 100000, die Schweiz 12000, Italien 40000, Polen 60000 Mann, und Öster-

reich und Preußen mußten seine Flanken decken. So brach er im Sommer 1812 mit einem Heere von 600000 Mann und 1200 Kanonen in Rußland ein; tausende von toten Pferden bedeckten die schlechten Wege, und eine große Zahl kranker Soldaten füllte die Spitäler. Doch nach gewonnener mörderischer Schlacht an der Moskwa zogen die Franzosen in Moskau siegreich ein, den 15. September 1812. Hier gedachten sie reiche Winterquartiere zu beziehen; aber sie fanden die Straßen verödet, die Vorräte größtenteils fortgeschleppt. Die ahnungsvolle Stille wurde aber bald durch Flammen unterbrochen, die schon bei dem Einzuge aus dem Hospital, dem Bazar (Kaufhause) und der Bank emporprasselten. Die Franzosen dämpften sie teilweise; am nächsten Tage aber schlug das Feuer aus mehr denn 50 Stellen und verwandelte die ungeheuere Stadt bald in ein Flammenmeer, worin sich Feuerwogen und wirbelnde Rauchsäulen prasselnd einherwälzten. Vom Kreml aus, der alten Zarenburg, schaut Napoleon dem schaudererregenden Schauspiele zu. Als die Flammen schon nach dem Palaste züngeln, verläßt er mit seinem Heere die brennende Stadt und kehrt erst nach 6 Tagen wieder zurück, nachdem unter Mitwirkung starker Regengüsse das Feuer erloschen war und die Russen 9/10 ihrer eigenen Stadt in Schutt und Asche verwandelt hatten.

Nun erstrebte Napoleon einen Friedensvertrag. Vergebliches Mühen! „Jetzt erst beginnt der Krieg,“ sagten die Russen, und so blieb den Franzosen nichts übrig, als am 19. Oktober noch den Rückzug anzutreten. Die Russen folgen ihnen auf der Ferse. Bald waren die Vorräte verzehrt, die man in Moskau mitnahm. Auf einer Straße, wo man schon beim Einmarsche alles verbraucht und verbrannt hatte, fehlte es an Brot und Obdach, wie den Pferden an Futter. Wer sich von der Straße entfernte, um Lebensmittel herbeizuholen, wurde von den Kosacken, welche das Heer umschwärmten, gefangen genommen oder von den aufgebotenen Bauern erschlagen. Die ganze Armee lebte nun beinahe ausschließend von Pferdefleisch, und täglich starben viele vor Hunger und Ermattung. Pack- und Pulverwägen verbrannte man, und Kanonen blieben zurück.

Um das Unglück zu vollenden, mußte auch noch eine grimmige Kälte eintreten. Ohne stärkende Nahrung und Getränke, ohne gehörige Bekleidung auf Eis und Schnee

übernachtend, bezeichneten bald Haufen von Leichen das Nachtlager und den Weg der Armee. Die Gewehre wurden den Ermatteten eine Last und wurden haufenweise weggeworfen; die Regimenter fingen an, aus einander zu gehen. So nahte man der Beresina[1]), wohin zwei russische Corps[2]) vorangeeilt waren, um den Übergang zu verwehren. Über diesen Fluß ließ Napoleon zwei Brücken schlagen, welchen die Halbverzweifelten in wilder Hast zustürzten. Je näher die Russen, desto größer das Gedränge; der Stärkere wirft den Schwächeren, der seine Flucht aufhält, zu Boden oder ins Wasser. Viele wollen den Fluß durchschwimmen — und erstarren, oder wagen sich auf dünne Eisdecken — und versinken. Daneben fliegen die Kugeln zischend in die dichtgedrängten Massen und reißen sie nieder, bis endlich unter der Last der Wägen und unter einem grausenerregenden Jammergeschrei die eine Brücke zusammenstürzt und die andere in Brand gesteckt wird.

Nun hatten auch die meisten weder Schuhe noch Stiefel, sondern nur alte Hüte oder Tornister um die Füße gebunden; um Kopf und Schulter warf man alte Säcke, zerrissene Decken oder Pferdehäute, um sich gegen die steigende Kälte zu schützen. Stürzte einer, schnell zogen ihn, oft noch halb lebend, die andern aus, um sich mit seinen Lumpen zu behängen. Alle Gebäude wurden niedergebrannt, um sich zu erwärmen. Von Rauch und Schmutz ganz schwarz, oft mit bloßen, brandigen Füßen, der Sprache beraubt und in wahnsinniger Betäubung, hinkten viele wie Gespenster daher, rösteten wohl auch Leichname und verzehrten sie, oder zernagten ihre eigenen Arme und Hände. 300000 Erfrorne allein verbrannten im folgenden Frühjahre die Russen. Nur 15000 Mann, den Tod in ihren Gliedern, kamen nach Wilna zurück, wovon sich nur noch 400 Fußgänger und 600 Reiter unter Waffen befanden. Das waren die Trümmer der großen Armee. Nie hatte die Welt eine schönere gesehen, nie ein Heer ein jammervolleres Ende genommen!

(Fort.)

169. Nächtliche Heerschau.

1. Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

2. Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlegel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel
Reveill'[3]) und Zapfenstreich.

---

1) berezina 2) kor. 3) rewell.

3. Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten toten Soldaten
Erwachen im Grabe davon.

4. Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß,

5. Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand:
Sie steigen aus ihren Gräbern;
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.—

6. Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

7. Da kommen auf luft'gen Pferden
Die toten Reiter herbei,
Die alten, blut'gen Schwadronen
In Waffen mancherlei.

8. Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor;
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor. —

9. Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

10. Er trägt ein kleines Hütchen;
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

11. Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan;
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

12. Die Reihen präsentieren
Und schultern das Gewehr;
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

13. Die Marschäll' und Generäle
Schließen um ihn einen Kreis;
Der Feldherr sagt dem nächsten
Ins Ohr ein Wörtlein leis.

14. Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich!" ist die Parole,
Die Losung: „Sankt Helĕna!" —

15. Dies ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der tote Cäsar hält. (Jos. Christian v. Zedlitz.)

170. Die letzten Zehn vom vierten Regiment. (1831.)

1. In Warschau schwuren Tausend auf den Knieen:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe sei gethan!
Tambour schlag an! Zum Blachfeld laßt uns ziehen;
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit stillem Schmerz sein viertes Regiment.

2. Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Kein Kamerad hat einen Schuß gethan,
Und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es drauf und dran.
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt:
Wir waren dort, das vierte Regiment!

3. Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Bei Ostrolenka grimmig auf uns an,
Doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden;
Mit Bajonetten brachen wir uns Bahn;
Fragt Ostrolenka, das uns blutig nennt:
Wir waren dort, das vierte Regiment!

4. Und ob viel wackre Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an;
Und ob wir auch dem Schicksal unterlagen,
Doch hatte keiner einen Schuß gethan.
Wo blutigrot zum Meer die Weichsel rennt,
Dort blutete das vierte Regiment.

5. O weh, das heil'ge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht, wer uns dies Leid gethan?
Weh allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen frisch zu bluten an.
Doch fragt ihr, wo die ärgste Wunde brennt —
Ach, Polen kennt sein viertes Regiment!

6. Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unsrer Seite dort wir stürzen sahn!
Wir leben noch; die Wunden stehen offen,
Und um die Heimat ewig ist's gethan.
Herr Gott im Himmel, schenk' ein gnädig' End'
Uns letzten noch vom vierten Regiment!

7. Von Polen her, im Nebelgrauen, rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit dumpfem Schweigen, gramumwölkten Blicken.
Ein „Wer da?" schallt — sie stehen festgebannt. —
Und einer spricht: „Vom Vaterland getrennt,
„Die letzten Zehn vom vierten Regiment." (Jul. Mosen.)

171. Asien.

Da Asiens nördlicher Teil an das Eismeer und der südliche bis gegen den Äquator reicht, so findet man hier die kältesten und wärmsten, die fruchtbarsten und unfruchtbarsten Länder. Nordasien (Nordsibirien) bildet eine unwirtbare, rauhe, traurige Wildnis, welche eben, wasserarm und unbeschreiblich kalt ist und nur spärlich Gras und Gestrüppe hervorbringt; Mittelasien besteht aus den höchsten Gebirgen — Himálaja mit Bergen über 7—8000 m hoch — und ungeheuer großen Sandwüsten und Steppen; Südasien dagegen bringt nicht bloß alle Produkte Europas hervor, von denen viele vor Jahrhunderten in unsern Erdteil verpflanzt worden sind, sondern trägt überhaupt alles, was des Menschen Herz erfreuen kann. Da prangen immergrüne, undurchdringliche Waldungen mit riesenhaften Bäumen; es wachsen hier die Kokos- und Sagopalme, der Zimmet-, Muskat- und Gewürznelkenbaum, Pfeffersträucher und Ebenholzbäume, Reis, Kaffee, Thee, Baumwolle, die besten Arzneikräuter und Farbstoffe.

Außer den gewöhnlichen Produkten, woran das Mineralreich in Asien sehr reich ist, liefert dies auch in Indien den Diamant, sowie im Uralgebirge Gold, Plätina, Silber und den Magnetstein.

Eine nicht minder reiche Mannigfaltigkeit zeigt Asiens Tierwelt. Zu allen den wilden und zahmen Tieren Europas, von denen viele aus Asien stammen, kommen noch diejenigen, welche den heißen Erdteilen eigentümlich sind. Da weiden in den fruchtbaren Ebenen Ostindiens die riesigen Elefanten; in den hohen Schilfdickichten der Flüsse lauern Tiger und Löwen auf ihre Beute; in den großen Strömen haust das Krokodil; in den Waldungen halten sich Schlangen auf, die teils durch ihr Gift, teils durch ihre furchtbare Stärke Tieren und Menschen gefährlich werden, z. B. die giftige Brillenschlange und die — zwar nicht giftige — aber 12 bis 14 m lange und mannsdicke Riesenschlange. Affen und die mit dem herrlichsten Gefieder geschmückten Vögel, unter denen der Pfau und der Paradiesvogel die schönsten sind, haben ihre Wohnungen in den Gipfeln der Bäume genommen und erfüllen die Luft mit dem seltsamsten Geschrei. In den Wüsten ist alles öde und tot; nur der Strauß und einzelne Tiger und Löwen durchstreifen dieselben, und wo Wege hindurchgehen, erblickt man von Zeit zu Zeit Karawanenzüge mit Kamelen; die Steppen werden nur zur Zeit des Frühlings und während des Pflanzenwuchses von Tieren belebt. Da erblickt man auf den Hochflächen wilde Esel, mutiger und größer als unsere zahmen, unter schnellfüßigen Gazellen und starken Büffeln. In den wilden Hochgebirgen lebt das Moschustier, das nirgend sonst auf der Erde gefunden wird.

Asien ist die Wiege des Menschengeschlechts. Von hier aus ist Europa bevölkert worden, von hier die Bildung durch Religion, Wissenschaft und Kunst ausgegangen. Hier ist der Ursprung der drei Hauptreligionen: der jüdischen, christlichen und muhamedanischen. Hier wurden die ältesten wichtigsten Erfindungen gemacht: Schreibekunst, Glas-, Papierfabrikation 2c. Hier bestanden einst die ältesten berühmtesten Reiche. Aber die Pracht und Herrlichkeit alter Zeiten ist längst verfallen, und nur Trümmer sind davon übrig geblieben.

(Aus dem Lesebuch von Niedergesäß.)

172. Cyrus.

1. Dem Astyages, König von Medien, träumte einmal, seine Tochter Mandäne gösse so viel Wasser auf die Erde, daß ganz Asien davon überschwemmt werde. Er legte seinen Traumdeutern, die man hier, wie in Ägypten hoch schätzte, den Traum vor, und diese prophezeiten ihm, daß Mandane einen Sohn gebären würde, der ganz Asien beherrschen werde. Astyages erschrak darüber so sehr, daß er seine Tochter an einen seiner Statthalter in Persien verheiratete. Sie gebar einen Sohn, den sie Cyrus nannte. Kaum hatte der König dies erfahren, so ließ er das Kind vor sich bringen und übergab es einem seiner Hofleute, Harpägus, mit dem Befehle, es umzubringen.

Harpagus aber hatte Mitleiden mit dem Kinde; anstatt es zu töten, gab er es einem Hirten, damit dieser es irgend wo in einem Wald lege und es da seinem Schicksale überlasse. Der Hirt brachte es seiner Frau. Diese hatte ihr Kind verloren und nahm mitleidig den kleinen Knaben als ihr eigenes Kind auf. Cyrus wuchs heran und wurde schön und stark. In seinem zehnten Jahre entdeckte sich's, daß der Knabe ein Enkel des Königs sei. Dieser ließ ihn an seinen Hof kommen, und der schöne muntere Knabe gefiel ihm so wohl, daß er ihn am Leben ließ und ihn seinen Eltern zuschickte. Dem Harpagus aber konnte der böse und rachsüchtige Astyages seinen Ungehorsam nicht verzeihen. Zu seiner Bestrafung ließ der Grausame des Harpagus Sohn schlachten, bat den Vater zur Tafel und setzte ihm dessen eigenes Kind zur Speise vor. Erst als Harpagus sich satt gegessen hatte, erfuhr er mit Entsetzen, was für ein schauderhaftes Gericht ihm bereitet worden war. Der alte König weidete sich an seinem Schmerz; aber von jenem Augenblicke an dachte der tief gekränkte Harpagus auf blutige Rache.

2. Cyrus wurde von seinem Vater nach persischer Sitte erzogen und zu einem abgehärteten, standhaften und entschlossenen Manne gebildet. Später erhielt er die Statthalterschaft über Persien. Nun aber ging der Traum seines Großvaters in Erfüllung. Der junge Cyrus konnte nicht vergessen, welchen blutigen Plan sein Großvater mit ihm gehabt und mit welcher Grausamkeit er an dem Harpagus seinetwegen sich gerächt hatte. Er ließ sich von seinem Volke, den Persern, deren Liebling er schon lange gewesen

war, zum Oberhaupte wählen, vergrößerte sein Heer, ging damit auf Mediën los und eroberte das Land. Selbst der König Astyages fiel in seine Hände und mußte als Gefangener sein Leben beschließen.

Einige benachbarte Völker, zuerst die Armēniër, welche den Medern Tribut bezahlt hatten, glaubten ihn dem Cyrus, einem Perser, weigern zu dürfen. Cyrus brach unerwartet mit einem Heere in ihr Land ein und nahm die ganze armenische Königsfamilie gefangen. Diese fürchtete Tod und Gefangenschaft. Doch Cyrus ließ sie mit einer so freundlichen Großmut frei, daß er in diesen seinen Feinden treue Bundesgenossen und Freunde gewann, in deren Verbindung er alle benachbarten Könige zwang, sich ihm zu unterwerfen.

Der mächtigste unter diesen war Krösus, König der Lydiër in Kleinasien, ein Schwager des Königs Astyages. Er hatte beinahe ganz Kleinasien sich unterworfen, besaß unermeßliche Schätze und hielt sich daher für den glücklichsten Menschen auf Erden. Zu ihm kam einst auf seinen Reisen der weise Solon. Krösus zeigte ihm alle seine Schätze und die ganze Pracht seines Hofes. „Sage nun," sprach er zu ihm, „ob ich nicht der glücklichste aller Sterblichen bin?" „Nein," antwortete Solon, „ich kenne einige Athener, die ich für weit glücklicher halten möchte. Vor seinem Tode, Krösus, kann niemand glücklich gepriesen werden." Diese Rede gefiel dem Könige nicht, und er ließ den Solon kaltsinnig ziehen.

Eifersüchtig auf des Cyrus wachsende Macht rüstete Krösus ein großes Heer von 200000 Mann und griff damit die Perser an. Aber Cyrus schlug das Heer, eroberte die Hauptstadt Sardes und nahm Krösus selbst gefangen. Nun wurde auf dem Marktplatze zu Sardes ein großer Scheiterhaufen errichtet und König Krösus verurteilt, lebendig darauf verbrannt zu werden. Als die Flammen anfingen zu lodern, erinnerte Krösus sich der Worte, die einst der weise Solon zu ihm geredet hatte, und schrie laut auf: „O Solon! Solon!" Cyrus war begierig zu erfahren, warum Krösus Solons Namen nannte. Er ließ den Scheiterhaufen löschen; — und als ihm nun Krösus erzählte, wie ihn dieser Weise einst an die Unbeständigkeit aller irdischen Glücksgüter erinnert habe, wurde er selbst von Solons Worten so sehr ergriffen, daß er dem Krösus das Leben

schenkte. Aus seinem Gefangenen wurde nun ein Freund, der ihm auf seinen ferneren Zügen als treuer Ratgeber zur Seite stand.

Nachdem die Lydier besiegt waren, wurde ganz Vorderasien von Cyrus' Feldherren erobert, und die phönizischen Städte mußten ihm Tribut bezahlen. Cyrus selbst zog gegen die Stadt Babylon, die ihm aber tapferen Widerstand leistete. Doch ungeachtet der dicken Mauer und der tiefen Gräben bezwang er die Stadt durch List. Er ließ das Wasser des Euphrat durch einen Kanal in einen See ableiten, und in einer Nacht, als die Babylonier ein Fest feierten, marschierten die Perser das trockene Bett des Flusses hinab unter der Mauer durch, überfielen die unbewaffneten, zum Teil berauschten Bürger, und Cyrus wurde Herr von Babylon und dem ganzen babylonischen Reiche. So erstreckte sich des Cyrus Herrschaft vom mittelländischen Meere bis nahe an den Indus.

Cyrus war ein Regent, der neben seinen Fehlern große Tugenden besaß; nur schade, daß er sich in seiner Eroberungssucht nicht zu mäßigen wußte. Seiner Gnade hatten sich besonders die Israeliten zu erfreuen, denen er mit allen von Nebukadnezar geraubten Schätzen in ihr Vaterland zurückzukehren gestattete. (Bredow.)

173. Belsazar.

1. *Die Mitternacht zog näher schon;*
In stummer Ruh lag Babylon.

2. *Nur oben in des Königs Schloſs*
Da flackert's, da lärmt des Königs Troſs;

3. *Dort oben in dem Königssaal*
Belsazar hielt sein Königsmahl;

4. *Die Knechte saſsen in schimmernden Reihn*
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein!

5. *Es klirrten die Becher; es jauchzten die Knecht';*
So klang es dem störrigen Könige recht.

6. *Des Königs Wangen leuchten Glut;*
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut

7. *Und blindlings reiſst der Mut ihn fort,*
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort,

8. *Und er brüstet sich froh und lästert wild;*
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.

9. *Der König rief mit stolzem Blick;*
Der Diener eilt und kehrt zurück.

10. *Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt,*
Das war aus dem Tempel Jehovas geraubt.

11. *Und der König ergriff mit frevler Hand*
Einen heiligen Becher, gefüllt bis zum Rand.

12. *Und er leert ihn hastig bis auf den Grund*
Und rufet laut mit schäumenden Mund:

13. *„Jehova, dir künd' ich auf ewig Hohn, —*
Ich bin der König von Babylon!“

14. *Doch kaum das grause Wort verklang,*
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

15. *Das gellende Lachen verstummt zumal;*
Es wurde leichenstill im Saal.

16. *Und sieh! und sieh! an weiſser Wand*
Da kam's hervor wie Menschenhand —

17. *Und schrieb und schrieb an weiſser Wand*
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

18. *Der König stieren Blicks da saſs,*
Mit schlotternden Knie'n und totenblaſs.

19. *Die Knechteschar saſs kalt durchgraut,*
Und saſs gar still, gab keinen Laut.

20. *Die Magiër kamen, doch keiner verstand*
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

21. *Belsazar ward aber in selbiger Nacht*
Von seinen Knechten umgebracht. (*Heinr. Heine.*)

174. Jerusalem.

Es war ein feierliches Erwachen am ersten Morgen, der mich in Jerusalem begrüßte. Kaum graute der Tag, so zitterte meine Seele schon vor Erwartung dessen, was ich sehen sollte. Langsam ging die erste Stunde des Morgens vorüber, und wir drangen in unsern Führer, uns zum Heiligtum zu geleiten. Fast bangte mir, festen Fußes aufzutreten, als wir in die Grabeskirche kamen. Meine Augen waren wie getrübt, und meine Seele ergriffen wunderbare, heilige Gedanken, so daß das steinerne Schnitzwerk und alle Pracht des Gebäudes mir nur vorkam, wie dem Wanderer ferne Burgzinnen, die an grauen Bergen aus dem Nebel steigen. Ohne daß ich wußte, wie mir geschah, war ich aus dem Grabesgeheimnisse herausgetreten und hatte die Terrasse der Kirche erstiegen, von welcher man ganz Jerusalem übersehen kann. Da lag sie vor mir, die Stadt der Jahrtausende, und erschien mir wie eine Witwe in ihrer Trauer. Die

Jahrhunderte, welche auf ihr liegen, die vor Alter sinkenden Ölbäume, die Grabmale mit den weißen Steinen, die durchlöcherten Felsen, das zerstreute Gemäuer, alles erinnert an die schweren Begebnisse, die diese Stadt erlitten hat.

„Sehen Sie," sagte mein Führer, „dieser Weg, der zur Grabeskirche führt, ist der Schmerzensweg." — Hier ist kein Stein und keine Platte, die nicht Zeugen einer großen Begebenheit wären. Dieser Raum hat den Heiligsten gesehen in aller seiner Schmach, ihn, den Verurteilten und Leidenden, den Dorngekrönten und unter der Last des Kreuzes zum Tode Geführten. Welch heilige Erinnerungen sind mit diesen Steinen eingebaut; wie viele tausend Herzen seit Konstantins und Helenas Zeit haben über diesen Anblick geblutet, sind, von diesem Anblicke getröstet, wieder von dannen gezogen! „Dort im Süden liegt Bethlehem," sprach der Führer weiter. Bethlehem, die anmutigste unter den Städten! Sie liegt so friedlich auf dem Berge, und die hohe Sonne schaut so ruhig auf sie, daß ich mich nicht erinnere, irgend wo einen Ort gesehen zu haben, der mit solcher Anmut solche Majestät verbände. — Dort zur Linken zwischen den Hügeln dehnt sich das Thal der Hirten aus; eng und still liegt es zwischen den Bergen, und nur wenige Bäume begrenzen seinen Saum. Viele Klöster erheben sich über die Häuser von Bethlehem, und die Kuppel, welche am höchsten hervorragt, gehört der durch die Kaiserin Helena erbauten Kirche an, welche über der heiligen Grotte steht, da Christus geboren ist.

„Welches Namens ist dort die Burg," fragte ich den Begleiter, „welche nur einige hundert Schritte von hier auf dem Gipfel jenes Hügels steht?" — „Das ist die Davidsburg auf Zion," sagte eintönig der Führer. Hier hat der Mann gewohnt, der größte seiner Zeit, der ein Prophet war, ein Dichter und ein König. Von hier aus konnte er Jerusalem beschauen und ungestört des Flusses strömende Welle, das stille, grünende Thal, die Terebinten und Olivenbäume betrachten, wie sie schmücken die Häupter der Hügel. Gegen Südosten liegt vor dem Auge des Beschauers das Thal Josaphat, die Moschee auf Morija und weiterhin der Kessel des toten Meeres. — Kein Anblick vermag die Seele mit so trüben Gedanken zu erfüllen, wie das Thal Josaphat, ein enges Thal zwischen zwei Hügeln, deren einer der Ölberg, der andere die Stadt Jerusalem auf seiner Höhe

trägt, von dem fast wasserlosen Kidron durchschlichen. Niemals scheint die Sonne in die düstere Tiefe. Des Morgens verbirgt sie sich hinter dem Ölberg und des Nachmittags hinter Morija. Es ist das Thal der Schatten und der Gräber, und wer über die Brücke geht, die dort den Kidron überbaut, wird von unwillkürlichem Schaudern ergriffen. Rechts von der Brücke befinden sich die Gräber Absaloms, Josaphats und Sacharjas. Betende liegen in der Nähe dieser Gräber auf dem Boden hingestreckt, und eine Masse aufgeschichteter Steine vermehrt das Traurige dieser Stätte.

„Dort im Osten," sagte der Führer zu mir, „sehen Sie Bethänien und den Ölberg. — Nächst Bethlehem ist Bethanien gewiß das lieblichste Dörflein, und teure Erinnerungen knüpfen sich an diese Stätte. Hier hat Lazarus gewohnt und Maria und Martha; in ihrem Kreise hat Jesus ausgeruht von der heiligen Arbeit, um neue Kräfte zu sammeln zur Ausführung seines schweren Berufes; hier hat der aus Jerusalem Verstoßene ein Obdach, der Heimatlose eine Heimat, der von seinem Volke Verachtete Liebe und Ehre gefunden. Bethanien möchte ich den Ort der stillen Liebe nennen. Es ist so einsam, so traulich an den Berg gebaut, rings von schattigen Bäumen, von grünenden Feldern umgeben, daß man Wohnung darin machen möchte, umgeben von geliebten Herzen. Lange ruhte mein Blick auf Bethanien, der Heimat der Seelen, welche der Herr so lieb hatte, und meine Seele war bewegt von unbeschreiblicher Wallung. — Mit Bethanien übersieht das Auge den Ölberg. Nahe an ihm liegt Gethsēmane, unten an seinem Fuße der Olivengarten und oben auf dem Gipfel die Himmelfahrtskirche. Wie ein Berg des Friedens ist der Ölberg mit seinen Bäumen anzuschauen. Fast konnte ich mein Auge nicht wenden von den heiligen Hügeln mit ihren unvergeßlichen Erinnerungen. (Nach Hackländer.)

175. Erstürmung Jerusalems durch die Kreuzfahrer.

(15. Juli 1099.)

Im Jahre 1096 brach Gottfried von Bouillon[1]), Herzog von Niederlothringen, mit vielen edlen Grafen und Rittern auf und landete in Asien mit einem Heere von

---

1) *spr. bujon°.*

100 000 geübten Reitern und 200 000 Mann Fufsvolk, das aber durch Hunger, Seuchen und das Schwert der Türken bis auf 20 000 zusammenschmolz, bevor es Jerusalem erreichte. Nach unsäglichen Strapazen erblickten diese endlich die Zinnen der heiligen Stadt. „Jerusalem! Jerusalem!“ tönte es wie aus einer Kehle. Jauchzend und weinend vor Freude beteten und sangen sie, warfen sich nieder und küfsten den Boden, auf dem einst der Herr wandelte. Fünf Wochen lang belagern sie die Stadt; dann festlich geschmückt, völlig gewappnet, aber selbst die Soldaten und Geistlichen barfufs und das Kruzifix in den Händen, macht das Heer einen feierlichen Umzug um die Stadt, voran Fahnen und Trompeten. Nun beginnt der Sturm. Die äufseren Mauern der Stadt werden mit Mauerbrechern berannt, und aus der Wurfmaschine schleudern sie Steine und brennende Pfeile; allein ihre Kraft ging an den Stroh- und Spreusäcken, womit die Mauern behängt waren, verloren, und als die Wallbrüder die Mauer selbst zu erklimmen suchten, wurden sie durch herabgeschleuderte Steine und Balken zu Boden gestreckt und durch brennenden Schwefel und kochendes Öl kampfunfähig gemacht. So verging der erste Tag.

Kaum erneuert sich die Morgenröte, so beginnt der Sturm aufs neue. Unaufhaltsam warf das Geschofs der Franken die gröfsten Steine an die äufserste Mauer, und in vier Stunden war sie gebrochen und dem Boden gleich gemacht. Nun schob man die Türme Bouillons an die innere Mauer, und einige Jünglinge steckten die Säcke, das Flechtwerk und was sonst zum Schutze der Mauer aufgehängt war, in Brand. Der Wind trieb mit Heftigkeit den Rauch und die Flammen gegen die Stadt, und geblendet und erschreckt weichen alle Verteidiger. In höchster Eile lassen die Kreuzfahrer eine Fallbrücke vom Turme auf die Mauer nieder; andere Belagerer ersteigen die Mauer mit Sturmleitern, während die übrigen zu dem von innen geöffneten Thore eindringen. Unaufhaltsam weiter dringend, kamen die Christen an die heilige Grabkirche, wo ihnen das „Herr, erbarme dich unser!“ entgegentönt; denn hierher hatten sich die Christen Jerusalems geflüchtet. 10 000 Sarazenen (Muselmänner) dagegen suchten Schutz in einer Moschee; doch Fürsten und Geistliche gaben das Zeichen zum Niedermetzeln; bald rieselte

das Blut die Tempeltreppe herab, und der Dunst der Verbluteten betäubte selbst die Mörder. So vergassen die Christen im Siegesrausche, dass ihr Herr und Meister auf derselben heiligen Erde lehrte: Thut wohl denen die euch hassen! Nachdem sie sich vom Blute gereinigt und festlich angethan hatten, zogen die Kreuzfahrer in Prozession zur Kirche und feierten dem Herrn ein Dankfest.

(Fort und Becker.)

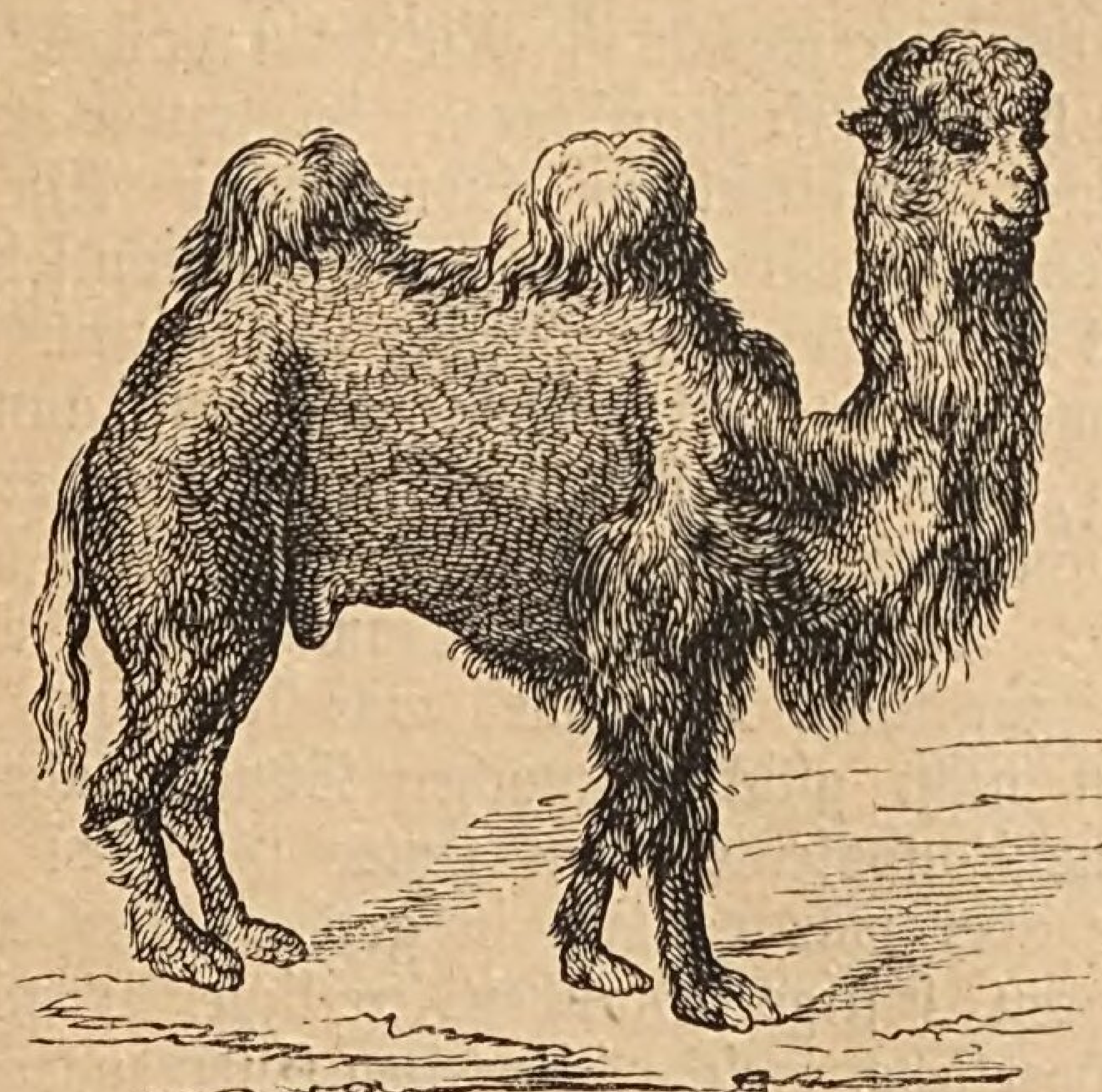
176. Der Aräber und sein Kamel.

Die Beduinen oder nomadisierenden Aräber sind die braunen, wohlgebauten, aber mageren Söhne der Wüste, welche als herumziehende Hirten unter Zelten leben. Hat der Beduine sein Vieh gemolken, so setzt er sich unter sein Zelt und schmaucht eine Pfeife; seine Töchter weben unterdessen oder drehen den Mühlstein. An seinem Tische darf der Fremde ungescheut teilnehmen, und hat ihm der Araber Salz gereicht, so genießt er Gastfreiheit und Sicherheit, und wäre er sein geschworener Feind. Erst nach drei Tagen fragt ihn der Beduine, ob er ihn länger mit seiner Gegenwart zu beehren gedenke, und es ist nun der Fremde verbunden, ihm bei der Warte seiner Herde an die Hand zu gehen. Es läßt sich leicht denken, daß da, wo die Araber von den Fremden nur zu oft heimgesucht werden, die Gastfreundschaft etwas lauer wird; sie geizen im Gegenteil da sehr begierig nach Geld, und Betrug, Raub und Plünderung geschieht ziemlich allgemein. Der kriegerische Beduine führt beständig seinen Säbel und eine Flinte mit sich, da bei seinem Volke die Blutrache noch gilt.

Sein Dasein ist an das Kamel gekettet; es ist sein Reichtum seit Abrahams Zeiten. Es ist zwar häßlich von Gestalt, nimmt aber mit Disteln und elendem Gestrüppe der Wüste vorlieb und frißt nicht mehr als ein Esel. Sein Pansenmagen nimmt fast einen Eimer Wasser auf, welches das Tier wieder an die Kehle befördert, um den brennenden Durst zu löschen. Daneben ist sein Geruch so fein, daß es das Wasser auf eine halbe Stunde Entfernung wittert und dadurch schon manche Karawane vor dem Verschmachten gerettet hat.

Der Beduine gebraucht das Kamel, Dromedar genannt, zum Reiten und Lasttragen, und es wird von den Ägyptern selbst an den Pflug gespannt. Es läßt sich 7—12 Zentner

Handelsgut auflegen, womit es eben so viele Meilen ohne Peitsche und ohne Sporn läuft, am liebsten bei Musik, Gesang und Erzählung. Ein Kamel oder Pferd zu schlagen, kommt unter den Arabern gar nicht vor, und es könnte sich mancher rohe Christ daran ein Beispiel nehmen. Bricht der Araber sein Zelt ab, so legt er es mit dem Wasserschlauche und allem Hausgeräte auf sein Dromedar, und in einen über einen Meter breiten Korb bringt er noch die alten Personen oder kleinen Kinder. Die Europäer müssen das Reiten erst gewöhnen; denn das Kamel hebt immer erst die zwei Vorderfüße zugleich und dann eben so die zwei hinteren auf, so daß der Reiter stets mit dem Kopfe kraukt. Nun wird das arme Tier auch noch gemolken; denn seine Milch ist sehr nahrhaft und gibt Käse, Butter und Branntwein, und wird es am Ende geschlachtet, so liefert besonders der Höcker einen fetten Bissen. Sein getrockneter Mist ist das einzige Feuerungsmittel. Bequemer zum Reiten ist freilich das zweihöckerige Trampeltier, aber auch weniger schnell und ausdauernd.



(Das Trampeltier.)

177. Der betrogene Teufel.

1. Die Araber hatten ihr Feld bestellt;
   Da kam der Teufel herbei in Eil';
   Er sprach: „Mir gehört die halbe Welt;
   Ich will auch von eurer Ernte mein Teil."

2. Die Araber aber sind Füchse von Haus;
Sie sprachen: „Die untere Hälfte sei dein!“
Der Teufel will allezeit oben hinaus:
„Nein,“ sprach er, „es soll die obere sein!“

3. Da bauten sie Rüben in einem Strich,
Und als es nun an die Teilung ging,
Die Araber nahmen die Wurzeln für sich;
Der Teufel die gelben Blätter empfing.

4. Und als es wiederum ging ins Jahr,
Da sprach der Teufel im hellen Zorn:
„Nun will ich die untere Hälfte fürwahr!“
Da bauten die Araber Weizen und Korn.

5. Und als es wieder zur Teilung kam,
Die Araber nahmen den Ährenschnitt;
Der Teufel die leeren Stoppeln nahm
Und heizte der Hölle Ofen damit. (Fr. Rückert.)

178. Muhamed.

Etwa 600 Jahre, nachdem Christus die Erde verlassen hatte, trat im Morgenlande ein Mann auf, der sich für einen Propheten Gottes ausgab und eine neue Religion stiftete, zu der sich jetzt noch Millionen von Menschen bekennen. Muhamed ist sein Name. Er wurde in Arabien geboren, einer Halbinsel im südwestlichen Asien. Seine Eltern starben früh, und er wurde deshalb von seinem Oheim in der Stadt Mekka erzogen. Schon von seinem dreizehnten Jahre an machte er mit diesem in Kaufmannsgeschäften weite Reisen, wobei er sich viele Kenntnisse erwarb und namentlich auch die Religionen der Christen und Juden kennen lernte. Die Araber waren damals noch einem rohen Götzendienste zugethan. Muhamed war überzeugt, daß dieser die Menschen nicht glücklich machen könne; daher entschloß er sich, seine Landsleute einen neuen Glauben zu lehren. Der jüdische aber war damals in großem Verfall; bei den Christen waren heftige Glaubensstreitigkeiten nicht selten, und die Bruderliebe, welche die ersten Christengemeinden beseelt hatte, verschwunden. Weder Judentum noch Christentum sagte ihm zu, und er entschloß sich, eine neue Religion zu verkünden.

Als er 40 Jahre alt geworden, da erzählte er einmal den Seinen, der Erzengel Gabriel sei ihm in der Nacht erschienen und habe ihn angeredet: „Muhamed, du bist der Prophet Gottes, nnd ich bin Gabriel!“ Seine Verwandten

glaubten diese Erzählung, und bald verehrten ihn auch andere als einen Propheten. Doch fehlte es ihm nicht an zahlreichen Gegnern; besonders waren seine eigenen Stammgenossen über ihn erbittert, weil ihnen seine neue Lehre als eine Beschimpfung der Religion ihrer Väter vorkam. Sie nötigten ihn sogar, sich aus Mekka zu flüchten. Muhamed wandte sich darauf nach Medina, welche Stadt mit Mekka in Feindschaft lebte. Diese Flucht, Hedschra genannt, fand im Jahre 622 am Freitag den 16. Juli statt, und von da an zählen die Anhänger Muhameds ihre Jahre[1]), und der Freitag wird als Festtag gefeiert. Die Bewohner von Medina nahmen Muhamed mit Begeisterung auf. Sie begleiteten ihn nach Mekka; die Stadt wurde erobert und die neue Lehre bald durch ganz Arabien verbreitet. Überall ließ Muhamed die Götzenbilder zerschlagen; Juden und Christen aber wurden bei ihrem Glauben belassen, wenn sie Tribut zahlten. Muhamed starb im Alter von 63 Jahren. Seine Nachfolger (Chalifen, d. h. Statthalter) verbreiteten seine Lehre allmählich mit dem Schwerte über einen großen Teil Asiens, den Norden Afrikas, ja bis nach Spanien hinüber. Auch von Kleinasien her drangen muhamedanische Stämme in Europa ein. Einer derselben, die Türken genannt, eroberte im Jahr 1453 die Stadt Konstantinopel und machte dem oströmischen Kaiserreich ein Ende. Noch heute herrschen dort die Muhamedaner, während sie Spanien wieder haben verlassen müssen.

Muhamed konnte weder lesen noch schreiben; darum zeichneten seine Anhänger seine Offenbarungen auf. Die Sammlung derselben wird Koran, und Muhameds Lehre Islam genannt. Die wichtigsten Sätze derselben sind: Allah ist Gott, Muhamed sein Prophet. Moses und Christus sind auch Propheten; aber der größte ist Muhamed. Im Paradies warten des Gläubigen (Moslem, Muselmann) unermeßliche Schätze, prächtige Kleider, die schönsten Rosse, feine Speisen und Getränke. 80000 Knechte und 72 Dienerinnen bedienen ihn. Zur Hölle verdammt sind die Heuchler, Götzendiener, Zauberer, Sternanbeter, Juden, Christen und gottlosen Muhamedaner. Die Schicksale der Menschen sind vorher bestimmt und unabänderlich. Beten führt auf halbem

1) Mitte Februar 1880 begannen sie das Jahr 1297; da ein Jahr nur zu 354 Tagen gerechnet wird, so verschiebt sich der Jahresanfang fortwährend gegenüber unserem Neujahr.

Wege zu Gott; Fasten bringt an den Eingang zum Himmel, und Almosen öffnet die Thüre. Darum muß der Moslem täglich fünf Gebete sprechen, das Antlitz nach Mekka gerichtet, sich fünfmal waschen, und in seinem Leben wenigstens einmal nach Mekka pilgern. Erlaubt ist die Vielweiberei, verboten das Spielen und Weintrinken. Der Islam muß über die ganze Erde verbreitet werden; darum ist es Pflicht der Gläubigen, den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen zu führen. Ein Tropfen Bluts in Gottes Sache vergossen, eine Nacht in Waffen zugebracht, ist mehr wert, als zwei Monate fasten und beten. Wer im Treffen fällt, dessen Sünden sind vergeben. (G. Eberhard.)

179. Der Kaffee.

Auf allen Tischen in der Welt dampft der würzige braune Trank aus den Bohnen von Mokka, Westindien oder Ostindien, — der Kaffee. Der Muselmann schlürft ihn, behaglich mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde sitzend, aus kleinen Tassen ohne Zucker und Milch zu seiner Pfeife Tabak; der feine Pariser genießt ihn in feinen, von Gold und Spiegeln glänzenden Cafés aus Tassen, die mindestens noch einmal so groß sind als die unsern, und selbst des armen sächsischen Erzgebirgers Familie sitzt Sonntags um den dampfenden Topf mit brauner Flüssigkeit und trinkt zu den Erdäpfeln ihr „Schälchen Kaffee", obschon kaum einige Kaffeebohnen in dem aus gebrannten Cichorienwurzeln, Mohrrüben, Runkelrüben, Gerste oder Korn gebrauten Getränke zu finden sind.

Aber die Menschen haben wirklich einmal ohne Kaffee gelebt, so wenig das auch unsere Kaffeeschwestern glauben werden. Noch vor 300 Jahren kannte man den Kaffee in Europa nicht; ein Arzt brachte ihn im 16. Jahrhundert als Arznei aus Ägypten nach Venedig, und erst zu Ende des 17. Jahrhunderts fing man an, ihn in Deutschland zu trinken. Jetzt verbraucht Europa allein jährlich über dritthalbhundert Millionen Pfund Kaffee, während die übrigen Erdteile das Jahr wenigstens auch 200 Millionen Pfund genießen!

In des glücklichen Arabiens gewürziger Luft pflanzte man zuerst den Kaffee, die Mokkabohne; das köstliche Gewächs aber stammt aus Afrika, wo es noch wild wachsend südlich von Abessinien gefunden wird. Der Bürgermeister Wieser von Amsterdam brachte 1690 den ersten Kaffeebaum

nach Batāvia und den ostindischen Kolonien, von wo aus die betriebsamen Holländer Europa mit teuerem Kaffee versorgten. Ein Franzose wußte sich aber trotz aller Vorsicht der Holländer, die den kostbaren Handelsartikel gern für sich allein behalten wollten, ein kleines Kaffeebäumchen in Ceylon zu verschaffen und verpflanzte es auch nach den französischen Kolonien. Fast wäre der Versuch mißlungen; denn auf dem Schiffe, das ihn mit seinem kostbaren Schatze trug, trat Wassermangel ein, und das Bäumchen wäre verdorrt, wenn der Franzose nicht seine kleine Portion Wasser täglich mit seinem Zöglinge, dem kleinen Kaffeebaume, geteilt hätte. So brachte er ihn glücklich nach Martinique[1]), wo das Bäumchen sich so vermehrte, daß schon 36 Jahre später 18 Millionen Pfund Kaffee von dort ausgeführt wurden und in wenigen Jahren alle Antillen mit Kaffeepflanzungen bedeckt waren. Diesen glücklichen Umständen hat es der liebe Leser zu danken, daß er jetzt sein Täßchen Kaffee zu billigem Preise in aller Gemütlichkeit trinken kann.

Unsere Kaffeebohnen sind die Kerne der Frucht des Kaffeebaumes. Auf regelmäßigen und durch andere Bäume eingefaßten Vierecken stehen in den Kaffeepflanzungen die etwa drei Meter hohen, nach der Schnur in gleichen Zwischenräumen gepflanzten Bäume. Ihre immergrünen, glänzenden, lederartigen, ovalen Blätter und die aus dem Blattwinkel herauswachsenden, Büschel schneeweißer Blumen bieten nebst den dunkelscharlachroten Früchten einen sehr freundlichen Anblick, besonders da der Strauch acht Monate lang blüht und stets Früchte und Blüten neben einander trägt. In diesen Früchten befinden sich die Samenkerne, je zwei in einer Frucht, mit der flachen Seite an einander liegend. Dreimal hält man in Brasilien und Westindien Fruchtlese; in Brasilien pflückt man die Früchte; anderwärts werden die Bäumchen geschüttelt, worauf die reifen Früchte auf darunter gebreitete Tücher fallen. Die gesammelten Beeren werden auf besonders dazu eingerichteten Tennen ausgebreitet, und in wenigen Tagen trocknen die glühenden Sonnenstrahlen das süßlich schleimige Fleisch der Früchte, welches dann durch besondere Walzmühlen von den Kernen entfernt wird. In großen Säcken werden dann die Bohnen nach Europa ausgeführt, und der fremde Eindringling hat

---

1) spr. martīnik.

in Stadt und Dorf, bei vornehm und gering, bei groß und klein Eingang gefunden und ist ein unentbehrliches Lebensbedürfnis geworden. (J. Kell.)

180. Unternimm nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen.

Ein Tatar-Khan[1]) ritt einst mit seinen Großen auf die Jagd. Unterwegs begegnete ihm ein Derwisch[2]), welcher einmal nach dem andern laut ausrief: „Wer mir hundert Denares gibt, dem will ich einen guten Rat geben!“

Der Khan war neugierig und fragte den Derwisch, worin sein guter Rat bestehe. „Du sollst ihn hören, Herr,“ antwortete der Derwisch, „wenn du Befehl erteilst, daß mir die hundert Denares ausgezahlt werden.“

Der Kahn ließ ihm die Summe reichen, und der Derwisch sagte mit warnender Stimme: „Unternimm nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen!“ und ging seiner Straße.

Das Gefolge des Khan lachte und spottete über den Rat des Derwisches, welchen er sich hatte so teuer bezahlen lassen. Indessen der Khan äußerte darüber eine ganz andere Meinung. „Der gute Rat,“ sagte er, „welchen mir der Derwisch erteilt hat, ist freilich eine sehr allgemeine Klugheitsregel. Allein eben weil sie so allgemein ist, wird sie am wenigsten befolgt, und dies war es vielleicht, weswegen sie der Derwisch mir so hoch anschlug. Für künftig soll sie mir nie wieder aus dem Gedächtnisse kommen, und um dies unmöglich zu machen, soll sie über alle Thüren meines Palastes, an alle Wände meiner Gemächer und auf meine sämtlichen Gerätschaften in deutlicher Schrift gesetzt werden.“

Nach einiger Zeit faßte ein ehrgeiziger Bey[3]) den Vorsatz, den Khan aus dem Wege zu schaffen und sich des Throns zu bemächtigen. Er erkaufte den Leibarzt für eine namhafte Summe, dem Khan, sobald sich die Gelegenheit dazu zeigen würde, mit einer vergifteten Lanzette zur Ader zu lassen.

Diese Gelegenheit ereignete sich in kurzem. Als aber dem Arzte in dem silbernen Becken, welches zum Auffangen des Blutes vorgehalten wurde, die Worte: „Unternimm nichts,

---

1) = Fürst bei asiatischen Nomadenvölkern.
2) = muhamedanischer Mönch.
3) = hoher Würdenträger in muhamedanischen Staaten.

ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen!" in die Augen fielen, stutzte er, und mit sichtbarer Ängstlichkeit legte er die vergiftete Lanzette zurück und nahm eine andere.

Der Khan bemerkte solches und fragte, warum er die Lanzette verwechsle, und auf die Antwort, daß sie eine stumpfe Spitze habe, verlangte er sie zu sehen, weil ihm die Ängstlichkeit des Arztes auffallend war. Als der Arzt zögerte sprang der Khan auf und rief: „Nur ein offnes Geständnis kann dir das Leben retten! Deine sichtbare Ängstlichkeit verrät ein Geheimnis, wozu du in der Bosheit noch nicht reif genug bist!"

Der Arzt stürzte dem Khan zu Füßen und entdeckte ihm den Anschlag auf sein Leben, welchen auszuführen ihm die warnende Inschrift im Becken den Mut benommen habe.

„Habe ich wohl," sagte darauf der Khan, „dem Derwisch seinen Rat zu teuer bezahlt?" Er schenkte dem Arzte das Leben, befahl, den Bey zu erdrosseln, und ließ den Derwisch überall aufsuchen. „Ein Rat," setzte er hinzu, „welcher Könige von Verrätern und treulosen Dienern befreit, kann nicht ehrenvoll genug belohnt werden."

(Aus den Palmblättern von Herder und Liebeskind.)

181. Der Tiger

steht neben dem Löwen an Stärke und Schnelle der Glieder, über ihm an List, tief unter ihm an Mut. Mordgier und Tücke sind gleichsam verkörpert in diesem Tiere. Sein Körper ist, den Schweif eingerechnet, 2½ m lang, bräunlich gelb mit schwarzen Streifen, sein Kopf klein und rund, seine Augen groß und glühend. Seine Gelenkigkeit übertrifft alles: springt er, so rollt er sich zu einem Knäuel zusammen, schießt kugelschnell empor und reißt mitten unter einer Schar Bewaffneter den Reiter vom Roß, ihn in großen Sätzen dem nahen Walde zutragend. Die ganze funkelnde Pracht dieses Tieres wird in seinem Laufe sichtbar; da wird jede Bewegung zur Welle. Sein meist geradeaus gerichteter Gang dagegen ist lauernd und schleppend; die Majestät, welche den Löwen bezeichnet, fehlt ihm durchaus.

Der Tiger bewohnt Ostindien und besonders die waldigen Inseln jenes Archĭpēls. Seine Blutgier und seine Stärke machen ihn zu einer Geißel der Länder; oft sind ganze Dörfer durch ihn entvölkert worden. Es scheint, daß

er den Menschen ganz vorzüglich nachstelle, und unter ihnen den Farbigen mehr als den Weißen. Verfehlt er seine



Beute im ersten Sprung, so läßt er von ihr ab. Dies benutzen die javanischen Frauen, welche die Reisfelder bepflanzen, indem sie sich mit einem hohen starken Korbgeflechte

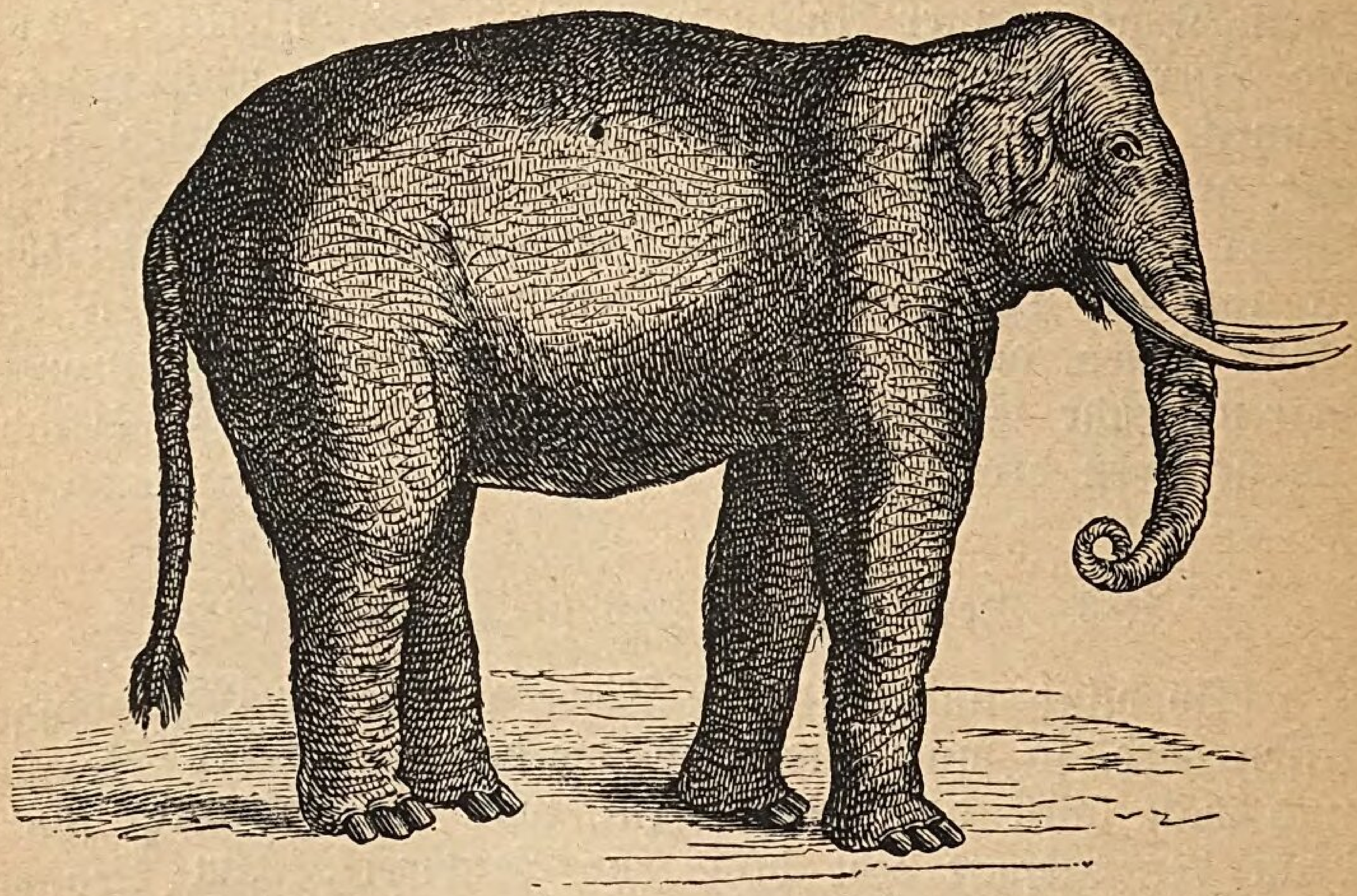
wie mit einer Schanze decken. Der Tiger wirft sich wutgierig auf den Korb, prallt ab und wendet sich getäuscht und erschreckt zur Flucht. Allnächtlich umkreisen Scharen dieser Tiere die Dörfer. Aber ein mächtiger Zaun von Bambus und ein Verhau aus tief in die Erde getriebenen Palissaden wehrt meist ihrem Angriff. Mit scharfer, verkohlter Spitze ragen diese Pfähle über den Boden, durch Gras und Sträucher verdeckt, und der Tiger stürzt sich dann wohl mit der ganzen Wucht seines Sprunges in diese Spieße, auf denen er brüllend verendet. — Der Tiger lagert besonders gern unter den Weidengruppen der Sumpfniederungen, wo er gegen die Hitze Schutz sucht.

Liegt der Tiger nachts auf der Lauer, so funkeln die roten Kugeln seiner Augen weit durch die Finsternis. Aber die Pferde wittern, noch ehe sie denselben wahrnehmen können, den Feind; sie beben am ganzen Körper und stehen wie gelähmt; doch reicht meistens das laute Geschrei der Reiter hin, das feige Raubtier zu verscheuchen. — Übrigens ist auch der Tiger schon im Altertum gezähmt worden. In jenen Zeiten, da die römischen Kaiser Schauspieler geworden waren, fuhr Gordian durch die Straßen der Weltstadt, gezogen von drei Tigern. (Herm. Masius.)

182. Der Elefant, das größte Landtier.

So blind und wild der Tiger von seiner Gier hingerissen wird, so sanft und verständig dagegen ist der Elefant, und man kann da wieder sehen, was die Nahrung thut; denn der Elefant lebt bloß von Laubwerk. Am liebsten freilich grast er in Reisfeldern, und hier wird es ihm so wohlig, daß er sich auf dem Rücken wälzt und nicht bedenkt, welchen Verdruß er dadurch den Bauern macht. Trotz der Pflanzennahrung fehlt es ihm, wie einem verständigen Manne, an Mut nicht. Will ihm ein Tiger oder Löwe auf den Nacken springen und den Hals zerbeißen, so packt er ihn mit seinem Rüssel und schleudert ihn in die Luft, daß er das Aufstehen vergißt, wenn er zu Boden fällt. Aber auch schon manchen englischen Jäger hat er mit seinen Stoßzähnen durchbohrt und zu Boden gestampft, wenn dieser ihn bloß verwundete. Ein solches Gewalttier, das an 3 Meter hoch und 50 bis 60 Zentner schwer wird, hat keine geringe Stärke und kann noch obendrein seinen Rüssel

gebrauchen, wie der Mensch die Hand; er schiebt damit seine Nahrung ins Maul, bricht sich Reiser, um die Fliegen damit zu wehren, löst Knoten auf und zieht den Stöpsel aus der Flasche, am liebsten, wenn Arak darin ist; denn diesen trinkt er für sein Leben gern. Verspricht man ihm welchen, dann erträgt er alle Mühseligkeiten; nur muß man sein Wort halten, sonst wird er wütend. Ihm gilt Treue und Ehre noch etwas, und die menschliche Sprache versteht er besser als irgend ein Tier. Darum halten ihn auch die reichen Kaufleute Ostindiens als Packtier; er trägt 20 bis 40 Zentner und kniet nieder, um sich die Last auflegen zu lassen.



Er schleppt Bauhölzer fort, die man mit Seilen um seine Stoßzähne windet, und wälzt große Fässer über Berg und Thal. Sperrt sich der Stamm, so läßt er das Seil fallen, hebt ihn herum und faßt das Seil aufs neue. Hat er Kaufmannsgüter befördert, so schichtet er sie auch vorsichtig auf, daß sie ja nicht einfallen, und kennt er einmal das Warenlager, so braucht er keinen Führer mehr.

Ein schönes Tier wird aber auch mit 6—7000 Mark bezahlt und von reichen Leuten zum Reiten verwendet. Nichts gleicht dem Stolze eines Reitelefanten mit seiner goldverbrämten Schabracke. Den Packelefanten würdigt er kaum eines Blickes, frißt nicht mit ihm Heu aus einem

Korbe, und wenn er ja auf einer Reise mit ihm in einem Stalle übernachtet, so läßt er seinen Ärger deutlich genug fühlen. Ein Führer sitzt ihm dann auf dem Nacken mit einem eisernen Haken, womit er ihn in das rechte oder linke Ohr sticht; doch läßt er sich gewöhnlich schon durch sanfte Worte lenken. Zum Kriege ist er nicht mehr zu gebrauchen, weil er im Feuer nicht standhält. Selbst ein alter Elefant arbeitet noch für 8 Pferde; er frißt aber auch für 10, denn 2 Zentner Heu und 1 Zentner Reis gehören zu seinem täglichen Bedarf. Es können daher nur Reiche einen Stall voll schöner Elefanten unterhalten, die nicht gezüchtet, sondern wild eingefangen und gezähmt werden. — Ein solcher ist einmal einem Bedienten entlaufen. Als dieser später auf einer Jagd helfen mußte, erkennt er unter einer aufgeschreckten Herde sein gutes altes Tier wieder. So sehr ihn alle abmahnen, steigt er doch ab und geht geraden Wegs auf seinen Kameraden zu. Kaum bemerkt ihn der Elefant, so grüßt ihn das edle Tier mit seinem Rüssel und nachdem er ihn geliebkoset, kniet er sich nieder und läßt ihn aufsitzen.

183. Gerechtigkeit.

Der Kaiser Canchi von China verirrte sich einst auf der Jagd. Da begegnete er einem armen, alten Manne, der recht bekümmert zu sein schien. Er ritt zu ihm hin, und ohne sich zu erkennen zu geben, fragte er ihn nach der Ursache seines Kummers.

„Ach! mein Herr," antwortete der Greis, „wenn ich Euch auch alles erzählen wollte, Ihr könntet mir doch nicht helfen!"

„Wer weiß," erwiderte der Kaiser, „vielleicht kann ich Euch mehr nützen, als Ihr denkt. Erzählt mir nun, was Euch fehlt!"

Durch die tröstliche Ansprache ermutigt, fuhr der alte Mann vertrauensvoll fort:

„Nun, wenn Ihr es gerne wissen wollt, so will ich Euch sagen, daß an meinem ganzen Leiden ein kaiserlicher Aufseher schuld ist.

Eines Tages kam derselbe auf den Gedanken, mir mein Gütchen ohne weiteres ohne Zahlung wegzunehmen, weil es nicht weit von dem kaiserlichen Landhause gelegen war.

Er brachte mich dadurch an den Bettelstab. Damit begnügte er sich aber nicht; er war auch so herzlos, sich meines Sohnes zu bemächtigen und diesen zu zwingen, sein Sklave zu werden. Hierdurch raubte er die Stütze meines Alters. Und das, lieber Herr, ist die Ursache meines Kummers!"

Der Kaiser horcht aufmerksam zu und erklärte sich geneigt zu helfen, indem er sagte: „Also so hart hat man Euch mitgespielt! Nun wartet; ich werde Euch beistehen und den Aufseher zur Rückgabe Eures Hauses und Eures Sohnes bewegen."

„Ihn bewegen?" versetzte der Greis, „ach, mein Herr, das versucht nicht; der Aufseher steht in des Kaisers Diensten; Ihr werdet seinen Zorn erregen und dafür ebenfalls büßen müssen; mich aber wird er dann um so härter behandeln!"

„Meinetwegen beunruhigt Euch nicht," antwortete der Kaiser; „ich bin schon der Mann, es mit dem kaiserlichen Beamten aufzunehmen, und seid versichert, Eure Sache soll einen günstigeren Ausgang gewinnen, als Ihr denkt!"

Der Alte glaubte sich den guten Absichten nicht länger widersetzen zu dürfen. Er sprach nur das Bedenken aus, daß er ein schwacher Greis sei, und daß es ihm schwer fallen werde, so schnell zu Fuße vorwärts zu kommen, als sein Gönner zu Pferde. „Nein, mein Freund, laufen sollt ihr nicht!" sagte Canchi. „Ich bin noch jung; besteigt Ihr das Pferd, ich will zu Fuße gehen."

Als der Greis dieses Anerbieten nicht annehmen wollte, sprach der Kaiser: „Aber ich lasse Euch nicht zu Fuße gehen! Nehmt Ihr meinen Vorschlag nicht an, dann müßt Ihr mit mir zusammen reiten. Kommt, setzt Euch zu mir auf das Pferd, Alter!" Der Greis setzte sich mit auf das Roß, und so langten beide in kurzer Zeit an dem Hause des Aufsehers an.

Der Kaiser ließ den Aufseher vor sich kommen. Dieser erschrak nicht wenig, als er sah, daß sein Herrscher zürnend vor ihm stand. Der Kaiser hielt ein Strafgericht; er verwies den Verfolger des alten rechtschaffenen Mannes seine Ungesetzlichkeit und schalt ihn ob seiner unmenschlichen Herzlosigkeit. Dem Alten aber gab er Sohn und Haus zurück und übertrug beiden die Aufseherstelle. (Heinr. Pfeil.)

184. Rätsel.

1. Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten;
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus.
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.

2. Jahrhunderte sind vorübergeflogen;
Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer.
Frei steht es unter dem himmlischen Bogen;
Es reicht in die Wolken, es netzt sich im Meer.

3. Nicht eitle Prahlsucht hat es getürmet;
Es dienet zum Heil; es rettet und schirmet.
Seines gleichen ist nicht auf Erden bekannt,
Und doch ist's ein Werk von Menschenhand. (Schiller.)

185. Sprichwörtliche und bildliche Redensarten.

Den Bock zum Gärtner setzen — Mit der Thür ins Haus fallen. — Das Kind mit dem Bade ausschütten. — Die Pferde hinter den Wagen spannen. — Einem ein X für ein U machen. — Öl ins Feuer gießen. — Vom Regen in die Traufe kommen. — Wasser mit einem Siebe schöpfen. — Einen Mohren weiß waschen. — Wasser ins Meer tragen. — Jemandem ein Dorn im Auge sein. — Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. — In den Wind reden. — Sich etwas hinters Ohr schreiben. — Jemandem den Mund wässrig machen. — Zwischen Thür und Angel stecken. — Die Nase hoch tragen. — Leeres Stroh dreschen. — Um den Brei herumgehen. — Seine eigene Haut zu Markte tragen. — Jemandem einen Floh ins Ohr setzen. — In ein Wespennest greifen. — Jemandem den Brotkorb höher hängen. — Nach jemands Pfeife tanzen. — Um des Kaisers Bart streiten. — Etwas aus dem Ärmel schütteln. — Das fünfte Rad am Wagen sein. — Vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen. — Haare auf den Zähnen haben. — In ein Horn blasen. — In einen sauern Apfel beißen. — Einem die Stange halten. — Aus der Hand in den Mund leben. — Reinen Mund halten. — Einem ein Licht aufstecken. — Sich die Finger verbrennen. — Einen in den Himmel erheben. — Kein Blatt vor den Mund nehmen. — Durch die Finger sehen. — Ins Blaue hinein reden. — Sein Schäfchen ins Trockene bringen. — Harte Bretter bohren. — Auf die lange Bank schieben. — Das Wort im Munde herumdrehen. — Es auf Spitz und Knopf ankommen lassen. — Den Fleck neben das Loch setzen. — Etwas auf die leichte Achsel nehmen. — Aus fremder Haut Riemen schneiden. — Sich mit fremden Federn schmücken. — Den Stiel umkehren.

186. Afrika.

Schon den Alten war dieser Weltteil das Reich des Wunderbaren, und jeder Schritt, den die Neueren darin vorwärts thun, bestärkt jenen Ausdruck.

Welch ein Land muß Afrika sein! Binnen dritthalb Jahrhunderten entzieht man ihm über 40 Millionen gesunder Menschen; dennoch bleibt es unermeßlich bevölkert. In ein paar Jahren werden darin 20000 Elefanten erlegt; ganze Haufen reißender Tiere verfolgen unzählbare Herden großer Gazellen, und auf einer gleichen Anzahl von Quadratmeilen ist dieser Erdteil zehnfach so reich an Vierfüßlern als unser Europa. Die unförmlichsten Kolosse des Tier- und Pflanzenreichs gedeihen nur hier, und der äußerst kräftige Pflanzenwuchs in Afrika macht gleichsam das Wachsen sichtbar. Die Waldungen strotzen von unzählbaren Arten der brennendsten Gewürze, der nahrhaftesten Leckereien und der schönsten Farbhölzer; zugleich enthalten die Eingeweide seiner Gebirge ungeheure Massen des reinsten Goldes.

Die sonderbarsten Menschenrassen und Völkerschaften finden sich in diesem Erdteile vereinigt. Alle Abstufungen der Schwarzen und ihre Ausarten: die Albinos, Neger mit Tigerzähnen, zwergartige Elefantenjäger, Menschen- und Heuschreckenfresser, Heere streitender Weiber, ungeheure Staaten von einem einzigen Despoten mit eisernem Zepter regiert, neben kleinen Republiken ja neben patriarchalischen Regierungen; und dennoch ist unter allen der Mensch der verkäufliche Sklave.

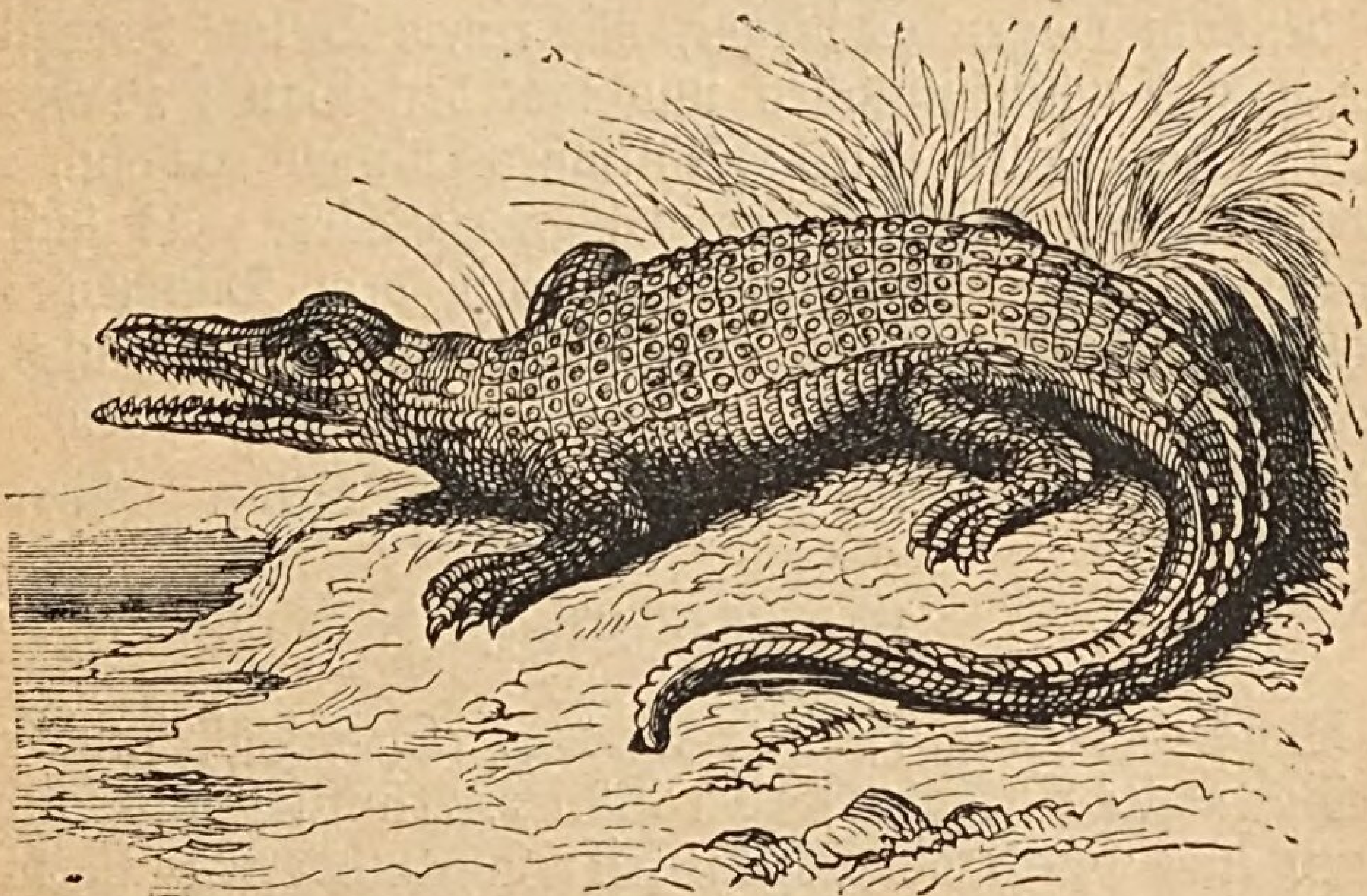
Und diesen Weltteil von mehr als fünfmalhunderttausend Quadratmeilen, dessen kaum glaubliche Erzeugnisse die Habsucht des Kaufmanns nicht minder spornen, als die Wißbegierde des Forschers, trennt von uns nur ein geringer Arm des Meeres, fast sein ganzer Umriß ist schiffbar; der Europäer hat darauf zahlreiche Besitzungen, ja in älteren Zeiten war ihm sein Inneres sehr weit bekannt: dennoch ist dies Wunderland für uns gleichsam eine unerschlossene Welt.

Die Lage, das Klima, die sonderbare Bildung des Innern, da gerade unter diesem glühenden Himmel Sandwüsten von vielen tausend Quadratmeilen dem benachbarten Europäer das reiche Land versperren, und endlich die Eifersucht und Bosheit der Mauren wiesen bis dahin unsern Forschungsgeist zurück, oder sie lohnten ihn nur spärlich.

(Nach Zimmermann.)

187. Das Krokodil.

Die Krokodile oder Panzereidechsen sind nächst den Riesenschlangen die größten und gefährlichsten aller Amphibien. Die vielknotigen Schilder, mit denen der Körper bedeckt ist, verdichten sich schnell zu einem teilweise undurchdringlichen Panzer. Der weitgespaltene Rachen starrt von spitzigen Zähnen, und der lange Schwanz ist nicht bloß Ruder, sondern auch Waffe des Tieres. Ein Schlag mit demselben reicht hin, um selbst einem Hirsch alle vier Füße zugleich zu zerschmettern. Sind dem Krokodile gleich die Windungen der Schlange versagt, so fliegt es doch pfeilgeschwind durch die Strömung der Flüsse, und auch auf



dem Lande ist es sehr behende. Wendungen fallen ihm nicht so schwer, wie man früher allgemein glaubte; vielmehr behauptet ein neuerer Naturforscher, daß es sich geschickt im Kreise um sich selbst zu drehen vermöge. Über Moräste und Sümpfe läuft es mit unbegreiflicher Geschwindigkeit. Nur auf trocknem, steinigem Boden ist seine Kraft bald erlahmt, so daß man ihm leicht entfliehen kann. Geruch und Gehör des Tieres sind scharf, das Auge klein, aber von stechendem Glanze und tückisch grinsendem Ausdrucke. Die *Krokodilsthränen* gehören in das Reich der Fabel.

Jetzt findet man das Krokodil nur noch am obern Lauf des Nils und in einigen andern Flüssen Afrikas und Asiens, und es macht ein Tier von 6 m Länge schon ein ungeheueres

Aufsehen. Es ist ein nächtliches Raubtier und geht auch nachts an das Ufer, um seine Eier im Sande zu verbergen; diesen trachtet aber der Ichneumon nach, der eine große Menge der gefährlichen Brut vertilgt. Auch spüren die Eingebornen diese Eier auf, die als wohlschmeckende Speise bei ihnen im Rufe stehen. Den Tag über liegt das Krokodil dicht am Ufer, nur den Rachen aus dem Wasser hervorstreckend. Die dunkle, knorrige, tote Masse gleicht einem Baume, und oft sieht man Vögel arglos um den verderblichen Schlund spielen und den Insekten nachjagen, welche denselben umschwirren. Aber wehe dem Menschen, der sich allzunahe wagt! Mit grauenvoller Schnelle stürzt das Ungetüm hervor, und ehe noch ein Notschrei ausgestoßen werden kann, ist das Opfer erfaßt und in die Tiefe gerissen. Und dennoch wagen es Neger, mit einem Dolche bewaffnet, unter dasselbe hinzutauchen und ihm den Bauch zu durchbohren. Im Falle eines Fehlstoßes können sie sich nur dadurch retten, daß sie dem wütenden Tiere das äußerst empfindliche Auge ausstoßen oder mit dem Daumen eindrücken. Das Fleisch des erlegten Krokodils wird als ein leckeres Gericht verspeist, und man läßt sich durch den starken Moschusgeruch dabei nicht irre machen. (Masius.)

188. Der Löwe.

Wüstenkönig ist der Löwe! Seit Jahrhunderten tönt dieser alte Ausspruch aller Völker, Künstler und Dichter bis auf uns durch die Welt; seit Jahrhunderten ist kaum ein anderes Tier so gefeiert worden. Von seinen Thaten, seiner Kühnheit, Kraft, Gestalt, Großmut und natürlichen Würde singen hundert Lieder. Grund genug, uns diesen Helden einmal in der Nähe zu besehen.

Der Löwe ist und bleibt trotz seiner Lobsänger eine Katze; das sagt uns vor allem der Bau seiner Füße. An denselben sind hinten 4, vorn 5 Zehen, und diese sind mit einziehbaren, in einer Scheide verwahrten Krallen bewehrt. Das sagt uns die rauhe Zunge, welche mit rückwärts gerichteten Stacheln besetzt ist, und der Bau seines Gebisses. Wie bei allen Fleischfressern befinden sich in den Kiefern oben und unten 6 scharfe Schneidezähne, neben ihnen starke Eckzähne und neben diesen, wie es den Katzen eigentümlich ist, oben 4 und unten 3 Backenzähne. Während den meisten

Katzen ein senkrechter, länglichrunder Augenstern zukommt, zeichnet sich der Löwe durch eine runde Pupille aus und teilt dieses Merkmal mit anderen größeren Katzen, wie Tiger, Leopard u. a. Ein kurzer Kopf mit kurzer, abgerundeter Schnauze, aufrechten spitzen Ohren und bärtiger Lippe vollendet das Bild des Katzengeschlechtes.



Dabei ist der männliche Löwe der Ausdruck der größten Karft und Leichtigkeit. Diese verleihen ihm seine weichen Sohlen und die Elasticität seiner Gelenke, jene der ganze Bau seines Körpers. Der große, ebenmäßige Kopf mit reicher Mähne, die ihn vom Hinterhaupte bis zur Schulter umwallt, die breite, behaarte Brust voll Muskelkraft, der glatte, zierliche Hinterleib, die muskulösen Beine und der stolz geschwungene Schwanz mit großer Haarquaste, das

furchtbar glühende Auge, welches, der Kraft seines Leibes sich bewußt, den Gegner ruhig überschaut — alles gibt ihm das Gepräge des Reckenhaften und Edlen, obschon sein inneres Wesen immer das der Katze bleibt. Ihm gegenüber steht die Löwin im Nachteil. Die Mähne, das Zeichen der Kraft, fehlt ihr; dagegen treten die kurzen, spitzen Ohren um so katzenartiger an dem nackten Kopfe hervor. Der ganze Vorderkörper büßt hierdurch das schöne und stattliche Ansehen ein; die Brust verläuft schmaler in den Hinterkörper; der ganze Leib ist schlanker, schwächlicher, um ein volles Drittel kleiner.

So ist das Äußere dessen, den man den Wüstenkönig nennt. In der That ist die Wüste sein Reich, aber nicht das weite Sandmeer derselben, sondern ihre Oasen, Thäler, Hügel und Büsche sind seine Wohnstätten. Die waldreichsten Schluchten sind hier seine Lieblingsorte; denn er liebt es, am Tage zu schlafen und nachts zu jagen. Auch hieran erkennen wir die Katze wieder, und der schlafende Löwe gleicht seiner schlichten Verwandten völlig.

Ein Kenner des Löwen und seiner Geschichte veranschlagt die Kosten für seinen Unterhalt nach dem Preise des den Viehherden zugefügten Schadens auf jährlich 1500 Thaler. Mithin würde jeder Löwe, dessen Alter sich durchschnittlich auf 30—40 Jahre beläuft, in 30 Jahren dem Lande 45000 Thaler gekostet haben. Man muß gestehen, daß der Wüstenkönig einen teueren Tisch führt. Freilich dürfen wir dabei nicht vergessen, daß ihn ein Heer von Schmarotzern begleitet, für die er jagt und übrig läßt. Diesen Hofstaat bilden vorzüglich Schakale und Hyänen. In ehrerbietiger Stille folgen sie ihm von weitem und harren, was der königliche Herr ihnen lassen wird. Aber der Wüstenkönig würdigt diese unsaubere Gesellschaft, deren Gefräßigkeit er zu kennen scheint, niemals eines Blickes. Sich selbst genug, wiegt er gesättigt den Kopf hin und her und verabscheut es als Katze, mit den im vollsten Sinne des Wortes hündischen Schmarotzern zu verkehren.

Diesem Selbstgefühle entspricht es, daß er den Kampf selbst mit dem durch List und Waffe so furchtbaren Menschen nicht scheut. Kühn bietet er dem Gegner die Stirn. Furchtbar glühend wird sein Blick, wenn er angegriffen oder verwundet ist. Mit weit aufgerissenem Rachen, das furchtbare Gebiß drohend gerichtet, mit struppiger Mähne und zornigem

Schweifwerfen steht er dem Feinde gegenüber. Wehe diesem, wenn er den Augenblick vorüber ließ, in welchem der Löwe, den Angriff erwartend, die Strecke zwischen sich und seinem Gegner zum Sprunge mißt; wehe ihm, wenn die Kugel fehlte! So furchtbar, wenn er Stirn gegen Stirn steht, so feige ist der Löwe, wenn er sich in der Grube gefangen sieht. Es ist, als ob er sich schäme, die Falle übersehen zu haben, und deshalb ruhig das ihm bereitete Schicksal ertrage.

Ende Dezember wirft die Löwin in unzugänglicher Schlucht zwei, selten drei Junge. Nach drei Monaten entwöhnt sie dieselben, indem sie sich täglich auf einige Zeit von ihnen entfernt und sie mit kleinen Bissen von Schaffleisch füttert. Vier bis fünf Monate alt, begleiten die Jungen die Mutter bis an den Saum des Waldes, um die Beute des Vaters in Empfang zu nehmen. In einem Alter von acht Monaten fallen sie bereits Schaf- und Ziegenherden an; aber erst nach einigen Jahren sind sie fähig, Pferde, Rinder und Kamele zu erlegen.

Nach acht Jahren hat der Löwe die höchste Blüte seiner Kraft erreicht. (Karl Müller.)

189. Wüstenreise.

Der Morgen bricht über die Wüste heran. Die Karawane schreitet in langem Zuge dahin und fördert ihre Schritte nach dem einförmigen Ton der Pfeife. Die Kamele sind mit Ballen beladen und mit Tüchern bedeckt. Auf ihnen sitzen die Mauren in bunten Turbanen und Mänteln, mit Dolch und Säbel bewaffnet. Den Kamelen zur Seite gehen die schwarzen Sklaven. Voran reitet ein brauner, hagerer Araber, der gebietende Herr des Zuges. Das bunte Gewimmel ist in eine Wolke von Staub gehüllt. Die Sonne steigt nun empor, und die Karawane wendet sich ihr entgegen zum Gebet. Die Glut der Sonne vermehrt sich; die wunden Sohlen schmerzen; die Glieder ermatten; ein brennender Durst peinigt alle. Kein Strom, kein Grün, kein Strauch weit und breit. Auf heißen, schattenlosen Pfaden schreitet die Karawane. Da läßt endlich, mitten in der Wüste verborgen, ein Quell seine leise Stimme vernehmen. Das Kamel hat ihn aus der Ferne schon gewittert und schreitet rascher voran, ihm nach lustig der ganze Zug.

Plötzlich stehen die Tiere still und bäumen sich vor Lust. Ein Strahl der Freude glänzt auf allen Gesichtern. Man ist an der Stelle. Der ganze Zug wird in einen Kreis gestellt; die Quelle erquickt Menschen und Tiere. Man schlägt die Zelte auf und lagert sich für die Nacht. Ein paar trockene Dornbüsche und gesammelter Kameldünger geben Holz und Kohlen zum Feuer. Das Wasser aus den frisch gefüllten Schläuchen schmeckt vortrefflich. Einige Araber backen Brot, indem sie den Teig aus Bohnenmehl in einer hölzernen Schüssel kneten und die dünnen, runden Scheiben in heiß gemachtem Sande gar werden lassen. Noch heiß verschlingen diese die Hungrigen und trinken Kamelmilch dazu. Ein brennendes Rot breitet sich plötzlich über den Himmel und die Sandfläche aus; die Sonne ist untergegangen. Die kurze Dämmerung verschwindet schnell, und der Mond wirft sein bläuliches Licht über die einsame Landschaft. Es ist Nacht unter dem Zelte. Die Pferde wiehern; die Kamele schreien; die Feuer rauchen; das Licht der Lampe schimmert durch das gestreifte Zeug des Zeltes. Gedanken an ein ruhiges Leben, an die Heimat, die Familie steigen in der Seele auf, während man müde das glühende Haupt auf den Sattel niederlegt, der statt des Kopfkissens dient. Um die rotflackernden Feuer lagern sich draußen die braunen Araber in ihren weißen Mänteln. Die einen schlafen, die andern erzählen sich Märchen oder selbst erlebte Abenteuer von überfallenen Karawanen oder geplünderten Reisenden. Es wird dem Fremden ganz unheimlich unter diesen Räubern, die indes, wenn sie ihren Lohn für das Geleit erhalten haben, die zuverlässigsten Menschen sind. Morgens, während die Pferde aufgezäumt werden, reißen zwei oder drei Araber die Pflöcke des Zeltes aus; sie rütteln an dem Pflocke, welcher als Pfeiler dient; er fällt, und das weit ausgebreitete Tuch, welches eine ganze Familie von Reisenden bedeckt hat, gleitet und fällt selbst zur Erde herab als kleiner Ballen Zeug, den ein Kameltreiber unter den Arm nimmt und an den Sattel seines Tieres hängt. Es bleibt auf dem leeren Platze, auf welchem man soeben noch wie auf einem Wohnorte sich eingerichtet hatte, nichts übrig als ein kleines, verlassenes Feuer, das noch raucht und bald in der Sonne erlischt. Sind alsdann die ledernen Schläuche frisch gefüllt, die Zelte abgebrochen und die Ladungen den Kamelen aufgeschnallt, so ertönt die Pfeife

wieder in lustigen Weisen, und die Reise geht weiter. Wochen schwinden vorüber. Eine Einöde verliert sich in die andere. Heiße Tage folgen auf kalte Nächte. Den Tag über geht der Müde im Schatten des Kamels; es wendet sich gegen ihn und leckt ihm die Hand; in der Nacht erwärmt es ihn. Die Schläuche werden leer, die Tage heißer. Die Schritte der Reisenden erlahmen. Der schrecklichste Durst quält Mensch und Tier, und nur eine Quelle kann Rettung bringen. Denn daß das Blut eines geschlachteten Kamels oder gar das im Pansen desselben vorhandene Wasser dem Menschen Labung bringe, wie bisher behauptet wurde, ist nur eine Fabel. Endlich tauchen dunkle Flecken am fernen Horizonte auf. Die Karawanenführer brechen in einen Freudenruf aus; denn sie wissen, daß bald die Erlösung naht. Noch eine letzte Anstrengung und die Wüste liegt hinter ihnen mit ihren Schrecken und Gefahren.

(Karl Friedr. Lauckhard.)

190. Gelimer.

Als Gelimer, der letzte König der Vandalen, von Belisar in der Feldschlacht geschlagen und seines großen, blühenden Reiches in Afrika verlustig geworden war, warf er sich mit dem Reste seines Heeres in die Feste auf dem Berge Pappua, welcher jäh und unzugänglich nach allen Seiten sich hinabstürzt, umringt von eben so schroffen Klippen. Dorthin schickte Belisar den Herüler Pharas ab, daß er den Berg mit seiner Reiterschar bewachen und umschlossen halten sollte. Lange Zeit hielt Gelimer die Belagerung tapfer aus, und Pharas wurde endlich ungeduldig über die mannigfachen Beschwerden des Winters und nahm sich vor, die Feste durch einen kühnen Angriff zu nehmen. Aber die Belagerten wälzten Steine hinab auf die Heransteigenden, daß viele von ihnen umkamen und zuletzt selbst Pharas trotz seines Eifers einsehen mußte, daß ihm ein Sturm nimmermehr gelingen werde. So wartete er denn getrost, bis der Hunger den König und seine wenigen Getreuen zur Übergabe treiben würde. Er schrieb aber an Gelimer einen Brief, worin er diesen zur Unterwerfung aufforderte.

Gelimer antwortete, daß er nimmer einem ungerechten Feinde sich unterwerfen wolle. „Aber,“ so schloß er seinen Brief, „bewillige du mir eine Bitte, lieber Pharas, und

schicke mir eine Leier, ein Brot und einen Schwamm." Über diese Bitte wunderte sich Pharas, da er nicht wußte, was sie bedeuten sollte, bis ihm der Überbringer des Briefes sie erklärte. Er sagte: „Gelimer hat ein Brot begehrt, weil er ein solches nicht mehr gesehen, seitdem er den Felsen von Pappua bestiegen hat; er bedarf eines Schwammes, weil ihm von vielem Weinen das eine Auge blind geworden ist; nach einer Leier aber sehnt er sich, um bei ihrem Klange sein Elend zu besingen." Da ergriff den Pharas Trauer über den Wechsel menschlicher Größe, und er gewährte dem unglücklichen Könige seine Bitte. Aber immer enger und enger versperrte er ihm die Zugänge zum Felsen von Pappua.

Noch drei Monate vergingen; der Winter nahte sich seinem Ende, und Gelimer war noch immer ungebeugten Mutes; aber seine Standhaftigkeit kam oft in Versuchung. Einmal hatte ein maurisches Weib von einigem Getreide, das kaum halb gemahlen war, einen Kuchen bereitet und schob ihn in die heiße Asche des Herdes, wie die Mauren zu backen pflegen. Bei dem Feuer saßen zwei Knaben; der eine war Gelimers Neffe, der andere ein Sohn jener Frau. Beide waren gierig hungrig und lauerten auf den Augenblick, wo der Kuchen gar sein würde. Als dieser so weit zu sein schien, stürzte der vandalische Knabe schnell darauf zu, riß ihn weg, schob ihn glühend und mit Asche bedeckt in seinen Mund und wollte ihn verschlingen. Aber der maurische Knabe faßte seinen Genossen bei den Haaren, rang mit ihm und entwand ihm endlich durch viele Schläge den Kuchen wieder aus dem Munde. Das traurige Schauspiel ergriff den König Gelimer so, daß er sich nicht mehr halten konnte; er setzte sich nieder und schrieb an Pharas einen Brief, daß er sich ihm ergeben wolle.

Belisar freute sich über die Nachricht und schickte sogleich zu Gelimer einen Anführer ab, der ihm in seinem Namen den Eid leisten sollte.

Eine alte Sage erzählt, Belisar habe dem Vandalenkönige auch das Versprechen abgelegt, daß er ihn weder mit Stricken noch auch mit Eisenketten binden wolle. Diesem Worte vertrauend, gab Gelimer sich in die Hände der Römer; aber Belisar ließ ihn mit einer silbernen Kette binden und so dem Kaiser überliefern. Darüber erzürnte Gelimer; aber Belisar berief sich auf die Worte seines Versprechens, und

erst der Kaiser Justīnian in Byzanz nahm seinem unterlegenen Feinde die Ketten ab.

Als Gelimer gefangen vor den Kaiser geführt wurde, hatte er weder Seufzer noch Thränen, sondern er sprach beständig die Worte des Predigers Salomon vor sich hin: „Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel!“ Als er bis an den Thron des Kaisers gelangt war, mußte er seinen Purpurmantel ablegen, mit welchem er bis dahin umkleidet war, sich mit dem Gesichte zur Erde niederwerfen und so vor dem Kaiser Justinian sich demütigen. Dasselbe that auch Belisar; er warf sich mit Gelimer zur Erde. Diesem wies der Kaiser reiche Besitztümer in Galatien in Kleinasien an und gestattete ihm, dort seine Lebenstage in Frieden zu beschließen.

(Ono Klopp.)

191. Die silberne Kette.

1. *Zum König der Vandalen sprach Feldherr Belisar:*
„Du kannst uns nicht entrinnen mit deiner kleinen Schar;
Sieh, tausend gegen einen, das ist gewisser Tod;
Willst du dem Kaiser dienen, so entrinnst du aller Not.

2. *Dem dienen hundert Fürsten; dem zollen Meer und Land;*
Du wirst ein reicher König, des nimm mein Wort zu Pfand.
Wir wollen dich nicht binden mit Stricken oder Seil,
Noch auch mit Eisenketten; frei sollst du bleiben und heil.“

3. *Der gute König traute den Worten leicht genug;*
Doch Belisar, der stolze, sann auf Verrat und Trug.
Wohl liefs er ihn nicht binden mit Seilen oder Strick;
Mit einer Silberkette bewand er sein stolz Genick.

4. *Und führt' ihn im Triumphe gefangen nach Byzanz;*
Es jauchzt das Volk, geblendet von Pracht und Siegesglanz.
Da ward der alte König verspottet und verhöhnt,
Von Höflingen zum Schimpfe mit Dorn und Disteln gekrönt.

5. *Er schüttelt sich im Grimme, rafft mächtig sich empor,*
Und seine starke Stimme schallt in des Kaisers Ohr:
„Lafs mir die Kette nehmen — die trag' ich wider Recht —
So soll sich mancher schämen, der sich zu spotten erfrecht.“

6. *Der Kaiser liefs es geschehen; der alte, greise Held,*
Zwölf Jünglinge warf er nieder, zerschmettert, auf das Feld.
Da sprach der edle Kaiser: „Nun stellt das Höhnen ein;
Er soll an meiner Seiten ein gewalt'ger König sein.

(Karl Simrock.)

192. Dichtersprüche.

Bemühe dich, mein Sohn, zu lernen bis zum Grabe
Und glaube, daß der Tag nur ganz verloren sei,
In welchem du dir nicht was Gutes legtest bei
Von Wissenschaft, von Kunst, von einer Weisheit Gabe.
(Mart. Opitz.)

Du kannst in Ewigkeit so reichen Lohn nicht geben,
Daß der ihn nicht verdient, der dich von Kindheit an
In Pflegung hat gehabt und alles dies gethan,
Wodurch du hast erlernt wohl reden und wohl leben
(Mart Opitz.)

Wer auf die Welt kommt, baut ein neues Haus;
Er geht und läßt es einem zweiten;
Der wird sich's anders zubereiten,
Und niemand baut es aus. (Goethe.)

Ein Thor, der klaget
Stets andre an.
Sich selbst anklaget
Ein halb schon weiser Mann.
Nicht sich, nicht andre klaget
Der Weise an. (Herder.)

Der spielt leicht übermütig Spiel,
Dem stets der Sieg vom Himmel fiel.
Wer siegen lernt in Niederlagen,
Wird auch das Glück des Sieges tragen. (Geibel.)

Der Welt soll man vertrau'n, auf sie sich nicht verlassen;
Hab auf dich selbst Vertrau'n, wo andre dich verlassen;
Und wo dein Selbstvertrau'n, wie das auf Menschen bricht:
Da hab auf Gott Vertrau'n; nur er verläßt dich nicht.
(Rückert.)

193. Amerika.

Nach Westen, o nach Westen hin
Beflügle dich mein Kiel!
Dich grüfst noch sterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel.
(Luise Brachmann.)

Setzet euch, junge Freunde, im Geiste mit mir zu Schiffe; denn heute segeln wir über das breite atlantische Meer auf eine ganz andere Erdhälfte hinüber. Wir besuchen Amerika, einen Erdteil, in den ganz Europa viermal gesetzt werden könnte; denn Amerika hat einen Flächeninhalt von wenigstens 760000 Quadratmeilen, mit welcher Gröfse aber die Zahl seiner Bewohner in keinem Verhältnisse steht, da es deren etwa 100 Millionen

zählt, indessen die Bewohnerzahl des kleinen Europas über 260 Millionen beträgt.

Amerika, das Festland der westlichen Erdhalbkugel, nennt man im Gegensatze zu den drei Kontinenten der östlichen Halbkugel (Europa, Asien, Afrika) die neue Welt, weil es uns erst seit etwa 400 Jahren bekannt wurde.

Die Form, in der uns Amerika auf der Landkarte erscheint, ist die von zwei zusammenhängenden Dreiecken. Die schmale und hochgebirgige Landenge von Panămā verbindet beide mit einander.

Durchwandern wir die ganze Länge der beiden Amerika, so kommen wir zweimal durch alle Temperaturen der Erde, von dem eisigen Klima des Nordpols bis zu der verzehrenden Hitze des Äquators und von dieser nahezu wieder zur Frostkälte der Südpolarzone. Das Klima der neuen Welt zeichnet sich im Vergleich mit dem der alten Welt durch Regenüberfluſs, also durch gröſsere Feuchtigkeit aus. Auſser dieser Fülle von Regenwasser begünstigt noch die Ausdehnung der Ebenen die Entwickelung ungeheurer Stromgebiete. Trotz einer viel geringeren Landesausbreitung hat die neue Welt die gröſsten und wasserreichsten Ströme der Erde. Nirgends auf der Welt gleicht ein Strom dem mächtigen Marañon[1]) oder Amazonenstrom in Südamerika, der seine Gewässer nach einem Laufe von 770 Meilen dem Meere zuführt. Je weiter dieser majestätische Strom in seinem Laufe sich von der ersten Quelle entfernt, um so gewaltiger wächst seine Breite und in der Nähe des Ozeans ist seine Fläche so breit, daſs das Auge nicht einmal von ihrer Mitte ab die Ufer erspähen kann; er scheint viel eher ein weit über den Gesichtskreis hinaus ausgedehnter Landsee als ein Festlandsfluſs zu sein; denn er bewegt sich nur langsam dem Meere zu.

In Nordamerika ist das Stromgebiet des mächtigen Mississippi, des zweiten Stromes der ganzen Erde, dem des Marañon fast gleich; denn er durchläuft gleichfalls nahe an 700 Meilen, und sein Zufluſs, der Missouri, tritt, fast mit Unrecht, seinen Namen an den minder mächtigen Bruder ab. Zweige dieses Stromes sind unter vielen anderen der Ohio[2]) und der Arkansas[3]).

---

[1]) spr. maranjōn. [2]) spr. ohe͡io. [3]) spr. arkänsäs.

Neben dem Amazonenstrome fliefst in Südamerika auch der Laplatastrom, dessen Lauflänge nicht weniger denn 470 Meilen ausmacht, und an der Seite des Mississippi in Nordamerika steht der St. Lorenzstrom mit einer Lauflänge von 460 Meilen; jeder der beiden Ströme versorgt mit seinen Zweigen eine Landfläche von ungefähr 60000 Quadratmeilen reichlich mit Wasser.

Die alte Welt bietet nichts Ähnliches; ihr gröfster Strom, der Yantse-kiang in China, besitzt nur eine Stromlänge von 650 Meilen. Der Ganges und der Nil sind noch weniger im stande, sich mit Amerikas Stromfürsten zu messen. Die Wolga der gröfste Strom Europas, entwickelt nur eine Lauflänge von 430 Meilen, und wollte man in Amerika Flüsse und Ströme aufzählen, welche mit dem Vater Rhein von gleicher Gröfse wären, so hätte man sie nach hunderten zu nennen. Hierzu kommt noch die grofse Anzahl von Seen, besonders im Norden. Die Gruppe von Seen, wie sie Canada besitzt, findet nirgends in der Welt ihres gleichen. Diese ungeheuren Süfswassermeere bedecken eine Oberfläche von nahe an 5000 Quadratmeilen, und man hat berechnet, dafs sie etwa die Hälfte alles süfsen Wassers auf der Erdoberfläche enthalten.

Diese Ströme und Seen sind der Reichtum und der Stolz Amerikas. Kein anderer Erteil besitzt sie in solcher Zahl und solcher Gröfse, so wasserreich und so schiffbar. All dieser Wassersegen dient aber nicht blofs zur beständigen üppigen Befruchtung des Bodens, sondern er bildet Handels- und Verbindungswege zwischen allen Teilen dieser grofsen Welt. Und da die Hälfte der Länder Amerikas auch noch unter der Tropensonne liegt, so sind durch die zwei günstigsten Vorbedingungen, Feuchtigkeit und Wärme, die Grundlagen für einen üppigen Pflanzenwuchs gegeben.

Südamerika, und vor allem sein Amazonengebiet, ist das wahre Reich des prächtigsten Pflanzenwuchses und vorzüglich der Palmen. Aber auch in Nordamerika herrscht wegen der dem Boden beständig innewohnenden oder in reichem Mafse neu zugeführten Nässe überall eine ziemlich gleiche Fruchtbarkeit, und es kann der Landwirt fast ohne Ausnahme mit Sicherheit auf eine sehr reiche Ernte rechnen.

Auch an der Tierwelt zeigt sich der Einfluſs des nassen Elementes. Unter den Wirbeltieren sind die Reptilien am zahlreichsten vertreten. Die Flüsse und Sümpfe, welche die Regenzeit entwickelt, sind angefüllt mit Kaimans, den Krokodilen der neuen Welt, mit Iguanen, den gröſsten Rieseneidechsen, mit Basilisken und anderen Arten, die sich im warmen und stillen Wasser vermehren und hier ihre behagliche Heimat finden. Die Wälder verbergen in ihrem unzugänglichen Dunkel eine groſse Zahl von Schlangen aller Art und Gröſse bis zur riesenhaften Boa. Die vierfüſsigen Tiere stehen weit hinter denen der alten Welt zurück. Statt der Elefanten, der Rhinocerosse und der Nilpferde, der gewaltigen Riesen der alten Welt, finden wir nichts weiter als die verhältnismäſsig winzigen Tapire und Pecari; unter den Wiederkäuern erreicht das Lama der Anden nicht halb die Gröſse der Kamele und Dromedare; statt des afrikanischen königlichen Löwen und des wilden Tigers besitzt Amerika in den brasilianischen Wäldern die Unze und den Jaguar, welche kaum mehr als groſse Katzen sind.

Der Natur des Landes entspricht auch das Wesen des eingebornen Bewohners, Indianer genannt. Da er fast ununterbrochen in dem Schatten jener gewaltigen Urwälder haust, welche den Boden seiner Heimat überziehen, so hat sich sein ganzes Wesen darnach geregelt. Schon die Kupferfarbe seiner Haut deutet entschieden darauf hin, daſs er seinen Körper nicht so oft und so viel dem brennenden Feuer der Sonne aussetzt, als der schwarze Afrikaner. Der Amerikaner zeigt eine unheimliche Kälte und Unempfindlichkeit. Die schrecklichsten Qualen erduldet dieser merkwürdige Mensch, ohne eine Klage laut werden zu lassen. Er zeigt manchmal eine auſserordentliche Muskelkraft, aber ohne Ausdauer; der Indianer ertrug und erträgt die harten Arbeiten nicht, die der Neger vollführt. Selten hat er sich zu einer höheren Lebensweise als der des Jagens emporschwingen können; er ist also wesentlich der Mensch des Waldes geblieben.

Die üppige Fruchtbarkeit des Bodens war wertlos für ihn; denn er zog nicht seine Nahrung daraus. Er ist selbst nie zum Hirten emporgestiegen, wie die noma-

dischen Völker der alten Welt; daher fehlten ihm auch die Haustiere, welche ihn hätten nähren können mit Milch und Fleisch, oder kleiden mit Wolle und Häuten. Darum ist er arm geblieben, und den Europäern war es leicht, ihn aus seinem tausendjährigen Erbe fast ganz zu verdrängen. (Nach Guyot.)

194. Columbus, der Entdecker Amerikas. (1492.)

1. Christoph Columbus stammte aus der italienischen Stadt Genua und hatte sich von früher Jugend an dem Seewesen gewidmet. Mit Eifer bestrebt, seinen Geist auszubilden, hatte er sich alle Kenntnisse, welche zu diesem Berufe gehören, in vorzüglichem Grade angeeignet. Was er von der großen Entdeckung der Südspitze Afrikas durch die Portugiesen hörte, erfüllte ihn mit Begeisterung. Um sich genauer mit denselben bekannt zu machen, begab er sich nach Portugal. Hier kam er auf den Gedanken, daß man doch, da die Erde eine Kugel sei, wenn man gegen Westen durch das atlantische Meer schiffe, wiederum Land treffen müsse, und daß dieses Land vielleicht das im fernen Osten gelegene Indien sein könne. Wer weiß, dachte er, ob dieser Weg nicht kürzer ist, als der um Afrika herum? Auch manche Erzählungen portugiesischer Seeleute schienen darauf hinzuweisen, daß im Westen Land zu finden sei. Man habe, hieß es, zuweilen ungewöhnlich großes Schilfrohr, künstlich bearbeitetes Holz, ja einmal sogar zwei Leichname von ganz eigentümlicher Körperbildung von Westen her übers Meer schwimmen und ans Land treiben sehen. Es wurde daher der feurigste Wunsch des Columbus, eine Entdeckungsfahrt nach Westen hin zu unternehmen. Zuerst machte er seiner Vaterstadt Genua das Anerbieten und verlangte einige Schiffe. Allein man erwiderte ihm: „Du bist ein Träumer," und wies ihn ab. Hierauf wandte er sich an den König von Portugal; doch ebenfalls umsonst. Nun ging er nach Spanien; aber auch hier dauerte es acht lange Jahre, bis der beharrliche Mann mit seinem Vorhaben durchdrang. Endlich gab ihm die Regierung im Jahre 1492 drei kleine Schiffe und 90 Mann, um die große Reise anzutreten.

2. Voll kühnen Mutes fuhr nun Columbus ins wilde, unbekannte Meer hinaus. Der Wind blies günstig, und

pfeilschnell flogen die Schiffe dahin. Aber wo fand sich das gesuchte Land? Sechzig Tage hatte die Fahrt schon gedauert, und noch immer sah man nichts, als die unendliche Wasserwüste ringsum und darüber die weite Himmelsdecke. Da ergriff Angst auch die beherztesten unter den Schiffsleuten. „Was soll aus uns werden?“ fragten sie zitternd. „Er führt uns in den gewissen Untergang.“ Nur Columbus verlor keinen Augenblick den Mut. „Seid getrost,“ rief er den Verzagten zu; „bald ist das Ziel erreicht.“ Und unermüdet stand er Tag und Nacht auf dem Verdecke und beobachtete und leitete alles. Aber seine Mannschaft, ihm zuerst unbedingt vertrauend, hatte diesen Mut und diese Ausdauer nicht. Sie fürchtete, nicht mehr umkehren zu können und im fernen Ozean einem sicheren Untergange entgegensehen zu müssen. Nur der Geistesgegenwart und Ruhe eines überlegenen Mannes wie Columbus gelang es, den Unmut des Schiffsvolkes zu bezwingen. Da, als der Admiral kaum mehr im stande war, seine Leute im Gehorsam zu erhalten, erschien die Rettung. Das Senkblei erreichte den Meeresgrund; Rohr und ein Baumast mit roten Beeren schwammen auf das Schiff zu, und Landvögel flogen auf die Masten. Die Sonne ging unter; noch sah man nichts. Doch ließ Columbus die Segel einreffen, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen getrieben zu werden. Gegen Mitternacht erblickte man ein Licht in der Ferne. „Land, Land!“ erscholl es jetzt aus der Brust; man stürzte einander in die Arme, alle weinten vor Freude und baten kniend den Columbus um Verzeihung. Als der Morgen anbrach — es war am 70sten Tage nach der Abfahrt, am 12. Oktober 1492 — sahen sie eine schöne, grüne Insel vor sich liegen.

Mit Sonnenaufgang ruderten sie nun unter kriegerischer Musik ans Land: Columbus, eine Fahne in der einen Hand, einen Degen in der andern, war der erste, der die neue Welt betrat. Nachdem er mit der ganzen Mannschaft Gott auf den Knien gedankt, nahm er die Insel feierlich für den König von Spanien in Besitz. Die Inselbewohner, welche von allen Seiten am Ufer zusammengeströmt waren, betrachteten mit Erstaunen die weißen Männer, ihre Kleidung, Schiffe und Waffen. Niemals hatten sie solcherlei gesehen. Sie selbst waren nackt, von kupferroter Hautfarbe; viele trugen als Zierat Goldbleche in Nase und Ohren. Ihre

Insel nannten sie Guanahani[1]); Columbus aber gab ihr den Namen San Salvador, d. i. Erlöserinsel. Nach kurzem Verweilen setzte er dann seine Entdeckungsfahrt weiter fort und fand die großen Inseln Cuba und Hayti (San Domingo). Sie waren mit dem üppigsten Pflanzenwuchse bedeckt; aber von Anbau zeigte sich keine Spur; Herden nackter Menschen rannten tierähnlich umher und flohen beim Anblicke der fremden Menschen wie schüchterne Rehe. Allmählich jedoch wurden sie zutraulicher und brachten Wurzeln, Früchte, Papageien und Fische herbei. Was sie an Goldblechen hatten, gaben sie den gierigen Spaniern für gefärbte Scherben und blinkendes Glas gern hin. Columbus ließ auf Hayti eine kleine Festung erbauen, in welcher 38 Spanier zurückblieben; mit seinen übrigen Gefährten trat er dann die Heimreise an, um die wichtige Entdeckung in Europa zu verkünden.

3. Ungeheurer Jubel begrüßte den Helden, als er in Spanien landete; der König und die Königin überhäuften ihn mit Ehren; das ganze Land war in Bewegung gesetzt durch die Nachricht von einer neu entdeckten Welt. In kurzer Zeit hatten sich gegen 1500 Menschen zusammengefunden, die an einem neuen Zuge teilnehmen wollten, und schon sechs Monate nach seiner Rückkehr trat Columbus mit 17 Schiffen seine zweite Reise an. Er entdeckte auf derselben abermals mehrere Inseln, hatte aber auch manche Widerwärtigkeiten und Drangsale zu erdulden. Welch ein Schrecken, als er, in Hayti angekommen, die dort erbaute Festung zerstört und von seinen zurückgelassenen Gefährten keinen mehr übrig fand! Das grausame Betragen der Spanier gegen die armen Inselbewohner hatte diese zu gerechter Notwehr gereizt; sie hatten alle ihre Peiniger erschlagen, die Feste zertrümmert und sich in das Innere der Insel geflüchtet. Columbus gründete eine neue Niederlassung; allein seine neuen Gefährten, die gemeint hatten, in der neuen Welt Gold wie Sand auflesen zu können, verwünschten ihn, als sie nun Wildnisse urbar machen und Äcker bauen sollten; viele von ihnen kehrten nach Spanien zurück, und auf ihre Anklagen erschien endlich ein Abgesandter des Königs, der über das Verhalten des Kolumbus eine Untersuchung anstellen sollte. Das war dem edlen Helden zu viel; mißmutig ver-

1) spr. gwanahāni.

ließ er die Insel und eilte nach Spanien. Dort erkannte man auch seine Unschuld; doch vergingen zwei Jahre, ehe er die nötigen Schiffe zu einer neuen Fahrt erhalten konnte.

Auf dieser dritten Reise entdeckte Columbus zuerst das feste Land des neuen Erdteils. Er kam an die Küste von Südamerika, wo der Orinocostrom sich in das Meer ergießt. Aus der Größe dieses Stromes merkte er, daß er aus keiner Insel kommen könne. Er fuhr eine Strecke am Ufer entlang und wandte sich dann nach seiner Lieblingsinsel Hayti. Aber hier standen die Dinge höchst traurig. Wüste Unordnung und Zwietracht zerrüttete die spanische Niederlassung; frecher als je zuvor erhoben die Feinde des Columbus das Haupt. Und als er nun mit Kraft gegen die Friedensstörer einschritt, da wandten sich diese von neuem an den König und erhoben wider ihn die ärgsten Beschuldigungen. Abermals kam ein Gesandter aus Spanien, ein hochmütiger, gewaltthätiger Mensch. Der mißbrauchte seine Macht so sehr, daß er ohne nähere Untersuchung den Columbus gefangen nehmen, wie einen Verbrecher in Ketten legen und nach Europa abführen ließ. So sah Spanien den großen Weltentdecker in Fesseln! Freilich gab man ihn sogleich wieder frei; allein die Belohnungen, welche man ihm früher zugesagt hatte, wurden ihm nicht zu teil. Dennoch unternahm der kühne Mann noch eine vierte Reise. Auf derselben hatte er furchtbare Gefahren zu bestehen. Nachdem alle seine Schiffe zugrunde gegangen waren, schmachtete er mit seiner Mannschaft acht Monate lang auf einer Insel mitten unter den Wilden in der äußersten Not, bis endlich ein Schiff erschien und ihn nach Spanien zurückführte. Kolumbus starb, 59 Jahre alt, in der spanischen Stadt Valladolid[1]). Sein Leichnam wurde nach Hayti und später nach Cuba gebracht; die Kette, mit welcher er einst gefesselt war, wurde ihm, wie er verordnet hatte, mit ins Grab gelegt. Der von ihm entdeckte Erdteil aber erhielt nicht nach ihm, sondern nach dem Italiener Amerigo, der ihn zuerst beschrieb, den Namen Amerika.

(J. C. Andrä.)

195. Das Ei des Columbus.

Bei einem Feste, welches der Kardinal Mendōza dem Admiral Columbus zu Ehren veranstaltete, hielt er ihm eine große Lobrede wegen der von ihm gemachten Entdeckung,

1) waljadōlid.

welche er den größten Sieg nannte, den jemals der Geist eines einzigen Mannes erfochten habe. Die anwesenden Herren vom Hofe nahmen es übel auf, daß einem Ausländer, noch dazu einem Manne, der nicht einmal von vornehmer Herkunft sei, so große Auszeichnung erwiesen würde. „Mich dünkt," hob einer der königlichen Kammerherren an, „der Weg nach der sogenannten neuen Welt war nicht so schwer zu finden; der Ozean stand überall offen, und kein spanischer Seefahrer würde den Weg verfehlt haben." Mit vornehmem Gelächter gab die Gesellschaft dieser Äußerung ihren Beifall zu erkennen, und mehrere Stimmen riefen: „O, das hätte ein jeder von uns gekonnt!" „Ich bin weit entfernt," entgegnete Columbus, „mir etwas als Ruhm anzumaßen, was ich nur einer gnädigen Fügung des Himmels zuschreiben darf; indessen kommt es doch bei vielen Dingen in der Welt, welche uns leicht ausführbar erscheinen, oft nur darauf an, daß sie ein anderer uns vormacht. — Dürft' ich," sagte Columbus zu jenem Kammerherrn gewendet, „Ew. Excellenz wohl ersuchen, dieses Ei" — er hatte sich von einem Diener ein Hühnerei bringen lassen — „so auf die Spitze zu stellen, daß es nicht umfällt?" Die Excellenz versuchte von der einen, wie von der andern Seite vergeblich, das Ei zum Stehen zu bringen. Der Nachbar bat es sich aus, es gelang ihm ebensowenig; nun drängten sich die andern dazu, ein jeder wollte den Preis gewinnen; allein weder mit Eifer noch mit Ruhe war es möglich, das Kunststück auszuführen. „Es ist unmöglich," riefen die Hidalgos[1]), „Ihr verlangt Unausführbares?" — „Und doch", sagte Columbus, „werden diese Herrn sogleich sagen, das kann ein jeder von uns auch!" Jetzt nahm er das Ei und setzte es mit einem leichten Schlag auf den Tisch, so daß es auf der eingedrückten Schale feststand. — „Ja, das kann ein jeder von uns!" riefen die Hidalgos. Seitdem hört man oft sagen, wenn eine glückliche Erfindung gemacht wurde, zu welcher ein jeder sich gut genug dünkt: „Das Ei des Columbus!"

(Förster.)

196. Die Auswanderer.

1. Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschau'n immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

1) = Edelleute.

2. Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

3. Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

4. Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri[1]) alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild.

5. Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt, —

6. Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden, braunen Gästen
Voll frischen Trunkes eure Hand.

7. Es trinkt daraus der Tscherokese[2]),
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

8. O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

9. Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

10. Wie wird das Bild in alten Tagen
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

11. Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden;
Gott schütz euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reis und Mais! (Ferdin. Freiligrath.)

197. Die Pfeife.

Als ich ein Knabe von sieben Jahren war, füllten mir einst an einem Feiertage meine Verwandten die Taschen mit Kupfermünzen. Ich wußte nun nichts eiliger zu thun, als

1) spr. missuri. 2) ein Indianerstamm.

damit nach einem Kaufladen zu gehen, wo man Kinderspielzeug verkaufte. Schon auf dem Wege dahin begegnete ich aber einem andern Knaben mit einer Pfeife, deren Ton mir so wohl gefiel, daß ich ihm freiwillig all mein Geld dafür bot. Vergnügt über meinen Handel eilte ich wieder nachhause und durchzog pfeifend das ganze Haus; denn meine Pfeife machte mir eben so viel Freude, als ich damit die ganze Familie belästigte. Als meine Brüder, Schwestern, Vettern und Basen von meinem Handel hörten, sagten sie mir, daß ich viermal mehr für die Pfeife gegeben hätte, als sie wert sei. Dies machte mich nun erst aufmerksam darauf, wie viel schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und da sie sich noch über meine Thorheit lustig machten, so fing ich vor Ärger an zu weinen. Jetzt machte mir die Reue mehr Verdruß, als mir die Pfeife Vergnügen gemacht hatte.

Der Vorfall hatte aber das Gute, daß er einen bleibenden Eindruck auf mich zurückließ, der mir in der Folge sehr nützlich wurde; denn so oft ich in Versuchung geriet, etwas Unnötiges zu kaufen, sagte ich immer zu mir selbst: Gib nicht zu viel für die Pfeife, und so sparte ich mein Geld.

Als ich herangewachsen war und in die Welt eintrat, wo ich Gelegenheit hatte, die Handlungen der Menschen zu beobachten, glaubte ich viele, ja sogar sehr viele Leute zu bemerken, welche zu viel für ihre Pfeife gaben.

Sah ich einen Ehrgeizigen ängstlich nach Hofgunst streben und seine Zeit in Vorzimmern verschwenden, seine Ruhe, seine Freiheit, seine Tugend und wohl auch seine Freunde opfern, um sie zu erlangen, so sagte ich zu mir selbst: Der gibt zu viel für seine Pfeife!

Sah ich einen andern um Volksgunst buhlen, sich beständig in politische Händel mischen, seine eigenen Angelegenheiten darüber vernachlässigen und sich dadurch zugrunde richten, so sagte ich: Er zahlt wahrlich zu viel für seine Pfeife!

Wenn ich einen Geizhals traf, der sich jede Art von Bequemlichkeit versagte, sich um das Vergnügen, andern Gutes zu thun, betrog, die Achtung seiner Mitbürger verscherzte und auf die Genüsse zärtlicher Freundschaft verzichtete, nur um Schätze aufzuhäufen, so dachte ich: Armer Mann, du bezahlst in der That zu viel für deine Pfeife!

Fand ich einen Mann des Vergnügens, der jede Geistesfreude, jede Gelegenheit, sein Vermögen zu mehren, bloß

sinnlichen Genüssen hintansetzte, so sagte ich: Betrogener Mann, du schaffst dir Leiden, statt Lust, du gibst zu viel für deine Pfeife!

Sehe ich einen vernarrt in schöne Kleider, schönes Hausgerät und schöne Equipagen, die all sein Vermögen übersteigen, dafür Schulden machen und seine Laufbahn im Gefängnisse beschließen, so sage ich: O weh! der hat seine Pfeife teuer, sehr teuer bezahlt! —

Kurz, wo ich hinsah, bemerkte ich, daß die Menschen sich den größten Teil ihres Elendes dadurch selbst zuziehen, daß sie den Wert der Dinge nicht richtig zu schätzen wissen, und daß sie zu viel für ihre Pfeifen bezahlen.

(Benjamin Franklin.)

198. Benjamin Franklin.

Franklin[1]) war der 17. Sohn eines wenig vermögenden Seifensieders in Boston[2]). Mit dem 12. Jahre trat er in die Lehre bei seinem Bruder, der ein Buchdrucker war. Dieses Geschäft regte ihn an, seine kleinen Ersparnisse auf Bücher zu verwenden, und zugleich brach er sich von seinem Schlafe ab, um sich in schriftlichen Arbeiten zu üben. Hatte er einen guten Aufsatz fertig, so schrieb er ihn mit entstellter Handschrift und schob das Blatt unter die Thüre seines Bruders, als käme er von einem andern, und der Bruder druckte ihn dann in einer Zeitung ab, die er herausgab. Die rohe Behandlung in diesem Hause wurde unserem Benjamin aber in die Länge unerträglich; darum verließ er endlich Boston, und wir sehen ihn, durchnäßt und in den Taschen einige Wäsche, heimlich Philadelphia zuwandern. Sein erster Gang war hier in einen Bäckerladen, wo er drei Brote kaufte, die er unter den Arm nahm und im Gehen davon aß. Solches hat eine Bürgerstochter mit angesehen, die später seine eheliche Hausfrau wurde, und die hat es uns erzählt. In Philadelphia fand er Arbeit, und nachdem er bei einem Kaufmanne auch die Handlungsgeschäfte etwas gelernt hatte, errichtete er daselbst eine Druckerei, und man konnte ihn damals den Schubkarren, mit Papier beladen, mehr als einmal durch die Stadt fahren sehen. „Arbeit schändet nicht.“ Er schrieb und druckte eine Zeitung und einen gemeinnützigen Almanach[3]), stiftete eine Brandversicherung, verbesserte die Nachtwachen, errichtete eine freiwillige Landwehr gegen die

1) spr. fränklin. 2) boßt'n. 3) = Taschenbuch, Kalender, Jahrbuch.

drohenden Indianer und erfand die Blitzableiter, und da er zugleich das Postwesen ordnete, so ernannte ihn das dankbare Volk zum Generalpostmeister. Nur von schlichten bürgerlichen Sitten, erwarb sich Franklin durch seinen klaren Verstand, wie durch seine unbestechliche Rechtschaffenheit das Vertrauen des Volkes in solchem Grade, daß es ihn schon 1764 als Unterhändler nach London schickte, als das Vorspiel des amerikanischen Freiheitskampfes begann. Er konnte jedoch nichts ausrichten, und kaum der Verhaftung entflohen, ging er 1776 als Gesandter nach Paris, wo man ihn mehr für einen alten Bauern, als für einen Staatsmann hielt; doch ehrte ihn der König hoch, und Franklin sah seine zahllosen Bemühungen dadurch gekrönt, daß Frankreich die Republik anerkannte und ihr in der höchsten Not Hilfe zur See sandte. Bei seiner Rückkehr nach Amerika wurde er daher mit Jubel empfangen, und als er 1790 in seinem 85sten Jahre sein verdienstreiches Leben beschloß, war die Trauer so groß, daß die amerikanischen Zeitungen mit schwarzem Rande ausgegeben wurden und der Kongreß eine monatliche Trauer für sämtliche Staaten ausschrieb.

199. Der Indianer.

Ein Indianer hatte sich einst auf der Jagd verirrt. Von Hunger und Durst gequält, wandte er sich an einen englischen Landmann, der eben vor der Thür seines Hauses saſs, und bat ihn um ein Stück Brot. Als ihm dies mit harten Worten verweigert wurde, bat er um einen Trunk frischen Wassers, seinen brennenden Durst zu stillen. Auch dies versagte ihm der hartherzige Engländer und wies ihn mit Scheltworten ab.

Einige Monate später verirrte sich derselbe Engländer auf der Jagd, so daſs er sich bei hereinbrechendem Abende nicht zurecht finden konnte. Zu seiner nicht geringen Freude traf er einen Indianer und bat ihn, er möchte ihm nur den rechten Weg zeigen. Freundlich bedeutete ihm der Indianer, es sei heute schon zu spät, die Heimreise anzutreten, und lud ihn ein, bei ihm die Nacht zuzubringen. Voll Miſstrauens wollte anfangs der Engländer die Einladung ausschlagen; nach einigem Bedenken aber entschloſs er sich notgedrungen, dem Wilden in seine Hütte zu folgen. Hier wurde er mit allerlei Erfrischungen bedient und fand auf einer Tierhaut ein angenehmes Nachtlager. Als der Morgen angebrochen war, weckte der Indianer seinen Gast und führte ihn auf den rechten Weg. Beim Abschiede fragte er den Engländer, ob er sich nicht erinnern könne, ihn schon irgend wo gesehen zu haben.

Der Gefragte betrachtete nun seinen Führer genauer und erkannte in ihm denselben Indianer, den er vor Monaten so schnöde und hartherzig von seiner Thür abgewiesen hatte. Beschämt gestand er seine Unmenschlichkeit, und um sein Unrecht einigermaſsen gut zu machen, lud er den Indianer in sein Landhaus ein. Dieser lächelte freundlich, wünschte ihm eine glückliche Reise und verschwand in den Wald.

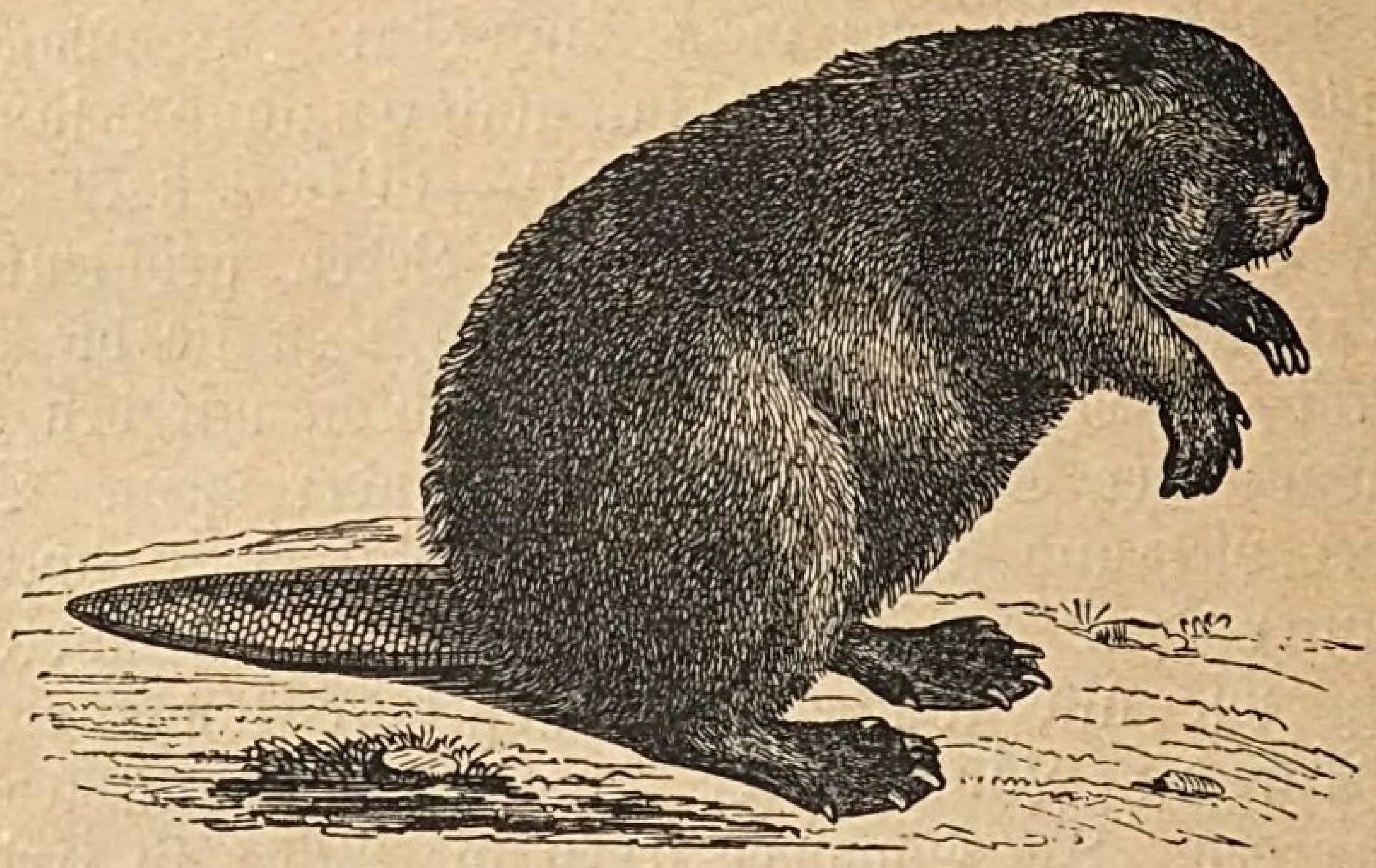
200. Der Biber.

Dieses durch seinen Kunsttrieb berühmte Tier war früher über den größten Teil von Europa verbreitet; allein jetzt findet es sich selten nur noch am Rhein, der Donau, der Weser und einigen anderen Flüssen. In Nordamerika ist der Biber desto häufiger; die Hudsonsbai[1])-Compagnie hat früher über 150000 Felle jährlich nach England gesandt, und noch jetzt kommen deren jährlich 50—60000 nach Europa.

Die Biber sind Tiere, die ihr Leben größtenteils im Wasser zubringen. Beim Schwimmen ziehen sie die Vorderfüße dicht an das Kinn und rudern bloß mit den Hinterfüßen, wobei der Schwanz als Steuerruder dient. Obgleich der Biber viel und schnell taucht, so hält er es doch selten lange unter dem Wasser aus, da er das Atemholen eben so wenig wie alle tauchenden Säugetiere lange entbehren kann. Auf dem Lande ist er langsam und kann leicht eingeholt werden. Im Sommer leben die Biber in Erdhöhlen in der Nähe der Seen und Flüsse; allein gegen den Winter sammeln sie sich in Gesellschaften von zwei- bis dreihundert Stück, um gemeinschaftlich ihre Wohnungen anzulegen. Zur Anlegung dieser wählen sie beschattetes, seichtes, langsam fließendes Wasser, am liebsten Buchten tiefer Flüsse, welche selten zufrieren. Ehe sie ihre Wohnungen bauen, legen sie einen Damm an, um das Wasser in gleicher Höhe zu erhalten. Zum Bau dieses Dammes benutzen sie junge Stämme von weichem Laubholz, als Pappeln, Weiden und dergl., welche sie oberhalb und ganz in der Nähe des Stromes mit ihrem starken Gebiß so fällen, daß dieselben in den Strom fallen und von dem schwimmenden Biber nach dem Orte ihrer Bestimmung geleitet werden. Mit den gefällten Stämmen und Ästen machen sie die Grundlage des Dammes und füllen die Zwischenräume mit Steinen und Schlamm aus und verstärken ihn alljährlich. Da die Stämme und Äste

1) spr. hödſ'nsbe.

von Weiden leicht Wurzeln fassen und ausschlagen, so entsteht daraus eine wahre Hecke oder ein Gebüsch. Ein solcher Damm, an welchem die ganze Gesellschaft baut, ist so fest, daß man mit Sicherheit hinübergehen kann. Ist der Damm vollendet, so trennt sich die Gesellschaft in kleine Familien, um die einzelnen Wohnungen anzulegen. Diese lehnen sich an den Damm, sind ebenfalls aus Reisern gebaut und von innen und außen mit Schlamm überzogen, haben einen Durchmesser von 2—3 m und bestehen aus zwei Stockwerken. Das obere trockene dient zum Aufenthalt der Tiere, das untere, im Wasser gelegene, zur Aufbewahrung ihrer Winter-



vorräte, die in Amerika aus Rinden der Magnoliabäume u. dergl. bestehen. In dem unteren Stockwerk unter dem Wasser ist der Aus- und Eingang, durch welchen sie sich bei Gefahr flüchten oder die Nachbarn ihrer Kolonie besuchen. Sie bauen nur während der Nacht.

Eine Fabel ist es, daß der Schwanz dieser Tiere ihnen beim Bauen als Mauerkelle diene; denn sie bringen die Erde nur mit dem Munde oder den Vorderfüßen herbei und drücken sie mit der Schnauze zusammen. Nicht für jeden Winter legen sie neue Wohnungen an, sondern sie verbessern jährlich die alten.

Jung gefangen läßt sich der Biber leicht zähmen und bleibt immer ein ruhiges, sanftes Tier. Sein Fleisch ist eßbar. Das rotbraune, gelbliche, weiße und oft auch schwärzliche oder ganz schwarze Haar wird hauptsächlich zu den feinen Kastorhüten verbraucht, und das Bibergeil dient als Arznei. (Kaup.)

201. Das Petrōleum.

Eine durch Kohlenstoff und aufgelösten Asphalt braun gefärbte Naphtha wird Steinöl oder Petroleum genannt. Diese übelriechende Flüssigkeit durchdringt namentlich viele Kalksteinschichten und ist häufig die Ursache, warum solche schwarzbraune Felsarten beim Reiben unangenehm riechen.

Wo das Steinöl reichlicher aus der Zersetzung eingeschlossener Pflanzenreste sich entwickelt hat, wird es gelegentlich vom eindringenden Wasser mit fortgerissen und in porösen Sandlagern und Quellenschichten angesammelt. Petroleumquellen entspringen bei Pechelbronn im Elsaß; Bohrlöcher, welche dort 17—23 m tief sind, liefern, indem man ihren Inhalt auspumpt, täglich mehrere Hektoliter Steinöl. Auch in Oberitalien, Dalmatien, Kroatien, Ungarn, Galizien nnd Polen sind ähnliche Ölquellen nicht selten. Die ewigen Feuer zu Baku am kaspischen Meere sind nichts anderes, als durch bisher unbekannte Umstände in Brand geratene Petroleumquellen. Die dortigen Eingebornen verehren sie als heilig.

Am reichlichsten aber kommt seit wenigen Jahren das Petroleum in Pennsylvanien in Amerika vor. Dort werden täglich tausende von Zentnern dieses so wichtigen Beleuchtungsmaterials durch Bohrlöcher aus den Schichten entnommen. Die ersten Bohrbrunnen erwiesen sich so ergiebig, daß unter den dortigen Farmern eine wahre Fieberwut ausbrach, die sich in den großartigsten Landspekulationen, Bohrunternehmungen und Lotterien zu erkennen gab. Man kaufte für schweres Geld von dem Landeigentümer das Recht, ein Bohrloch von wenig Centimeter im Durchmesser abteufen zu dürfen, und viele wurden in wenigen Wochen durch eine einzige Quelle zu Millionären.

Im Sommer des Jahres 1860 erhielten die Ölquellen dadurch einen ganz fabelhaften Aufschwung, daß einer der Bohrer tiefer ging, als man bisher versucht hatte, und dadurch eine fortwährend fließende Quelle erbohrte, aus welcher die unterirdisch gespannten Gase das Öl in ungeheuern Massen hervordrangen. Früher hatte man von Zeit zu Zeit durch Anlegung von Pumpwerken den Ertrag zu steigern versucht, jetzt aber reichten die Gefäße nicht für die Aufnahme der ohne Unterlaß hervordrängenden Ölmassen. Einzelne

Quellen lieferten täglich bis zu 16000 Gallonen[1]). Das Öl wurde denn auch bald ein höchst wichtiger Handelsgegenstand.

Das rohe Petroleum, als ein Gemenge verschiedener Kohlenwasserstoffe, enthält aber so flüchtige Bestandteile, daß es dadurch ein wirklich feuergefährlicher Stoff ist. Erst durch Reinigung hiervon wird es gebrauchsfähig und erhält jene klare, wasserhelle Farbe, unter der es jetzt allgemein bekannt ist, während es in rohem Zustande braun und trübe aussieht.

(Nach Varentin.)

202. Der Tabak.

Der Tabak, welcher seines allgemein verbreiteten Gebrauches wegen den Genußmitteln sich anreiht, stammt aus Amerika, wo die Spanier seine Benützung zuerst auf der Insel Cuba kennen lernten. Im Jahre 1560 wurde der Tabak durch den französischen Gesandten am portugiesischen Hofe, Jean Nicot[2]), nach Frankreich gebracht, während derselbe in England erst 26 Jahre später bekannt wurde. Von nun an verbreitete sich der Tabak rasch über ganz Europa; die Deutschen lernten seinen Gebrauch durch die spanischen, englischen und schwedischen Soldaten im dreißigjährigen Kriege.

Der Tabak wird aus den Blättern der Tabakpflanze bereitet, einem einjährigen, krautartigen Gewächs, welchem man den Gipfeltrieb ausbricht, damit es große und kräftige Blätter entwickle. Sobald diese anfangen, an der Spitze braune Flecken zu bekommen, sind sie reif und werden abgepflückt. Man legt sie dann in Haufen zusammen, so daß sie sich erhitzen, besprengt sie mehrmals mit Salzwasser und trocknet sie hernach, worauf sie in den Handel kommen. In Fabriken werden sie nun zu Schnupf- und Rauchtabak weiter verarbeitet.

Die zu Rauchtabak bestimmten Blätter werden in eine Beize gelegt, deren Hauptbestandteil Kochsalz ist, dem aber oft noch verschiedene wohlriechende Stoffe beigemischt werden, um dem Tabak einen angenehmen Geruch zu geben. Der Hauptzweck der Beize ist indes, den giftigen Bestandteil des

---

1) 1 Gallon = $4\frac{1}{2}$ Liter. 2) spr. schang niko.

Tabaks, das Nikotin, zum größten Teil zu zerstören und die Blätter weniger verbrennlich zu machen, so daß sie während des Rauchens nur langsam verglimmen. Nach dem Beizen schneidet man den Tabak in kurze Stückchen, die nach dem Trocknen in Pakete gefüllt werden, oder man wickelt die großen Blätter um die kleinen und zerrissenen und dreht daraus den gesponnenen oder Rollentabak (Knaster).

Auch bei den Zigarren, die eine Erfindung der Spanier sind, werden kleinere Bestandteile in die bekannte Form gedreht, und diese aus geringern Blättern bestehende Einlage mit einem Streifen von einem großen und bessern Blatte umwickelt.

Blätter, welche zur Bereitung des Schnupftabakes ausgewählt werden, erhalten eine an wohlriechenden Stoffen reiche Beize, worauf man sie in Form von Stangen zusammenrollt, die fein gerieben, wohl auch zerschnitten werden.

Der Tabak gedeiht am besten in heißen Ländern, wird aber außer in Amerika, wo noch gegenwärtig der meiste gebaut wird, in fast allen Staaten Europas, sowie auch in Kleinasien kultiviert. Der beste Tabak kommt aus Westindien und von Varinas in Columbien, von wo man ihn bereits zu Rollentabak verarbeitet in den Handel schickt und zwar in einer Art Rohrkorb, canasta genannt, woher der Name Knaster für diese Tabaksorte rührt. (F. Kr.)

203. Die Prairien[1]) und Savannen.

In dem großen Thale des Mississippi ist der Boden zum größeren Teile mit Wiesen, Prairien oder Savannen genannt, bekleidet. Sie haben ihre eigentümlichen Reize. Ist die Prairie klein, so besteht ihre größte Schönheit in der Nähe des umgebenden Waldsaumes, welcher dem Ufer eines Sees gleicht, mit tiefen Einbiegungen wie Buchten und Einfahrten und mit langen Spitzen wie Landzungen und Vorgebirgen. Wenn die Ebene ausgedehnt ist, sieht man die Umrisse des Waldes wie die Küste in großer Entfernung vom Ozean. Der Blick schweift bisweilen über die grüne Fläche, ohne einen Baum, einen Strauch oder irgend einen andern Gegenstand in der unermeßlichen Ausdehnung zu entdecken außer der Wildnis von Gras und Blumen.

1) spr. präriën.

In diesen ungeheuren Ebenen, wo Tausende von Büffeln und wilden Pferden in frohem Genusse des Lebens weiden, sind Feuersbrünste nichts Seltenes. Im Sommer, wenn das mannshohe Riedgras trocken wird, ist oft ein kleines Feuer eines wandernden Indianerstammes die Ursache eines Brandes, welcher mit der Schnelligkeit des Windes über die weiten Prairien sich verbreitet, Wälder und Gebüsche in Asche verwandelt und selbst schmälere Flüsse überschreitet, bis ein breiter Strom, ein See, eine kahle Bergkette seiner verheerenden Gewalt Grenzen setzt. Die Tiere des Waldes, die Büffel der Ebene verlassen ihre Wohnplätze und stürmen in atemloser Hast immer vorwärts, um dem ihnen mit unglaublicher Schnelligkeit folgenden Feuer zu entrinnen. Da ist kein Wald zu dicht, kein Abgrund zu tief, hinein, hinab geht die rasende Flucht. Gleich einer Schar Wandermäuse stürzen die schwarzmähnigen, hartknochigen, gewaltigen Büffel mit glühendem Auge herab, einer über den andern, auf den andern und vorwärts, was noch lebt. Hunderte mit zerspaltenem Hirnschädel, mit zerbrochenen Knochen bleiben liegen und werden bald eine Beute der gefräßigen Flammen. Und mitten darunter die flüchtigen, stolzen Pferde der Wildnis mit ihren Feinden, den Wölfen! Alles denkt nur an seine Rettung! Wölfe und Leoparden rennen vorüber an dem sterbenden Hirsche, wie an dem Rehbocke, der mit kühnem Sprunge über das Bergwasser zu setzen sich bemüht. Keiner kümmert sich um den andern; denn das Feuer hat mit seinen heißen Flammen bereits ihre Füße berührt, ihre Haare versengt! Wird die Flucht gelingen? Vielleicht, wenn ein rettender Strom, ein kühlender See sich zwischen sie und die Flammen stellt. Dahinein geht's ohne Bedenken; es gibt keine Wahl! Ob Tausende der Tiere der Wildnis ertrinken, ehe sie das rettende Ufer erreichen, niemand merkt den Abgang, denn unerschöpflich waren bis jetzt noch diese Schätze der Prairien. Und im nächsten Jahre wächst auf dem ausgebrannten, gedüngten Boden das Gras doppelt hoch, Büsche und Blumen sprießen hervor, und niemand ahnt, daß hier vor einem Jahre ein Feuer wütete, wenn nicht im grünen Grase die weißen Knochen der vernichteten Tiere dem Reisenden erzählten von einem Waldbrande in den Savannen.

(Ulrici.)

204. Das Lama.

Das Lama ist als Zweihufer und Wiederkäuer für die südliche neue Welt, was das Kamel für die südliche alte Welt, das Renntier für die Polarländer ist.

Es findet sich noch im wilden Zustande in Südamerika vor. Von der Südspitze Amerikas bis zum nördlichen Peru auf der hohen Cordillērenkette lebt dies Tier in seiner Wildheit außerordentlich zahlreich in Rudeln bis zu 100 Stück.



Nachts schläft es gewöhnlich am Abhang hoher Berge, von wo es mit Sonnenaufgang zu den Quellen und Flüssen herabsteigt und an deren grünen Ufern den Tag über weidet. Diese Tiere sind so wenig scheu, daß sie den Reisenden oftmals dicht vor den Pferden vorübergehen und selbst still stehen; ihr Lauf ist nicht besonders schnell, und mit einem guten Pferde holt man sie in der Ebene ein. Geht es bergan, so bleibt selbst der Hund zurück. Sind junge Tiere im Rudel, so laufen diese und die Weibchen voran, und ihnen wird, wenn sie verfolgt werden, von den älteren Männchen durch Stoßen mit dem Kopfe nachgeholfen; aber dennoch

werden die jungen Tiere häufig eingefangen und in der Gefangenschaft aufgezogen.

Das zahme Lama ist dem Peruaner, was das Renntier dem Lappen. Es gibt ihm Fleisch, das er in getrocknetem Zustande auf Reisen mitnimmt und auf längere Zeit aufbewahren kann. Die Milch ist so gut, wie die unserer Schafe, und aus der Wolle fertigt der Peruaner seine Kleidung. Die Häute gebraucht man zur Fußbekleidung, zu verschiedenem Hausrat in den ärmlichen Wohnungen und zum Verpacken der Erze und sonstigen Handelswaren, als Chinarinde u. s. w. Der Dünger wird als Brennmaterial benutzt; denn der Mangel an Holz ist auf der Hochebene sehr fühlbar.

Eben so wichtig ist das Lama als Lasttier, und gewiß war es das Hauptmittel, wodurch es den alten Peruanern gelang, sich zu einem so bedeutenden Grade von Bildung emporzuheben, in einem Lande, wo die Unebenheit des Bodens den Fortschritten der Entwickelung fast unbezwingliche Hindernisse in den Weg legt.

Zum Lasttragen benutzt man nur die männlichen Tiere; die Weibchen bleiben zuhause zur Zucht. Ehe die Maultiere eingeführt waren, wurden allein bei dem Bergbau zu Potosí gegen 30000 Stück jener Tiere gebraucht; jetzt aber wird das Erz hauptsächlich durch Maultiere heruntergebracht, weil der Transport durch Lamas viel zu langwierig ist.

Eigentümlich ist es, eine beladene Lamaherde ankommen zu sehen; stolz, mit emporgehobenem Kopfe und zugespitzten Ohren, geht das Tier langsamen Schrittes einher, anscheinend die kleine Last verachtend, die man ihm aufgebürdet hat. Nur durch Güte läßt es sich lenken, Schläge vermögen nichts; es wirft sich alsdann nieder und steht nicht wieder auf. Erblicken diese Tiere einen Reisenden, so spitzen sie, oft schon aus weiter Ferne, die Ohren. In der Nähe bleiben sie stehen und sehen neugierig den Vorübergehenden an. Reist man über jene Wiesen, auf denen die Lamaherden mit ihren Jungen ohne Aufsicht eines Hirten weiden, so ist es sehr gewöhnlich, daß sich ganze Herden aus weiter Ferne in Bewegung setzen und in gestrecktem Galopp auf den Reisenden zugelaufen kommen. In einer Entfernung von 30 bis 50 Schritten bleiben sie stehen und sehen den neuen Gegenstand mit sehr ausdrucksvoller Miene an, worauf sie wieder zur Weide zurückkehren. (Nach Meyen.)

205. Der Amazonenstrom.

1. Der Amazonenstrom, der größte Strom der Erde, bildet das mittelste der drei großen Wassersysteme Südamerikas. Ihm strömen die Gewässer von einem Flächenraume zu, der fast zehnmal größer als Deutschland ist; Flüsse vereinigen sich mit ihm, die Europas größten Flüssen an Wassermenge gleich kommen. Sein Lauf geht durch die ungeheuren Wälder Brasiliens. Seine jährlichen Anschwellungen beginnen im September und erreichen im März ihre höchste Höhe. Dieses Steigen und Fallen ist eines der großartigsten Naturereignisse. Sobald der Strom in gewisser Höhe über seine sandigen Inseln hinflutet und Schilf und Gräser bedeckt, verlassen die Vögel diese Orte und ziehen landeinwärts oder dem Orinoco zu. Öde und schweigsam wird die Gegend, die vorher vom Geschrei der Kiebitze und Möven ertönte, und Fische spielen da, wo vorher Krokodile ruhten und Wasserschweine und Tapire ihre Nahrung suchten. Schneller und stürmischer tritt endlich das Wasser über seine Ufergrenzen. Die Bäume erzittern unter dem Drange der Flut, und scheu flüchten die Tiere nach höher gelegenen Gegenden. Nur einzelne Vögel, wie der fasanartige Zigeuner und krächzende Papageien, erhalten sich auf den Gipfeln der höchsten Bäume. Inzwischen belebt das Wasser die Nahrungssäfte der Pflanzen, und aus dem strotzenden Laube brechen tausend duftige Kelche. Während das schlammige Wasser um die Stämme wirbelt, überziehen sich die Kronen mit einem Schmelze der buntesten Blumen, und der Wald wird zu einem geschmückten Wassergarten. Fische durchschwärmen jetzt die beschatteten Gewässer, und Krokodile und Flußschildkröten haben sich ebenfalls aus den Tiefen herauf begeben. Etwa 4 bis 6 Wochen nach dem höchsten Wasserstande treten die mit Schlamm überzogenen Waldflächen wieder aus der Flut hervor; Gras und Unterholz sproßt üppig nach, und die Tiere kehren nach und nach zurück in ihre alten, gewohnten Plätze.

2. Eine Fahrt auf dem Riesen aller Ströme läßt zwar nicht gewerbreiche Städte und liebliche Landhäuser und Dörfer an seinen Ufern schauen, wie bei unseren deutschen Strömen, aber eine mächtige Natur zieht an dem Reisenden vorüber. Ein einziger Urwald deckt die Gegend, in die der Marañon aus den Anden herausbricht. Nach Aufgang der Sonne

kommt Leben in die Bewohner der Wälder. Große Familien von Affen nehmen die höchsten Gipfel der Bäume ein, wo sie nicht mehr der Pfeil des Indianers zu erreichen vermag. In behaglichen Stellungen sitzen die Brüllaffen der Morgensonne zugewendet, sie mit ihrer rauhen, schallenden Stimme zu begrüßen. Auf den weiß gebleichten Ästen eines verdorrten Riesenstammes sitzen Scharen schlafender schwarzer Geier, die mit weit ausgebreiteten Flügeln am warmen Sonnenstrahle sich trocknen. Manchmal steht ein kolossaler Storch am Ufer des Flusses. Vor allem herrlich ist der Anblick der dichten, dunkelgrünen Baumkronen, von denen die Scharen schneeweißer Reiher wie Festkerzen scharf sich abzeichnen. Auch die niederen Geschöpfe teilen die Sehnsucht nach der Sonnenwärme. Die Fische schwimmen sorglos und ruhig an der Oberfläche oder erheben sich scharenweise über das Wasser, während die plumpen Sprünge des Delphin an die fliegenden Fische auf dem Ozean erinnern. Balsamischer Duft unzähliger harziger Baumstämme und Blüten verkündet das Höhersteigen der Sonne, und größer wird die Thätigkeit der tierischen Bewohner. Zahllose Entenscharen treiben auf den flachen Wellen, und Wolken von schwarzköpfigen Möven lassen sich blicken, die mit dem Fischfang sich beschäftigen. Auch größere Tiere werden sichtbar. Am Ufer erscheinen Rehe, und die Bewegung der Äste verrät die Ankunft einer Herde Affen, von denen die kleineren Arten nur durch außerordentliche Schnelligkeit vor gefräßigen Raubvögeln sich retten können. Immer geschäftiger wird das Leben, begleitet von den mannigfaltigsten Tönen, die nur das geübte Ohr des Indianers zu unterscheiden vermag. Unübersehbare Flüge grüner Papageien haben sich auf den fruchtbaren Waldbäumen niedergelassen, und das Herabfallen der Kapseln und Beeren bringt auf den harten Blättern ein Geräusch hervor, als wenn ein Schlossenwetter niederstürzte. Spechte erfüllen den Wald mit ihren pochenden Tönen, und aus der Tiefe der Wälder klingt ein Geräusch hervor, als nahte eine Truppe Reiter. Das sind zahlreiche Herden von Bisamschweinen, die den Boden zerstampfen, ehe sie mit ihren Hauern ihn aufwühlen. Auch die menschenähnlichen Stimmen der Waldtauben dringen aus der schauerlichen Wildnis, während der langgeschwänzte Ameisenbär mit freudigem Grunzen seine klebrige Zunge in den wimmelnden Ameisenhaufen schiebt.

3. Nach Sonnenuntergang durchschwirren unheimliche Fledermäuse, nach Insekten haschend, die nächtliche Stille, und mit leisem Flügelschlage ziehen Eulen und Ziegenmelker umher, ihre Beute im Schlafe zu überraschen. Doch jetzt erschallen die weittönenden Stimmen der froschartigen Amphibien, und das Knurren der herumstreifenden Unzen, der größten Katzenart dieser Waldungen, verbreitet Schrecken unter den Bewohnern des Waldes. Bisweilen kriecht ein Krokodil ans Ufer, oder eine riesige Schlange rauscht vorüber, und noch in den Mitternachtsstunden hört man tief in den Wäldern den einförmigen Ruf des schutz- und wehrlosen Faultiers ertönen.

Zuweilen zeigt sich ein Indianerdorf oder eine vereinzelte Waldhütte an den Ufern des Stromes, oder ein leichter Kahn mit braunen Indianern schwimmt auf den sanft bewegten Fluten; denn auch der Mensch hat sich in dem dunkeln Urwalde angesiedelt. Geräuschlos schleicht der Indianer, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, durch das dichte Gesträuche, und mit geübten Augen weiß er die Spuren des Wildes zu finden oder drohenden Gefahren zu entgehen. Lautlos fliegt der kleine, aber stark vergiftete Pfeil nach seinem entfernten Opfer. Mit den erlegten Tieren oder auch mit Früchten zur Bereitung seines Getränkes, mit Palmenfasern zur Verfertigung seiner Matten, mit Wachs und Honig und vielen anderen Dingen kehrt er dann heim in seine Hütte. Die Wände der Hütten bestehen aus Baumstämmen, durch Schlingpflanzen mit einander verbunden, und Palmblätter bilden die schützende Decke. Hier lebt der Indianer, meist finster, mürrisch und mißtrauisch, oder nimmt teil an wilden Tänzen, die er mit seinen Genossen aufführt.

(Nach Pöppig.)

206. Der Kondor.

Wenn der wissensdurstige Europäer die Hochthäler der Anden ersteigt und die erhabene Öde dieser Gebirgswelt ihn mit ihren Schauern erfüllt, und wenn dann sein rings umher schweifender Blick den Boden sucht: dann verrät ihm zuweilen im Schnee der Abdruck eines Tierfußes, daß selbst auf diesen Höhen die Grenze des Lebenden noch nicht erreicht ist. Die Spur ist groß genug, um den größten Pferdehuf zu verdecken; die Krallen sind tief eingeschlagen, der Tritt einwärts gekehrt. Es ist die Fährte des Kondórs, des

Riesengeiers dieser Riesenberge. Mit Staunen betrachtet sie der Wanderer, und er sucht nach dem mächtigen Geschöpfe selbst.

Diesem hat die Glocke der Maultiere schon längst den Zug der Fremdlinge verraten. Von seinem Rastplatze aus ist er ihm mit spähendem Blicke gefolgt, und plötzlich hat er sich in langsam gewaltigem Flügelschlage von der Felsenspitze emporgeschwungen. Immer höher und höher, in immer kühnerem Schwunge steigt der Greif hinauf. Aber wie hoch er sich auch hebt, so bewegt er fast niemals die Flügel sichtbar. Mit dem schärfsten Fernrohr kann man seine Bewegungen nicht entdecken; nur den Hals sieht man ihn verschiedentlich schwenken. Selbst wenn er aufwärts fliegt, scheint er die Flügel nicht zu bewegen, sondern nur anders zu stellen; in schiefer Richtung steigt er dann eben so gleichmäßig empor wie ein Papierdrache. Wahrlich, wenn man auf den schwarzen, ausgestorbenen Felsengebirgen Patagoniens diesen riesigen Geier dahingleiten sieht, dann wird die alte Sage vom Vogel Greif wieder lebendig:

Er packt den Fels mit krall'ger Hand,
Der Sonne nah im öden Land;
Im blauen Luftmeer ist sein Stand.

Tief unten wogt des Meeres Schwall;
Er wacht von seinem Felsenwall,
Und wie ein Blitzstrahl ist sein Fall.

Der ausgewachsene Kondor hat über 1 m Länge, und bei ausgespannten Flügeln mißt er von einer Flügelspitze bis zur andern an 4 m. Schwarz von Gefieder, trägt er eine weiße Halskrause, hat einen nackten Hals und auf dem Kopfe einen hornigen Kamm.

Das Hochgebirge verläßt er nur selten; aber innerhalb desselben ist er gebietender Herr. Da jagt er die Vicuna, das Guanaco, den kranken Hirsch oder das verirrte Weidetier. Selbst dem Löwen dieser Berge, dem Puma, macht er seine Beute streitig.

Hat er sich recht voll gesättigt, dann sitzt er längere Zeit regungslos, wie gelähmt. In solchem Zustande überraschen ihn die Indianer, erschlagen ihn mit Knütteln, oder erdrosseln ihn mit dem Lasso, den sie ihm mit großer Sicherheit um den Hals werfen. Ihn mit der Kugel zu erlegen, ist weniger sicher, da nur ein Kernschuß sein starres Gefieder durchdringt.

(Nach Humboldt und Masius.)

207. Die Stufenleiter.

1. *Ein schlauer Sperling haschte sich*
Ein blaues Mückchen. „Weh mir Armen,“
Rief es, „ach, Herr, verschone mich;
Lafs meiner Jugend dich erbarmen!“
„Nein“, sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin grofs, und du bist klein.“

2. *Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus;*
So leicht wird kaum ein Floh gefangen,
Als Junker Spatz. „Gib“, rief er aus,
„Mich frei! Was hab’ ich denn begangen?“
„Nein“, sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin grofs, und du bist klein.“

3. *Ein Adler sah den Gauch und schofs*
Auf ihn herab und rifs den Rücken
Ihm auf. „Herr König, lafs mich los!“
Rief er, „du hackst mich ja in Stücken!“
„Nein“, sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin grofs, und du bist klein.“

4. *Schnell kam ein Pfeil vom nahen Bühl*
Dem Adler in die Brust geflogen.
„Warum“, rief er, indem er fiel,
Zum Jäger, „tötet mich dein Bogen?“
„Ei“! sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin grofs, und du bist klein.“

(G. C. Pfeffel.)

208. Die Eingebornen Australiens.

Auf dem Festlande von Australien findet sich nur ein einziges einheimisches Volk, das für sich eine eigene Rasse bildet, nämlich das der australischen Schwarzen. Es sind meist schlanke Menschen, deren Hautfarbe schwarz ist, aber nicht so glänzend schwarz, wie die der afrikanischen Neger, sondern eher ins Graue hinüberspielend. Sie haben auch kein wolliges Haar, wie die Neger; dasselbe ist, wenn auch schwarz, doch sehr weich und gelockt, und die Männer tragen fast alle ihren vollen Bart, der ihnen oft über den Hals bis auf den Nacken wächst.

Es sind das noch Wilde im wahren Sinne des Wortes. Denn was ihre Kleidung betrifft, so tragen nur jene Stämme, welche den südlichen und kälteren Teil bewohnen, im Winter einen Mantel von Tierfellen; was aber ihre Religion anbelangt, so glauben sie nur an einige böse Geister. Gleichwohl besteht auch bei ihnen die Ahnung eines Fortlebens nach dem Tode; wie das aber einmal wird, darüber zerbrechen sie sich

wenig den Kopf. Nur daß sie in den Himmel kommen, glauben sie, und halten die Sterne für die Lagerfeuer der früher Gestorbenen und die Milchstraße für den aus diesen Feuern aufsteigenden Rauch. Auch zu diesen Stämmen sind die Missionäre gegangen und haben Versuche gemacht, sie zum Christentum zu bekehren, doch ohne Erfolg.

Kein australischer Stamm treibt Ackerbau, oder dächte nur daran, ein Samenkorn in die Erde zu legen, um Fruchtbäume daraus zu ziehen, wie es die wilden Stämme anderer Erdteile thun. Er lebt von dem, was er im Walde findet, so wenig das immer ist, und von der Jagd und Fischerei; für das übrige läßt er den lieben Gott sorgen. Dabei sind diese Menschen so lässig, daß sie nicht einmal eine Hütte als Wohnung bauen. Sie zünden ihre Feuer unter dem ersten besten Baume an, den sie erreichen können, und nur bei Regenwetter oder heftigem Winde schlagen sie große Stücke Baumrinde los, stellen sie mit den Spitzen zusammen und lehnen einen Stock dagegen, um wenigstens von der Windseite gegen das Wetter geschützt zu sein.

Auf Bequemlichkeit machen sie gar keinen Anspruch; sie liegen nachts auf dem kalten Erdboden, wandern am Tag durch Sturm und Regen mit dem nackten Körper und leben von allem, was sich nur irgend wie kauen und verschlucken läßt. Wild und Fische gehören dabei zu den Delikatessen; aber auch Käfer, Insektenlarven, Engerlinge, Muscheln, kurz alles verzehren sie, was sie bekommen können, und fehlt es ihnen an solcher Fleischkost, so begnügen sie sich auch mit gewissen saftigen, fleischigen Pflanzen, ja selbst, wenn es nicht anders geht, mit der inneren weichen Rinde mancher Bäume und Gewächse, wie das Harz, welches manche Bäume ausschwitzen, eines ihrer liebsten Nahrungsmittel ist.

Ihre Waffen bestehen sämtlich aus Holz, sind aber nicht ungeschickt, ja manche sogar recht sinnreich verfertigt. Sie brauchen dieselben entweder gegen ihre Feinde oder das Wild. Merkwürdig bleibt es dabei, daß man in ganz Australien keinen einzigen Volksstamm findet, der Bogen und Pfeile führt, obgleich sich manche ihrer Hölzer recht gut dazu eignen würden.

So einfach wie die Waffen sind auch ihre Fahrzeuge, mit denen sie in der Regenzeit ihre Ströme befahren. Fast alle anderen Völker suchen etwas darin, ihre Fahrzeuge nicht nur bequem und sicher herzustellen, sondern auch zu

verzieren; nur die australischen Wilden denken nicht daran. Sie stoßen nämlich von einem Baume, der sich leicht schälen läßt, ein entsprechend großes Stück Rinde ab, legen es auf den Strom, und der Kahn ist der Hauptsache nach fertig. Damit vorn und hinten kein Wasser hineinlaufe, bauen sie einen kleinen Damm von Lehm vor. Freilich haben höchstens zwei Personen darin Platz, und bei der geringsten falschen Bewegung schlägt das Fahrzeug um. Aber was schadet's? Ihre Kleider können nicht naß werden, ihre Waffen nicht rosten; sie selbst sind äußerst geschickte Schwimmer und erreichen bald das Ufer.

Die australischen Wilden sind ein bitterböses Volk, voll von Aberglauben, Tücke und Blutdurst, und die Kämpfe zwischen den einzelnen Stämmen hören nie auf. Deshalb wurde es den Engländern auch sehr leicht, das Land in Besitz zu nehmen; denn da sie in lauter kleine Stämme geteilt sind, dachte der Nachbarstamm nicht daran, seinen angegriffenen Landsmann zu unterstützen. Im Gegenteil, sie freuten sich, wenn von den Engländern ein Teil erschlagen wurde, weil sie dadurch so viele Feinde weniger zu haben glaubten. Daß die Reihe dann auch an sie kommen würde, daran dachte keiner. Niemand getraut sich dabei über die Grenze seines Stammes hinaus, weil er ganz sicher weiß, daß er, wenn er sie überschritte, überfallen und erschlagen würde. Selbst die Weißen sind vor den Wilden nicht sicher, wenn sie nicht Feuerwaffen bei sich führen. Da freilich, wo die Weißen größere Kolonien haben, getrauen sich die Wilden nicht mehr, sie anzugreifen; denn sie wissen, daß ihnen die Strafe auf dem Fuße folgt. Aber untereinander führen sie ihre Kriege noch immer fort, und wehe dem Feind, der ihnen in die Hände fällt; er ist unrettbar verloren. (Friedr. Gerstäcker.)

209. Korallentiere.

Es ist ein wunderbares Leben und Weben in den Korallentieren. Klein, von röhrenförmiger Gestalt, ohne Kopf und Herz, gleichen diese Geschöpfe eher einem Stücke vom Strohhalm als einem Tiere. An dem einen Ende ihrer häutigen Röhren stehen rings im Kreise zarte Fäden, Fangarme genannt, mit denen sie nach Nahrung greifen. Außer diesen empfindsamen Fangarmen ist alles an dem Tiere unbeweglich; denn seine schleimige Haut wird nach und nach

in einen Kalkpanzer eingehüllt. Der zarte Leib vergeht; der steinerne Sarg jedoch bleibt, und da die Tiere zu Millionen friedlich in Kolonien vereint leben, so bilden schon die versteinerten Leiber einer einzigen Generation den Grundstein zum Aufbau einer Insel. Ein neues Geschlecht siedelt sich auf den Gräbern seiner Vorfahren an, und auch dieses vergeht; aber es kettet sich unmerklich eine Generation an die andere, bis endlich nach einer langen Reihe von Jahren aus der Tiefe des Meeres ein Inselbau entstanden ist, der Bäume und Häuser, Tiere und Menschen herbergen kann. Das Material zu demselben sind die feinen Kalkteilchen, welche sich überall im Meerwasser aufgelöst finden. Diese werden von jenen winzig kleinen Baumeistern zu unzähligen Panzern gemodelt, über welche endlich nicht mehr das Meer mit seinen Wogen, sondern der blaue Himmel mit seinen Sternen sich hinbreitet.

Man kennt gegenwärtig mehr als 400 Arten der Korallentiere. Die meisten enthält der stille Ozean, und zwar zwischen den Wendekreisen. Sie bauen nicht immer nach demselben Plane, sondern richten sich nach dem Bauplatze, den sie vorfinden. Ziehen sie eine Mauer längs der Küste einer schon vorhandenen Insel, und zwar so, daß zwischen der Mauer und der Küste noch ein breites und tiefes Fahrwasser bleibt, so nennt man diesen Bau ein Dammriff. Das größte dieser Art befindet sich an der Nordküste von Neuholland. Es steigt mit einemmale aus einem unergründlichen Ozean auf, zieht sich 220 Meilen längs der Küste hin, oft 4, oft 15 Meilen von derselben entfernt. Seine Breite wechselt von 300 Ellen bis zu einer Viertelmeile. — Hier und dort hat es thorartige Eingänge, durch welche die Schiffe aus- und einfahren können. Das Rollen der Wogen längs dem Riffe ist schon in weiter Ferne hörbar. Ein Wasserwall türmt sich nach dem andern mit tiefblauer Farbe an dem Damme empor, und hat er die höchste Höhe des stürmischen Anlaufs erreicht, so stürzt er schäumend und sich überschlagend mit blendend weißer Farbe wieder in den Ozean zurück. Tag und Nacht hört man das Tosen der gewaltigen Brandung, als grollte ein nimmer endender Donner. Hinter dem Riff ist der eingeschlossene Meeresarm ruhig und seiner ganzen Länge nach mit Sicherheit zu beschiffen.

Einen andern Bau als die Dammriffe zeigen die Korallenbänke. Sie ziehen sich so dicht an dem Saume einer

Küste hin, als wollten sie dieselbe befransen. Die eigentümlichste Bauart gewähren jedoch die sogenannten Atolls. Sie kommen nur in dem stillem und im südlichen Ozean vor. Ein Atoll besteht aus einem Kranze oder Ringe von Korallen, der eine Lagune (einen See) in seiner Mitte einschließt. Die Breite des Ringes beträgt oft nicht einmal 350 m, und selten erhebt er sich mehr als 3 m über das Wasser. Daher ist er selbst in sehr geringer Entfernung nicht immer zu erkennen, wofern er nicht mit Kokospalmen bewachsen ist. Er verrät sich jedoch dem Kundigen durch den Wogenschlag, der gewöhnlich mit einer solchen Gewalt an die Ringmauer prallt, daß man ihn meilenweit hört. An der Außenseite ist der Ring anfangs sanft abgeschrägt; dann aber geht er mit einemmale in die unergründlichen Tiefen des Ozeans. An der inneren Seite setzt er sich in einer Reihe von Bänken unter dem hier ruhigen Wasser fort. Da er stets Öffnungen in seinem Umfange hat, durch welche die Wogen hineintreten, so bietet er den Schiffen ausgezeichnete Häfen. Die Größe der Ringe wechselt von ½ bis 20 Meilen im Durchmesser. Übrigens ist ein Atoll in einer fortwährenden Veränderung begriffen. Die kleinen Baumeister arbeiten auf der Innen- wie auf der Außenseite desselben rüstig fort; auch das Meer thut das Seine, die Lagune auszufüllen, indem es Bruchstücke aller Art hineintreibt, und hat sich nur erst ein kleines Stück des Lagunengrundes aus den Wellen emporgearbeitet, so vergrößert sich dasselbe auch allmählich nach allen Seiten hin. Zuletzt wirft das Meer einige herumschwimmende Kokosnüsse hinauf, und ein Wald entsteht da, wo vor Jahren noch Schiffe kreuzten und Schutz gegen Stürme suchten. — Bis zu einer mäßigen Tiefe unter dem Wasser bleibt der ganze Korallenbau lebendig und erweitert sich dort nach allen Seiten hin. Was über dem Wasser herausragt, ist tot und besteht nur aus losgebrochenen Stücken, die von dem Wogenschlage heraufgespült sind. Merkwürdig ist, daß an der inneren Seite des Ringes, also in der Lagune, ganz andere Korallentiere arbeiten als an der Außenseite. Die der letzteren, welche im Sturm der Brandung die Stütze des Riff bauen, sind bei weitem kräftiger und rüstiger, als ob auch hier bei den kleinsten Geschöpfen, der Kampf die Kraft und den Mut stähle. Diejenigen, welche innerhalb des Atolls leben, sind von viel zarterem Bau und prangen in den schönsten Farben.

Dunkles Blau und lebhaftes Grün, blasses Rot und reicher Purpur schimmern von ihren Panzern durch das klare Wasser des Meeres herauf. Einen zauberhaften Anblick gewähren namentlich die Korallenbäume. Es sind steinerne Stämme, mit Ästen und Zweigen, über und über mit röhrigen Zellen bedeckt, aus denen die Fangarme der Kolonisten wie zarte Blütenfäden heraushängen. Aufrecht stehen die Bäume da, in bunter Farbenpracht und zierlichen Gruppen, wie die Blumen auf einem Blumenbeete. Zwischen ihnen spielen ganze Scharen von Gold- und Silberfischen, und wer aus einem Boote hinunter in diese Landschaften schauet, dem ist's als würde er von einem Luftballon über Berg und Thal, über Wiesen und Gärten getragen.

Am reichsten ist der stille Ozean mit Atolls versehen. Mitten in diesem Meere schließen die Ringmauern der Atolls eine noch nicht gezählte Menge von Binnenseen ein, die in ruhiger Erhabenheit daliegen, wenn die Sturmwellen, rings um sie herum brandend, auf und nieder wogen. Auf den meisten der Ringmauern befinden sich bewohnte Inselchen, die sich nicht mehr als 6 m über den Meeresspiegel erheben, während die Riffe selbst an keiner Stelle mehr als 2 m über die weißen Schaumwellen der Brandung emporragen. Sämtliche Atoll-Inseln breiten sich ohne allen Wechsel der Bodenerhebung aus. Es sind Ebenen, die weder Berg noch Thal, weder Fels noch Wasserfall haben. Nur der Kokosbaum mit seiner hohen Blätterkrone überragt das weiße Segel, welches still durch die Wellen des Binnensees zieht. (K. Gude.)

210. Die Ermordung Cooks.

Als Cook[1]) *auf seiner dritten Reise um die Erde die Inseln der Südsee untersuchte, entdeckte er die Sandwichs*[2])*-inseln, indem er auf Owahu landete. Schon lange vorher war den Inselbewohnern durch einen vergötterten Häuptling prophezeit worden, dass er selbst einst auf einer schwimmenden Insel, mit Kokos, Schweinen und Hunden angefüllt, wiederkommen werde. Wie nun Cook landete, jauchzten alle in Freude auf: „Der Häuptling ist erschienen!“ Die Leutchen führten Cook in den Tempel, und die Priester brachten ihm Opfer. Man erdrosselte ein Schwein vor seinen Augen und*

1) *spr. kuk.* 2) *spr. sänduitsch.*

führte ihm das gebratene Fleisch vor den Mund; ja, der Oberpriester kaute es ihm sogar vor, und es half nichts, Cook mufste davon essen. Darauf wurde er reichlich beschenkt mit Schweinen und Früchten; es begann ein gegenseitiger Tauschhandel, und es herrschte zwischen den Matrosen und den gutmütigen Insulanern das beste Einverständnis, so dafs selbst die Offiziere unbewaffnet in die Dörfer gingen, wo man sie mit Pisangfrüchten, Bananen und Kokosnüssen bewirtete und durch Tänze und Gesänge zu vergnügen suchte.

So weit waren die Bewohner ganz liebe Leute und überall brav befunden; nur dem Hange zu Diebereien konnten sie nicht ganz widerstehen, so dafs gute Schwimmer sogar die Nägel der Schiffsverkleidung unter dem Wasser herausholten. Eines Tages stahlen sie auch eine Schaluppe und einige andere wertvolle Gegenstände. Um diese wieder zurückzuerhalten, wollte Cook den König als Gefangenen auf das Schiff bringen. Dieser folgte ihm auch bis an das Ufer; hier aber nötigte ihn eine seiner Frauen, sich unter eine Palme zu setzen. Cook mochte schmeicheln, bitten, locken, der alte Mann war nicht mehr vom Platze zu bringen. Da eilt einer mit aufgehobener Keule zu der versammelten Menge und ruft: „Krieg! Krieg! Die Fremden haben auf unsere Kähne geschossen und einen Anführer getötet!“ Und so war es in der That. Gleich schafften die Insulaner ihre Weiber und Kinder fort und bewaffneten sich. Cook mufste sich nun langsam an das Ufer zurückziehen, verfolgt von einzelnen. Einer verletzte ihn sogar mit seinem Dolche; den schofs Cook mit seiner Doppelflinte nieder. Jetzt gaben auch Cooks Leute, die sich schnell in Schlachtordnung aufgestellt hatten, Feuer; aber zum grofsen Erstaunen hielten die Wilden nicht nur stand, sondern drangen selbst mit furchtbarem Geheule auf die Seeleute ein und erschlugen ihrer vier. „Schiefst nicht,“ rief Cook den Leuten im Boote zu, welche sich nun ebenfalls schufsfertig machten. Indem er sich aber umdrehte, versetzte ihm ein Verfolger einen Schlag auf den Rücken, und ein anderer durchbohrte ihn mit der Lanze, so dafs er tot ins Meer stürzte. Mit Hast zogen ihn die Wilden heraus, zerschnitten ihn und opferten sein Fleisch den Göttern. Nur als man mit Kanonen einige Dörfer in Brand schofs, konnte man seine Gebeine, in ein Tuch gewickelt, zurückerhalten. (1779.) *(Lebensbeschreibungen.)*

211. Das Meer.

Es ist ein überraschender Anblick, wenn einer zum erstenmale das unermeßliche Weltmeer schaut. Welche Wassermasse, mit der alle Ströme der Erde sich nicht vergleichen

lassen, ist da vor ihm ausgebreitet! Die riesige Fläche reicht weiter, als das Auge zu sehen vermag. Sie dehnt sich aus bis an den Horizont, wo der Himmel auf ihr zu ruhen scheint. Nirgends, wir mögen spähen, wie wir wollen, ist ein jenseitiges Ufer zu finden. Spiegelglatt, oder nur leicht sich kräuselnd, ist die Wasserebene ausgespannt. Kein Berg, kein Hügel, keine Erhöhung, keine Abwechselung unterbricht die wunderbare Fläche. Da auf einmal braust der Sturm heran. Da kommt Leben in das ruhige Gewässer. Immer höher und höher heben sich die gepeitschten Wogen; immer tiefer sinken dazwischen die Wellenthäler. Haushohe Wasserberge sieht man aufsteigen und wieder sinken, und weit ans Ufer heran schlagen die furchtbaren Wellen. Ein gewaltiges Rauschen und Brausen begleitet die tiefgefurchten Bewegungen des Meeres, bis endlich die Wut des Windes sich gebrochen hat und nach und nach die alte Ruhe auf der weiten Wasserfläche zurückkehrt.

Jetzt besteigen wir ein Schiff, das uns hinaustragen soll in diese gewaltige Wasserwelt. Wir verlassen den festen Boden der Erde, um uns jenem unsicheren und beweglichen Elemente anzuvertrauen. Wir möchten sehen, wo denn das Meer seine Grenzen, sein jenseitiges Ufer hat. Die Segel sind gespannt, und die Anker werden gelichtet. Immer schneller wird der Lauf des Schiffes; immer weiter entfernt es uns von dem festen, schützenden Lande. Kaum vermag das Auge noch die Häuser und Türme der Stadt zu erkennen, aus deren Hafen uns das Schiff hinausgetragen hat. Immer niedriger erscheinen uns die Höhen, die das Ufer begrenzen; immer flacher erscheint uns das ganze Ufer, bald nur noch wie ein dunkler Streifen am fernen Horizonte. Wir wissen kaum mehr zu unterscheiden, ob die fernen dunkelgrauen, kaum mehr erkennbaren Massen noch Berge des Festlandes oder entfernte Wolken sind, die am Himmel aufsteigen oder hinabsinken wollen. Nur mit der größten Anstrengung des Auges glauben wir noch, wie durch Nebel hin, einen dünnen Streifen Landes unterscheiden zu können. Endlich ist alles hinter uns verschwunden. Wie erst vor uns ein unbegrenztes Meer sich ausbreitete, so liegt jetzt hinter uns bis an den fernsten Horizont die einförmige Wasserfläche.

Da wenden wir den Blick wieder vorwärts. Ist hinter uns alles verschwunden, so wird doch vor uns, wohin das Schiff uns trägt, ein anderes Ufer, ein anderes Festland

aus dem Meere sich erhoben haben. Welche Täuschung! Nichts als Wasser; so weit das Auge reicht, nichts als Wasser! Wir drehen uns langsam im Kreise auf dem Schiffe herum; wir schauen nach allen Seiten, nach allen Himmelsgegenden, und immer wieder sehen wir nichts als Wasser. Wie eine mächtige Scheibe, die in einem fernen Kreise mit dem Himmel verbunden zu sein scheint, liegt es um uns. Himmel und Wasser und das Schiff, das uns trägt, das ist alles, was dem Auge sich darstellt. Ein noch nie empfundenes Gefühl übermannt uns. Furcht und Angst überfallen uns, die wir noch niemals den Anblick des Festlandes entbehrt hatten. Am Morgen hatten wir das Ufer verlassen, jetzt will schon der Tag sich neigen, aber noch läßt nirgends ein fester Punkt sich wieder entdecken. Fische spielen im Wasser; mitunter umkreist ein gewaltiger Meerfisch unser Fahrzeug, oder kleinere Fische heben sich hoch mit ihren flügelartigen Floßfedern aus dem Meere empor. Das ist die ganze Abwechselung, die uns geboten wird. So sinkt der Abend auf unser einsames Schiff herab. Die Sterne ziehen am Himmel herauf und spiegeln sich wundervoll wieder in dem ruhigen Spiegel des Wassers. Wir scheinen mitten zwischen zwei Himmeln zu fahren. Über uns blinken die Sterne, und unter uns glänzt ihr Widerschein aus der Tiefe des Meeres. Da plötzlich erfaßt noch ein anderes Schauspiel unsere Blicke. Die Oberfläche und die Tiefe des Meeres fangen an wie Feuer zu glänzen, und das ganze Meer scheint mit Feuerfunken übersäet zu sein. Die Fische schießen wie feurige Blitze durch die Fluten. Millionen von Sternchen und Fünkchen scheinen sich auf den Wellen des Meeres zu schaukeln, und wie ein Feuerstreifen glänzt hinter uns die Bahn, die unser Schiff zurücklegt.

Wir legen uns endlich zur Ruhe. Das unheimliche Gefühl, über der Tiefe des Meeres zu schlafen, läßt uns spät erst in Schlummer sinken. Das Schaukeln des Schiffes weckt uns. Noch ist alles um uns in das Dunkel der Dämmerung gehüllt. Aber schnellen Schrittes eilen wir auf das Verdeck hinauf, um das Land zu begrüßen, dem das Schiff, das die ganze Nacht mit Windesschnelle dahinflog, uns nun wohl zugeführt hat. Doch siehe da, das Auge findet auch heute nur Himmel und Wasser. Wir meinen, die Dämmerung verberge uns noch die fernen Küsten; doch es wird heller und heller, und nirgend zeigt sich ein Fleckchen

Land den gespannten Blicken. Im Osten strahlt feurigrot der Himmel; aber nicht hinter Bergen — wie wir es von den Fenstern unserer Heimat aus sahen — aus dem Wasser auf steigt die Sonne, und ihre ersten Strahlen schlagen einen Feuerweg auf dem Meere bis zu unserem Schiffe; Nebelmassen heben sich aus dem Meere und verhüllen unsere Aussicht. Da denkt sich unsere Einbildung, wir führen auf einem Strome, und nicht weit neben uns müßten die Ufer sich hinziehen. Wir möchten die Nebelschleier niederreißen, um nur wieder am Anblicke des Landes uns zu laben. Wir können es kaum erwarten, bis die Sonne die Nebel zerteilt hat. Ja, die Nebel werden wohl dünner und dünner, und unsere Blicke schweifen wieder bis zum weiten Horizonte; aber nirgends zeigt sich eine Spur von dem geträumten Lande; immer wieder ist nichts als ein unabsehbares Wassermeer um uns ausgebreitet.

So vergeht uns der zweite Tag und die zweite Nacht; aber auch der dritte und vierte Tag, sie bringen uns nichts anderes als Himmel und Wasser. Der Anblick fängt an, uns zur Gewohnheit zu werden. So vergeht eine Woche, und schon siebenmal 24 Stunden hat uns das Schiff im unaufgehaltenen Laufe weiter getragen. Es vergeht eine zweite, und noch immer ist der Weg über den atlantischen Ozean, der Europa von Amerika trennt, nicht zurückgelegt. Kannst du dir nun denken, wie unermeßlich groß das ganze Weltmeer sein muß? (Aug. Berthelt.)

212. Die Perlenfischerei auf Ceylon.

Der Hauptplatz der Perlenboote ist die dürre und öde Küste von Aripo. Mit unerbittlicher Macht sengt hier die Sonne alles zusammen, so weit nur das Auge schweifen kann. Im ausgeglühten Sande gedeiht nur Dorngestrüppe, zusammengeschrumpfte Blätter hängen am nackten Gesträuche. Die Tiere suchen Schutz vor den brennenden Strahlen; aber da ist nichts von einem Schatten, nur ein atemhemmender Dunst zittert über dem Boden, und die See spiegelt die erdrückende Hitze zurück. Aus glühendem Sande ragen die gebleichten Gebeine der Perlentaucher hervor, welche die Gier nach den Schätzen in den Tod führte. Das ist der Ort, auf welchem sich das Bild des buntesten Treibens aufrollt, wenn die Taucherboote heransegeln und auf den Ruf der Regierung aus allen Gegenden Hindostans Tausende und

Tausende schnöden Gewinnes halber herbeiströmen. Da er-
heben sich plötzlich längs dem Gestade hin breite Straßen,
wo Hütte an Hütte aus Bambus- und Arekapfählen, mit
Palmenblättern, Reisstroh und bunten Wollenzeugen bedeckt,
aufsteigt, in denen Lubbies, d. h. die eingeborenen Moham-
medaner, Mohren, d. h. mohammedanische Handelsleute aus
der Ferne, Malabaren, Koromandeler und andere Hindus
ihre Buden aufschlagen. Abenteurer und Taschenspieler treten
auf; gewandte Diebe schleichen sich ein. Stolze Eingeborene
vom Kontinent im Rufe des Reichtums lassen sich zum
sinnenverwirrenden Schauspiele in reichverbrämten Tragsesseln
unter prachtvollen Sonnenschirmen bringen. Alle indischen
Sitten und Trachten kommen zum Vorschein; jede Kaste ist
vertreten; Priester und Anhänger jeder Sekte eilen herbei;
Gaukler und Tänzerinnen belustigen die Menge. Während
dieses Schauspieles gehen jeden Morgen etwa 200 Boote in
die See, von welchem jedes zwei Taucher nebst zwei Ge-
hilfen und einen Malaiensoldaten mit geladenem Gewehr
trägt; letzterer soll nämlich verhüten, daß die Muscheln ihrer
Schätze nicht eher entledigt werden, bis sie ans Ufer ge-
bracht sind. Ist diese ganze Flotte an ihrem Bestimmungs-
orte, etwa vier englische Meilen weit vom Lande, angelangt,
so beginnt die Arbeit. Eine bewaffnete Schaluppe liegt zu
ihrem Schutze in der Nähe, und ein Zeltdach dieses Fahr-
zeuges läßt mit Muße und Bequemlichkeit dieses Schauspiel
genießen. Um den Tauchern die Erreichung des Meeres-
grundes zu erleichtern, welcher an dem Aufenthaltsorte der
Perlenmuscheln 10 bis 12 Klafter tief ist, hat man ein
langes Tau an eine Rolle gewunden, welche von einer Quer-
stange am Maste über den Bord hinaushängt, und an das
Tau ist ein Stein von 200 bis 300 Pfund Gewicht be-
festigt. Man läßt den Stein neben dem Boote herab, und
der Taucher, einen Korb bei sich tragend, der ebenfalls mit
einem Tau im Boote befestigt ist, gibt, auf dem Steine
stehend, ein Zeichen, ihn herabzulassen, und sinkt dadurch
rasch auf den Grund; dann wird der Stein wieder herauf-
gezogen, während der Taucher im Wasser mit der rechten
Hand so viele Perlenmuscheln als möglich in seinen Korb
legt und mit der linken an Felsen oder Seegewächsen sich
anklammert. Läßt er diese los, so schießt er an die Ober-
fläche empor, und ein Gehilfe zieht ihn sogleich in das Boot,
während ein anderer den Korb mit den Muscheln herauf-

befördert. Alsdann wird der zweite Taucher ins Wasser gelassen, und so geht es abwechselnd fort bis 4 Uhr nachmittags; denn nun kehren alle Boote mit ihren Ladungen nach Aripo zurück. Ist die Fischerei den Tag über beendigt, so erhält der Taucher, welcher am längsten unter Wasser geblieben war, eine Belohnung. Die gewöhnliche Zeit dieses Aufenthaltes währt 53 bis 57 Sekunden. Einmal hielt ein solcher 1 Minute 58 Sekunden unter Wasser aus; als er wieder heraufkam, war er so erschöpft, daß er lange Zeit zu seiner Erholung brauchte. Alle dortigen Taucher sind Malaien und von Kindheit an zu ihrem Handwerk erzogen. Der Lärmen ist bei diesem Geschäfte so groß, daß er die gefürchteten Haifische verscheucht, und viele Fischereien werden ohne irgend einen Angriff zu Ende geführt; gleichwohl verlangen die Taucher, daß Haifischbeschwörer während des Fischens am Strande für sie beten, und teilen gerne mit ihnen den Gewinn. Selbst die katholischen Taucher aus der portugiesischen Zeit her gehen nicht an ihr Geschäft, ohne Gebetformeln und Sprüche aus der heiligen Schrift an ihrem Arme zu befestigen.

Haben nun die Boote ihre gehörige Ladung Muscheln an Bord, so entsteht ein Wettrennen unter ihnen nach dem Ufer. Dort sind die dienstthuenden Truppen aufgestellt, damit niemand sich Muscheln aneigne, ehe sie meistbietend verkauft oder in das Magazin der Regierung abgeliefert sind. Letzteres ist ein mit hohen Mauern umgebener viereckiger Raum, dessen Boden schräg und von vielen kleinen Rinnen durchschnitten ist. Durch diese läuft fortwährend Wasser aus einem Behälter, in welchen die unverkauften Muscheln gelegt werden, damit sie bei eintretender Fäulnis sich von selbst öffnen. Sind die Perlenmuscheln ans Land gebracht, so werden sie in kleine Haufen geteilt und versteigert. Dieses ist eine sehr belustigende Art von Lotterie, indem man leicht ein paar Pfund Sterling für einen großen Haufen Muscheln bezahlt, ohne eine einzige Perle darin zu finden, während mancher arme Soldat, welcher einen oder zwei Groschen für ein halbes Dutzend ausgibt, möglicherweise eine Perle darin entdeckt, so wertvoll, daß er damit nicht nur seinen Abschied erkaufen, sondern auch den Rest seines Lebens sorgenfrei zubringen kann. In früheren Zeiten ließ die Regierung die Perlenmuscheln nicht versteigern, sondern in das Magazin bringen und dort durch besonders an-

gestellte Leute öffnen; allein diese waren so schlau, daß sie trotz der genauesten Aufsicht Perlen verschluckten. Gegenwärtig werden die nicht verkauften Muscheln in die erwähnten Wasserbehälter gelegt, und haben sich ihre Schalen durch Fäulnis geöffnet, so fallen die Perlen heraus, das Wasser spült sie in die Rinnen, in welchen sie durch feine Gazewände aufgehalten und in großer Menge gesammelt werden. Ist die Zeit der Perlenfischerei zur Hälfte verstrichen, so beginnt die eigentliche Plage. Die durch die glühenden Sonnenstrahlen schnell in Fäulnis übergehenden Muscheln verbreiten im Magazin einen nicht zu beschreibenden pestilenzialischen Gestank, und dazu gesellen sich Fieber, Brechruhr und rote Ruhr, die steten Begleiter von Miasmen, Unreinlichkeit und Hitze. Der Wind verbreitet einen abscheulichen Geruch auf meilenweite Entfernungen, und die Luft ist in der Kaserne, welche absichtlich zwei Meilen weit vom Magazin entfernt liegt, besonders zur Nachtzeit kaum zu ertragen. Wollen sich keine Perlenmuscheln mehr finden, und ist man der beschwerlichen Fischerei müde, dann wird Aripo von seinen Bewohnern nach und nach verlassen, und die Ufer werden wieder still und öde; nur die Truppen müssen so lange ausharren, bis die letzte Muschel im Magazin verfault ist. So endet diese vielbewegte Scene, dieses wirre Getreibe, welches Gewinnsucht der Menschheit ihrer Eitelkeit willen ins Dasein ruft. Verklungen ist geschäftiger Händler lautes Feilschen und der neugierigen Menge lärmendes Getöse, verhallt ist das kataraktenähnliche Rauschen der auf- und abfahrenden Taucher; verschwunden sind alle die Handelsleute, Juweliere, Ringfasser, Schmuckhändler und übrigen Glücksritter, welche auf sichere Gewinste in der großen Lotterie ihr Spiel wagten; an der öden verlassenen Küste brandet nach wie vor mit melancholischen Schlägen des Meeres Welle; verflogen in alle Winde sind das Stroh und die Lappen der flüchtig gebauten Hütten, heißer Flugsand bedeckt die Fußtritte der einst hier wogenden Menge.

(Aus Brehms Tierleben.)

213. Die Perlenmuschel.

1. Tief im Meeresschoß verborgen,
In der schaurig grausen Nacht,
Wo das Ungetüm der Fluten,
Wo der Haifisch lauernd wacht;

2. Hängt die graue Muschelschale
An der steilen Felsenwand,
Und der kühne Taucher holet
Dort sie mit geschickter Hand.

3. Grau und schlammig, ohne Schimmer,
Grüßet sie das Tageslicht;
Meint man doch, die schlechte Muschel
Lohn' so viel Gefahren nicht.

4. Aber sieh! in ihrer Mitte,
O, wie schimmert's da so rein!
O, wie glänzt da Perl' an Perle,
Holder noch als Edelstein!

5. Hoher Reichtum ruht verborgen
Dort in wundersamer Pracht,
Daß so eine einz'ge Muschel
Hat den Taucher reich gemacht. (Braun.)

214. Fliegende Fische.

Im Meere gibt es Fische, die sich aus dem Wasser erheben und einige Zeit in der Luft fliegen können. Durch einen kräftigen Schweifschlag schnellen sie sich aus der Flut empor, aber nur zur Zeit, wenn die See hoch geht, wenn also der Wind stark weht, nie aber zur Zeit der Windstille. Dann breiten sie ihre großen, unmittelbar hinter dem Kopfe sitzenden Brustflossen aus und erhalten sich so in der Luft. Die Strecke, welche sie zurücklegen, beträgt manchmal gegen 90 m. Ihre Brustflossen halten sie ausgespannt, ohne sie zu bewegen. Dieselben scheinen also mehr als Fallschirme, denn als Flugwerkzeuge zu dienen. Es ist der Wind, durch den sie fortgetragen werden. Dabei kommt ihnen die große Schwimmblase allerdings auch zu gute. Was sie veranlaßt, ihre kurzen Luftfahrten zu unternehmen, ist noch nicht sicher erforscht, wahrscheinlich die Furcht vor ihren Verfolgern, vielleicht auch ein lebhafteres Atmungsbedürfnis, oder eine stärkere Lebenslust, als sie den Fischen gewöhnlich eigen zu sein pflegt.

Es gewährt den Seefahrern in der Tropenzone, denn vorzugsweise in dieser findet sich der Flatterfisch, einen überraschenden Anblick, wenn zu beiden Seiten des Schiffes diese Fische oft in Schwärmen zu hunderten aus den Wellen her-

vorschnellen, silberglitzernd nach allen Seiten aus einander stäuben und sich in langen, flachen Bogen über der Meeresfläche hinschwingen, dann in ihr Element zurückstürzen, um sich rasch wieder zu erheben. Aber nicht alle fallen in das Meer nieder. Seevögel stoßen auf sie los und nehmen sie als erwünschte Beute weg. Manchmal fügt es auch der Zufall, daß solche Fische auf das Verdeck des Schiffes fallen, was natürlich dem Schiffsvolk viele Freude verursacht, zumal sie auch kein zu verachtender Bissen sind. Es gibt mehrere Arten von fliegenden Fischen; aber selten wird einer über 3 Decimeter lang. Sie zeichnen sich vor anderen Fischen durch die großen klaren Augen aus, sind hübsch gestaltet, und die durchsichtigen Brustflossen gereichen ihnen zur besonderen Zierde. (Masius.)

215. Ein Seesturm.

Schrecklich sind Seestürme. Ihnen geht gewöhnlich eine schwüle Stille voran. Plötzlich schlägt der regelmäßig wehende Wind um; Wirbelstöße erheben sich, und zischend und pfeifend heult der Wind durch das Takelwerk. Die Matrosen klettern an den Strickleitern empor und raffen die Segeln ein. Die Luken werden auf allen Seiten sorgfältig geschlossen, um den anschlagenden Wellen das Eindringen zu verwehren. Immer höher peitscht der Sturm die Wogen, bis sie den Bewohnern des Schiffes wie Berge, bis ihre Thäler wie bodenlose Abgründe erscheinen. Schon hat das Meer seine Durchsichtigkeit verloren; schwarz sieht es aus und öffnet einen gähnenden Schlund neben dem andern. Jetzt auf einer Wellenkuppe treibt das Schiff die glatte Bahn hinunter, daß die Spitze des vordersten, schräg hinauslaufenden Mastes ins Wasser taucht; jetzt bergan steigt es, und steil und hoch in die Luft ragt desselben Mastes Spitze, weit im Bogen aufwärts das Wasser schleudernd. Ja, eine Stoßwelle braust über das Verdeck und reißt alles, was nicht angebunden ist, mit fort.

Doch solcher Ereignisse ist der durch Gefahren geprüfte Seemann schon gewohnt; weiß er nur, daß er auf 500 Seemeilen kein Land vor sich hat; denn in der Nähe desselben wird das Schiff an die Küste geschleudert und zerschellt rettungslos. Erhebt der Wind seine Schwingen noch heftiger und wilder, so wird auch das Sturmsegel einge-

zogen, womit der Steuermann noch das Schiff lenkte, und so treibt es mit leeren Masten und ist ein Spiel der Winde. Im höchsten Sturme werden sogar die Masten gekappt, d. h. am Verdecke abgehauen, und nun fliegt es rettungslos auf der weiten Meeresfläche umher; denn es kann in keinen Hafen mehr einlaufen. Wenn nur seine Rippen fest und seine Planken gut und frisch sind! Vielleicht führt ein glücklicher Zufall ein Schiff in den Weg, welches die Notleidenden aufnimmt; vielleicht aber, o Jammer, zerschellt das Schiff an einer Klippe oder bleibt auf einer Sandbank sitzen. Die Trümmer schwimmen bald in der Strömung umher; eine brandende Welle stürzt den Rettungsnachen um, oder entreißt dem Schwimmer die rettende Planke, mit der er das Ufer zu erreichen hoffte, und alle werden eine Beute des gierigen Hai, so sehr ihr Geschrei die Lüfte erfüllt. Oder das Schiff bekommt nur Risse durch die anschlagenden Wellen, wird leck, das Wasser dringt ein, und es fängt an zu sinken. Voll Angst eilen die Matrosen an die Pumpen, um das Wasser hinauszuschaffen. Vergebliches Abmühen. Man setzt die Boote ins Wasser; alles springt hinein und steuert dem Ufer zu. Die Mannschaft ist gerettet.

(Zimmermann.)

216. Gebet auf den Wassern.

1. Die Nacht ist hehr und heiter;
Das Land ist weit, wie weit!
Es ruht das Meer in breiter
Smaragdener Herrlichkeit.

2. Mir ist zu Mut, als schliefe
Der Woge Grimm und Macht,
Und schwebte über der Tiefe
Der Herr durch die heilige Nacht.

3. Mir ist, als müßt' ich zur Stunde
Hinsinken tief und jäh
Zum grünsten Meeresgrunde,
O Herr, vor deiner Näh'!

4. Mir ist, als müßte hoch über
Mir ruhn die feuchte Gruft,
Und dieses Lied darüber
Wehen als Morgenluft.

(M. v. Strachwitz.)

217. Die Eskimos.

1. Die Eskimos sind ein in den Polarländern Nordamerikas weit verbreiteter Völkerstamm und zum Teil, namentlich die auf Labrador, Grönland und Neufundland wohnenden, durch die Bemühungen der Missionäre der Brüdergemeinde zum Christentum bekehrt worden. Wenn auch viele dieser neubekehrten Christen sich nur dem Namen nach zum Christentum bekennen, so sind doch auch die Bemühungen jener

edlen Menschenfreunde schon dadurch reichlich gesegnet worden, daß so mancher grausame Gebrauch abgeschafft worden ist; dahin gehört z. B. die Ermordung derjenigen Mütter, deren erstgebornes Kind gestorben war; eben so die Ermordung der Witwen und Waisen, damit sie niemand zur Last fallen.

Das Wort Eskimo bedeutet Rohfleischfresser; das Volk selbst, das diesen Namen führt, nennt sich Keraliti, d. i. Menschen; es betrachtet jene Benennung als einen Schimpfnamen. Die Eskimos sind klein; ihre mittlere Größe beträgt nur etwas über 1 m; sie haben eine breite, gedrungene Gestalt, einen dicken Kopf und dicken Hals, ein breites, kurzes, besonders gegen die Stirn hin plattes Gesicht, eine gequetschte, doch nicht sehr breite Nase, braungelbe Augen, hervorstehende Backen, schwarze, fettige und harte, lang herabhängende Haare, einen großen Mund, den sie gewöhnlich halb offen haben, wodurch ihr ganzes Gesicht das Gepräge der Dummheit erhält. Die Männer haben entweder gar keinen oder sehr schwachen Bart. Die Frauen sind sehr häßlich und meist eben so groß wie die Männer. Ihrem Charakter nach sind die Eskimos gutmütig, offenherzig, verträglich und immer lustig. Sie haben einen großen Hang zum Stehlen. Die Eltern- und Kindesliebe ist sehr groß. Eltern schlagen ihre Kinder nie, und werden von diesen sehr geachtet und im Alter sorgfältig gepflegt. Sie sind selten krank, altern früh und werden im Alter, wahrscheinlich wegen des vielen Schnees, oft blind. Um den schädlichen Einfluß, den das Leuchten des Schnees auf die Augen ausübt, zu vermeiden, tragen sie gewöhnlich Schneeaugen, d. i. schmale, gut zusammengepaßte Hölzer, in deren Mitte sich zwei schmale lange Einschnitte befinden. Ihre Kleidung ist aus den Fellen der Renntiere, die Haare nach innen gekehrt, oder der Seehunde gemacht. Über diese eng anliegenden Unterkleider tragen sie noch ein weites Oberkleid, welches überall zugenäht ist, und also wie ein Hemd über den Kopf gezogen werden muß. Die Kleider der Frauen sind wie die der Männer, nur etwas weiter, damit noch ein Kind auf dem Rücken hineingesteckt werden kann. Das Kind wird durch einen Gürtel, denn die Mutter um den Leib schnallt, festgehalten. Im Nacken ist an dem Kleide noch eine große Kapuze befestigt, welche bei stürmischem Wetter über den Kopf gezogen wird. Zugleich verstehen die Frauen die Kunst, ihre

Kleider durch Besetzen mit verschiedenartigem Leder und Pelzwerk auszuschmücken. Ein großer Putz der Frauen besteht darin, daß sie sich Kinn, Backen und Hände mit schwarzen Fäden durchziehen; einige machen auch Einschnitte in der Unterlippe, daß es aussieht, als hätten sie einen doppelten Mund.

2. Die Eskimos haben, wie alle Bewohner der Polarländer, eine Sommer- und Winterwohnung. Diese wird unter dem Schutze eines Felsenwinkels in der Nähe der Küste aus Steinen und Tropfsteinen erbaut und im Innern mit Moos verstopft. Das Innere ist ein einziger großer Raum, in dem die ganze Familie lebt. Statt der Thüre führt ein langer, schmaler und so niedriger Gang in die Hütte, daß nur ein Mensch auf einmal, und zwar gebückt, durchkriechen kann. Die kleinen Fenster, welche aber nicht geöffnet werden können, sind statt des Glases mit Seehundsgedärmen überzogen. Rings an den Wänden stehen Bänke, welche in der Nacht als Schlafstelle dienen, wenn es die Bewohner nicht vorziehen, auf platter Erde zu schlafen. Der Geruch in einer Eskimowohnung ist so widrig, daß ein Europäer schwerlich lange darin ausdauern kann. Denn nicht nur, daß nie frische Luft eindringen kann, es brennt darin auch noch beständig eine mit Seehundsthran gefüllte Lampe und verbreitet einen abscheulichen Geruch. Ferner verrichtet der Eskimo alle seine häuslichen Geschäfte in der Hütte: er kocht, brennt Thran, schlachtet Fische, nimmt sie aus, wirft den Unrat auf die Erde und läßt ihn da verfaulen. Die Sommerwohnungen bestehen aus leichten Zelten, die mit Seehundsfellen bedeckt sind und leicht errichtet und eben so schnell wieder abgeschlagen werden können. — Die Eskimos nähren sich vom Fisch- und Robbenfang. Ihr einziges Haustier ist der Hund, der ihnen auch als Zugtier dient.

In geistiger Hinsicht stehen die Eskimos auf einer sehr niedrigen Stufe; ihre einfachen Zahlen gehen nur bis 6, die zusammengesetzten bis 21; was darüber ist, ist eine Menge. Ihre Gefäße fertigen sie aus Topfstein. — Besondere Geschicklichkeit besitzen sie in der Anfertigung ihrer Kanoës. Diese bestehen aus Robbenfellen, die auf einem hölzernen Rahmen dicht zusammengenäht sind. Im Durchschnitt sind sie etwa 4 m lang, aber fast nie über 6 dm breit. Ihre Gestalt gleicht der eines Weberschiffs, nur daß beide Enden ein wenig aufwärts gebogen sind. In der Mitte ist

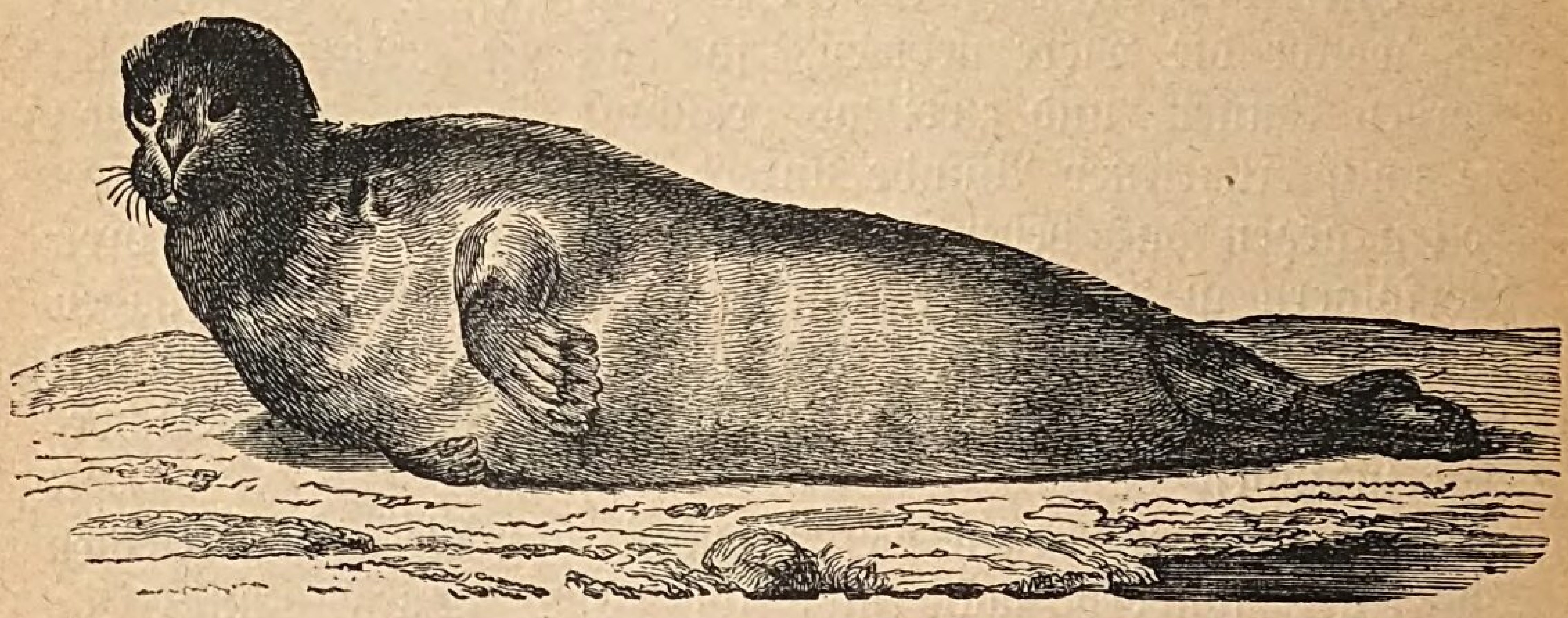
ein kreisförmiges Loch, in welchem die Eskimos sitzen, ohne Gefahr zu laufen, jemals umgeworfen zu werden. Rund um den Rand des Loches befestigen sie die Zipfel ihres Oberkleides, so daß der Kanoë selbst bei stürmischem Wetter wasserdicht ist. Die Ruder sind etwa 1½ m lang, in der Mitte schmal und an beiden Enden breit. Die Kanoës gleiten mit einer solchen Schnelligkeit über das Wasser, daß sie dem geschwindesten Ruderboote gleich kommen, wenn nicht es übertreffen. Auch sind sie so leicht, daß sie mit Bequemlichkeit auf der Schulter oder unter dem Arme fortgetragen werden können. Die Gerätschaften zum Fischfange sind Speere, Harpunen, Leinen und Lanzen. An der Harpune, mit der sie die Robben töten, ist ein aufgeblasenes Seehundsfell mit einem langen Riemen befestigt. Diese Boë hat einen doppelten Zweck. Sie zeigt erstens die Richtung an, welche die Tiere nehmen, so daß sie leichter verfolgt werden können, und zweitens erschöpft sie ihre Kräfte, weil sie nach erhaltener Wunde untertauchen und durch das Arbeiten gegen das bebende Fell in kurzer Zeit ermattet ihren Verfolgern in die Hände fallen. — Die Frauenboote haben eine andere Gestalt; sie sind oben offen und gleichen fast unseren Kähnen. Ungefähr 12 Personen haben mit Sicherheit in ihnen Platz.

Dem Verstorbenen werden nicht nur die besten Kleider angelegt, sondern man gibt ihm auch Waffen und sein liebstes Spielzeug mit ins Grab. Am dritten Tage nach der Beerdigung erscheinen gewöhnlich die nächsten Anverwandten und halten dem Verstorbenen eine Rede, in welcher sie ihm nochmals für das Gute danken, das er ihnen gethan hat. Übrigens legt kein Verwandter an den Toten der Familie eine Hand an. Das verbietet nach ihrer Meinung der Anstand. (Ulrici.)

218. Die Seehunde.

1. Die Robben oder Seehunde finden sich in allen Meeren, am zahlreichsten in den nordischen. Sie zerfallen in mehrere geschiedene Arten, wechseln in der Farbe und werden von 1 bis 6 m lang, bald einem jungen Kalbe, bald einem ausgewachsenen Rinde an Umfang gleich. Sie sind mehr als bloſs gutmütigtäppische

Geschöpfe. Ihr kugelrunder Kopf, an dem kein Ohr sichtbar wird, und der in der glatt anliegenden, ölig-glänzenden Behaarung wie geschoren aussieht, erinnert an den Hund, eben so auch die Stimme einiger; das runde, schwarze Auge mit dem sinnigen Blick, die Breite der Schultern, ihr ganzes Bewegen erinnert sogar an den Menschen. Sieht man, am Strande entlang rudernd, etwa plötzlich das Haupt des Tieres sich emporheben, wie es forschend den Meeresfremdling betrachtet und dann wieder verschwindet, um in einiger Entfernung von neuem aufzutauchen und zu verschwinden, so meint man fast eines jener halbmenschlichen Fabelwesen in der Tiefe zu sehen, und man versteht die shetländische Sage,



dafs der Seehund ein gefallener, ins Elend verbannter Geist sei, der in seiner Erniedrigung noch den herrlichen Blick als Zeichen seines überirdischen Ursprungs bewahrt habe. Jedenfalls fühlt sich der Beobachter überrascht, da, wo nur eine stumme Tierwelt in zahllosen Geschlechtern haust, einem Gebilde zu begegnen, das sogleich die Anlagen der höheren Landtiere erkennen läfst. Das Spiel einer Violine lockt die Seehunde; sie erscheinen herdenweise an der Oberfläche und horchen froh erregt, und der Küstenbewohner, der den Fischräuber sonst verfolgt, weifs sehr wohl, dafs derselbe gezähmt ihm mit einer Anhänglichkeit sich ergibt, die wiederum nur mit der Treue des Hundes verglichen werden kann. So friedfertig übrigens die Seehunde aller Art auch sind, so beifsen sie doch, von Wunden gepeinigt, wütend um sich, und die gröfseren töten unfehlbar den Menschen.

der unglücklicherweise erfafst ward. An Lebenszähigkeit gleichen sie den Fröschen, erwachen aus dem Scheintode und stürzen halbgeschunden in das Meer, um schwimmend sich zu retten. Indessen tötet ein starker Schlag auf die Nase und den schwachen Schädel augenblicklich. Der übrige Körper kann zwar leicht, aber nie tief verwundet werden; die Masse des Fettes lähmt selbst die Wirkung einer Büchsenkugel. So erlegte Oken im Baikalsee eine Robbe, in deren Leibe er 20 Kugeln fand. Der Fang dieser thranreichen Tiere ist ein Hauptgeschäft der seefahrenden Nationen, und Amerika allein schickt jetzt jährlich eine Robbenschlägerflotte von mehr als 1000 Fahrzeugen ab.

Die Robben, sonst in grofsen Scharen zusammen lebend, vereinzeln sich in Gegenden, wo Jäger sie verfolgen. Doch sieht man sie noch immer zahlreich an den Dünen der Nordseeinseln, und selbst in den Rügenschen Buchten erscheinen sie öfters. Auf den weit ins Meer hinausziehenden Sandbänken sonnt sich im Mittagsstrahl das bald silber-, bald bronzeschimmernde Tier. Vorsichtig nach allen Seiten umspähend, steigt es langsam aus der Flut hervor, kriecht schwerfällig auf den kurzen Beinen einige Schritte vorwärts, wendet dann mühsam den nachschleifenden Leib herum, dafs das hundsköpfige Haupt dem Meere, das breite Ende dem Lande zugekehrt ist, bereit, beim ersten Geräusch mit einem Sprunge wieder in den Schofs des bergenden Elements zu tauchen. Sie blicken wie träumend in Schaum und Wellen und schliefsen bald das überblendete Auge. In solcher Stunde gelingt es wohl, sie zu überraschen und zu töten. Doch nicht so leicht, als man gewöhnlich glaubt; denn die Robbe ist eben so feinhörig als scharfsichtig. Wirklich grofsartig aber wird diese Jagd erst mehr nordwärts. Schon im Rigaischen Busen bildet sie um die Zeit des Vorfrühlings ein einträgliches, aber gefahrvolles Gewerbe, und dicht an der Grenze zwischen Meer und Eis mufs der Rune seine Beute aufsuchen.

2. Sein Boot ist auf Kufen gestellt, und es hinter sich ziehend, fährt er von der Insel oder dem Festlande ab, bis breite Spalten des offenen Meeres ihn zum Gebrauch desselben als Wasserfahrzeug nötigen. Besteigt man an solchen Tagen einen der Leuchttürme der Küste,

so sieht man die einzelnen Schützen, gleich verstreuten Standbildern, am Rande der bröckelnden Eisdecke stehen. Sie stehen so still, dafs die scheuen Möven knapp an ihnen hinstreichen, sich wohl auf eines der Schlittenschiffe niederlassen und erst, vom zuckenden Auge des regungslosen Mannes getroffen, emporflattern oder auch vom Knall der Büchse erschreckt, auf stundenweitem Umkreis sich erheben und mit wildklagendem Geschrei die Luft erfüllen. Ist aber ein Schufs gefallen, so belebt sich auch meistens die Gruppe, aus welcher er hervorblitzte. Schnell wird ein Boot vom Eisrande in die Wellen gestofsen, um dort die Beute zu holen, welche nachher weiter landeinwärts zum Verkauf zubereitet wird. Es ist ein wettergraues, trübes Jagdbild. Aber nun denke man sich diese Männer, die mit nichts bewaffnet sind, als mit einem rohen, selbstgeschmiedeten Feuerrohr, auf dem Eise, hart an der von der Flutbrandung unterwaschenen Kante. Man denke sich den erstarrenden Ost, mit ungehemmter Gewalt über die Fläche stürzend und tausend feine Eissplitter umherschleudernd. Man denke sich diese Männer bald von dichten Nebeln umwogt, bald von Wasserschnee umwirbelt, der, mit den Salzteilchen des Meerdunstes gemischt, sich beizend in die Haut ätzt. Dann — ein einziger Windstofs von der offenen See her, und die ganze Eisfläche ist von Wasser überflutet — ein zweiter, und weithin prasselt und kracht die trügerische Decke. Wogend hebt sich's vor den Jägern, hinter ihnen, zur rechten, zur linken. Mächtige, schwarzgrüne Wellen bäumen sich hervor; in weithin sichtbaren Schwingungen wankt die ganze Fläche. Was vorher ein kaum halbfufsbreiter Spalt, wird unter tosendem Donner zum klafterbreiten Strom; was ein ruhiges Wasser war, wird zum brandenden See, dessen messerscharf gekantete Ufer immer weiter von einander weichen. Rings um den bedrängten Schützen, so weit sein Auge späht, ist alles in Schollen zerklüftet — und auf keiner haftet mehr der sichere Fufs. Von Rigas Citadelle donnern dann wohl die Geschütze ihren Warnungsruf hinaus; aber im wütenden Kampf des Windes, Eises und Wassers versinkt seewärts augenblicklich der Schall, und draufsen, entfernt von aller Hilfe, wagen die runischen Männer

den Todessprung von einer Eisinsel zur andern, um den gebrechlichen Kahn zu erreichen, — lautlos, spurlos verschwindet mancher in der plötzlich unter ihm aufgähnenden Flut. In solcher Zeit höchster Gefahren stehen die Zurückgebliebenen am Ufer, unter ihnen im vollen Kirchenschmuck der Pfarrherr. Betend harrt die Gemeinde, doch gleichzeitig für jegliche Hilfeleistung gerüstet. Die Boote sind ins Wasser hinabgelassen; Ruder, Taue, Haken, Messer, Büchsen liegen zur Hand. Und so wie man aus dem Gewirr der sich hebenden und senkenden Eisberge die Barken der Heimwärtsstrebenden erkennt, stoſsen die Mutigsten vom Strande, jenen entgegen. Wer dies aber wagt, hat vorher für alle Fälle das Abendmahl genommen, wie es die Jäger nahmen, ehe sie zur Seehundsjagd auszogen. Wer stirbt, nimmt diese Beruhigung mit sich hinab, sowie die andere, daſs Weib und Kind von der Gemeinde nicht verlassen werden.

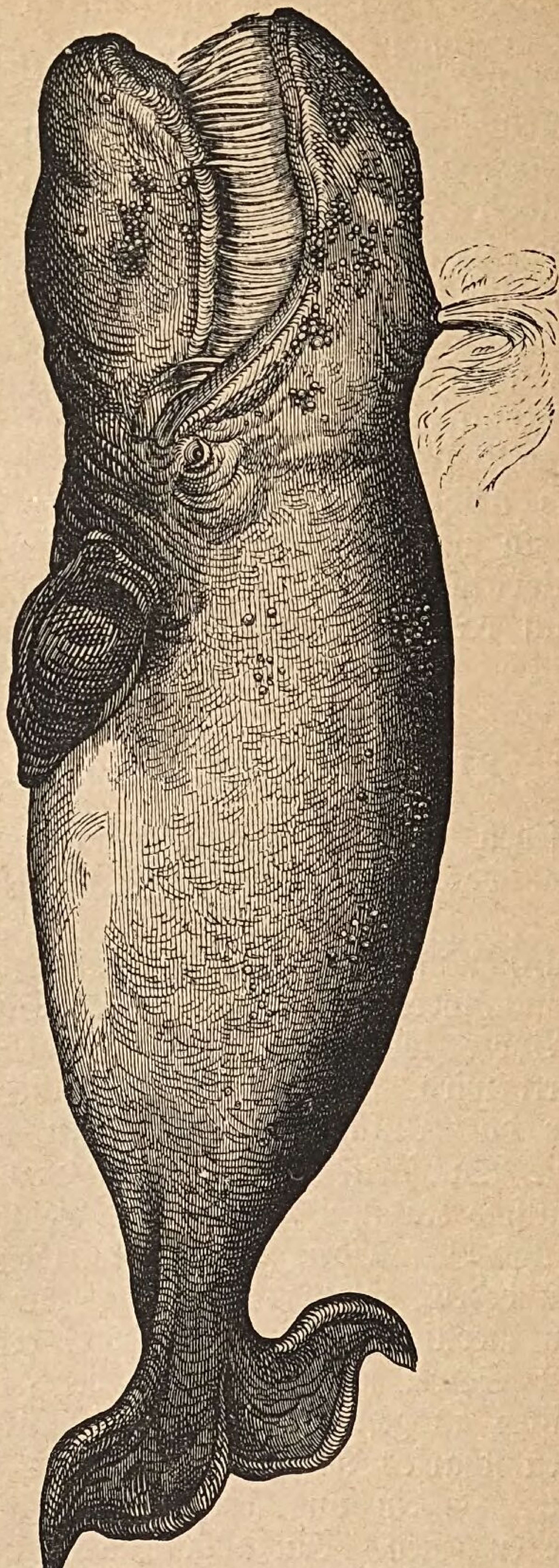
(H. Masius.)

219. Der Walfischfang.

Wir versetzen uns in Gedanken in denjenigen Teil des Eismeeres, der sich zwischen Island und Grönland hinzieht.

Zwei Walfischfänger stehen sich gegenüber, ein englischer und ein amerikanischer. An Bord beider Schiffe ist alles bereit. Die Boote können ausgesetzt werden, sobald der Walfisch bemerkt wird. Es herrscht feierliches Schweigen; man hört nur das Anschlagen der Wellen an die Fahrzeuge. Um die Wachsamkeit seiner Leute anzuspornen, verspricht der englische Kapitän dem ersten, welcher die Beute erspäht, Jacke und Beinkleider. Das Versprechen wirkt augenblicklich; im nu bedeckt sich das Takelwerk mit Matrosen.

Ein kaum merklicher schwarzer Punkt erhebt sich am Horizont. Ein Schrei wird in einem der Mastkörbe des englischen Schiffes ausgestoßen: es ist ein Matrose von den Hebriden, dessen scharfes Auge das Fernrohr des Kapitäns übertroffen hat; — ein ungeheuerer Walfisch bewegt sich dem Fahrzeuge entgegen. Ein allgemeines Hurrah erschallt am Bord des englischen Schiffes. Während die Boote ins Meer gelassen werden, während die Mannschaft sich mit Eifer, aber ohne Verwirrung bereit macht, kommt das Un-



getüm näher und näher; aber hinter ihm zeigt eine Wolke von Segeln, daß es von dem Amerikaner verfolgt wird. Endlich berühren die Boote plätschernd die Oberfläche des Wassers; die Ruder sind besetzt, und die Jagd beginnt. Teils aus Nationalstolz, teils aus Habgier streiten die Amerikaner mit den englischen Ruderern um die Wette. Es ist ein Augenblick lebhafter Angst. Während die Harpuniere sich vorsichtig mit erhobener Waffe nähern, verfolgt das Ungeheuer seinen Weg, dem Anscheine nach gleichgültig gegen die Anstrengungen seiner Feinde; dann aber, in einer Entfernung, wo die Harpune es erreichen kann, taucht es plötzlich den Kopf unter die Wogen, peitscht mit seinem furchtbaren Schweife das Wasser und verschwindet in dem Schaume.

Die kühnen Verfolger lassen sich nicht entmutigen. Sie wissen, daß das Untertauchen eines Walfisches nicht länger als eine halbe Stunde dauert, und daß er meistens unter Wasser denselben Weg verfolgt wie an seiner Oberfläche. Da aber jede Regel ihre Ausnahmen hat, so blicken sie unruhig nach allen Weltgegenden umher; die Boote werden von neuem aufgezogen oder ins Schlepptau genommen. Die beiden Schiffe steuern um die Wette in derselben Richtung hin, wie zwei Rennpferde. Der englische Kapitän schreitet auf dem Verdecke mit fieberhafter Heftigkeit auf und nieder, und doch vermag er nicht schneller zu segeln, als der Amerikaner. Da zeigt sich der Walfisch aufs neue in der Ferne, schwarz und riesenhaft, wie ein umgestürztes Wrack. Die Boote fliegen ihm nach; Engländer, Amerikaner, Walfisch, alles verwirrt sich vor den Blicken des atemlosen Zuschauers. In drei verschiedenen Fahrzeugen stehen die Harpuniere unbeweglich mit erhobenem Arme; eine Harpune durchfliegt die Luft; der Walfisch taucht abermals in die Schaumwolke, aber diesesmal schleppt er die Harpune mit, und aus dem Dunstschleier kommt ein leichter Kahn hervor, dessen Bewegung an Schnelligkeit dem vollen Laufe einer Lokomotive gleicht — der Amerikaner hat gesiegt!

Der Walfisch hat durch einen gewaltigen Ruck seine Richtung gewechselt. Plötzlich erblaßt der amerikanische Kapitän; denn das Ungetüm stürzt wie der Blitz gegen das Schiff und zieht eine Furche von Schaum und Blut so nahe an demselben hin, daß das Heft der Harpune am Bugspriet anstreift. Indessen zieht der Harpunier das Tau, an dem

das Eisen befestigt ist, immer straffer an und nähert sich dem Walfisch. Verdoppelte Schläge färben die Fluten rings umher mit seinem Blute; das Wasser spritzt er in seinem Todeskampfe hoch auf. Er taucht abermals unter; das Boot läßt aufs neue die Leine los, und dann beginnt der letzte furchtbare Kampf. Das Ungeheuer dreht sich nach allen Seiten; ein Schlag seines Schweifes zertrümmert eines der Boote; dann aber, nach dieser Anstrengung, nach dieser letzten Rache öffnet es seinen ungeheuern Rachen, rollt schwerfällig auf die Seite und stirbt. (Fix.)

220. Rätsel.

I.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;

Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
Die noch kein größres Untier trug;

Ein Elefant ist's, welcher Türme
Auf seinem schweren Rücken trägt;

Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt;

Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,

So steht's, gleichwie auf festen Füßen,
Und trotzt dem wütenden Orkan. (Schiller.)

II.

1. Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht.

2. Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.

3. Sie liebt die höchsten Spitzen;
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch lockt sie an.

4. Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

5. Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer;
Wie's tötet, ist es tot! (Schiller.)

221. Das Gewitter.

I.

Die Sonne verbirgt sich hinter den schwarzen Wolkengebirgen; die Nacht überwältigt den Tag. Die Lüfte heulen;

die Wälder rauschen; die wirbelnden Stürme, die Vorboten des nahen Donners, treiben Sand und Staub und Blätter mit einem bangen Getöse umher. Die Wellen der Flüsse empören sich, brausen und wälzen sich ungestüm fort. Es fliehen die scheuen Tiere den Felshöhlen zu; mit ängstlichem Geschwirre flattern die Vögel unter den Dächern und Bäumen. Der Landmann eilt nach seiner Hütte; Felder und Gärten werden verlassen. Das Herz kämpft mit verschiedenen Leidenschaften, will seine Furcht verbergen, die in allen Gebeinen zittert, und arbeitet, sich mit Standhaftigkeit und Ruhe zu waffnen. Indessen wird die über die Erde ausgebreitete Nacht immer fürchterlicher, und aus der Ferne murmelt schon eine dumpfe Stimme die Drohungen des kommenden Donners her, dem Ohr immer hörbarer. Auf einmal scheint sich das ganze Gewölbe des Himmels zu zerreißen; ein erschreckliches Krachen füllt den weiten Luftraum; die Erde bebt, und alle Widerhalle in den Gebirgen werden erregt. Mit jedem Schlage des Donners fahren die flammenden Blitze, Strahl auf Strahl, aus, durchkreuzen die schwülen Lüfte, schlängeln sich an den Spitzen der Berge herab und werfen Feuer in die ödesten Abgründe. Die Schleusen des Himmels lösen sich von ihrer Last und stürzen in ganzen Fluten herab, und indem die Wolken unter dem Kampfe der Winde von einer Gegend in die andere sich fortjagen, tobt das wilde Geplätscher auf den dürren Erdboden herunter.

II.

Aber nach dem tobenden Gewitter, welche Anmut erscheint nicht in der ganzen Natur! Die finsteren Gewölke zerteilen sich, bestrahlt von einem glänzenden Lichte; eine lächelnde Heiterkeit, die alles erfreut, breitet sich am ganzen Himmel aus; ein blaues Gewand, von bunten Streifen durchwebt, bricht hinter dem zurückwallenden Vorhang hervor und spiegelt sich wieder auf dem beruhigten Gewässer. Flüchtige Schatten laufen über Thäler und Hügel und Wiesen, von einem leichten Schimmer verfolgt; bald liegt die Landschaft in einer sanften Dämmerung, bald erscheint sie wieder in einem goldenen Lichte. Wie dort der schöne Bogen sich über den Horizont ausspannt, wie seine malerischen Farben in einem doppelten Abglanz spielen und in der klaren Flut der See widerscheinen! Das nahe bejahrte Gebirge, das sein ehrwürdiges Haupt in die Wolken steckt, nimmt

eine ungewöhnliche Freundlichkeit an, verjüngt von der hellen Pracht, mit der es der Bote des versöhnten Himmels überstreut. Die gekühlten Lüfte tröpfeln nach von einigen Regenstäubchen; die Gipfel der Berge und die erquickten Gefilde schimmern weit umher von der Nässe der Wolken; die Gebüsche blitzen im Sonnenschein von kleinen Sternchen und regnen, von gaukelnden Westen bewegt, von neuem den zu schweren Reichtum der Tropfen herab. Das Gras, die Blumen, die in einer traurigen Mattigkeit zu verwelken schienen, die ganze Natur fühlt die wohlthätige Erfrischung; alle Gewächse heben sich wieder empor, und das Grün der Felder reizt in einem hellen Schmuck. Die Wälder erneuern ihre Freude; Scharen von Schwalben schwärmen wieder im fröhlichen Zuge umher; die Herden schütteln die triefende Wolle und blöken vor Wollust; tausend kleine Stimmen schwirren in den Wiesen. Der Wanderer verläßt segnend den schützenden Baum und setzt munterer seine Reise wieder fort; der Landmann eilt erfrischt wieder zu seiner Arbeit. Alles frohlockt über die Wollust der Kühlung, und alle Kräuter gießen Reichtümer von süßen Gerüchen aus.

(Lorenz Hirschfeld.)

222. Das Gewitter.

1. *Urahne, Grofsmutter, Mutter und Kind*
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind; die Mutter sich schmückt;
Grofsmutter spinnet; Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl. —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

2. *Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag;*
Wie will ich spielen im grünen Hag;
Wie will ich springen durch Thal und Höhn;
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

3. *Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag;*
Da halten wir alle fröhlich Gelag;
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid;
Dann scheint die Sonne wie Gold!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

4. *Grofsmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag;*
Grofsmutter hat keinen Feiertag;

Sie kochet das Mahl; sie spinnet das Kleid;
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit.
Wohl dem, der that, was er sollt!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

5. *Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag;*
Am liebsten morgen ich sterben mag;
Ich kann nicht singen und scherzen mehr;
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer;
Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

6. *Sie hören's nicht, sie sehen's nicht;*
Es flammet die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Grofsmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind;
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag. (Gustav Schwab.)

223. Wind und Wetter.

Die Luft gerät zuweilen in eine lebhafte Bewegung, und diese heißt dann Wind. Sie ist nämlich nicht in allen Gegenden gleich warm; die warme Luft ist aber, wie wir wissen, leichter als die kalte; erstere steigt daher stets in die Höhe, während nach dem Orte, wo sie sich befand, kältere Luft hinströmt. Darum ist es in den Zimmern oben stets wärmer als am Fußboden, und wenn man die Thür öffnet, entsteht ein Luftzug, ein kleiner Wind, indem die warme Luft oben zur Thür hinausfließt. Was hier im kleinen geschieht, geschieht in der Natur im großen. Unter dem Äquator wird die Luft sehr heiß; sie steigt hoch und fließt den Polen zu, von wo die kalte Luft unter der oberen wärmeren Schicht nach dem Äquator zieht. Auch der Wechsel zwischen dem wärmeren Tage und der kälteren Nacht, dann der Wechsel der Jahreszeiten muß Luftströmungen oder Winde verursachen.

Man benennt den Wind nach den verschiedenen Himmelsgegenden, aus denen er kommt, und zählt daher vier Hauptwinde: den Nord-, Ost-, Süd- und Westwind. Die zwischen den Weltgegenden herwehenden Winde nennt man: Nordost-, Südost-, Nordwest- und Südwestwinde. Die Seefahrer machen noch schärfere Unterschiede und zählen 32 Windrichtungen.

Sehr starke Winde heißen Stürme oder Orkane. Die Winde sind außerordentlich nützlich, ja für den Haushalt

der Natur unentbehrlich; sie vertreiben schädliche Dünste, trocknen den allzufeuchten Erdboden und fördern so das Wachstum der Pflanzen und das Wohlsein der Menschen und Tiere, ganz abgesehen von den vielfachen Vorteilen, die sie dem Gewerbebetrieb und besonders der Schiffahrt gewähren. Aber die Stürme sind auch schrecklich, wenn sie heulend über die Erde dahinbrausen, Bäume entwurzeln, Wälder krachend niederstürzen, Dächer in die Luft führen die festesten Gebäude erschüttern und selbst Ströme in ihrem Laufe hemmen.

Doch entsetzlicher noch ist der Anblick der tief erschütterten Luft auf dem Meere. Masten zerbrechen, Schiffe scheitern. Mit dem Sausen des Orkans mischt sich das Erbrausen der geschlagenen Wellen, die in schauerlicher Beweglichkeit bald Abgründe zu öffnen, bald die Wolken des Himmels zu berühren scheinen.

Am schauerlichsten sind die Stürme in den heißen Weltgegenden. So zittert der Ägypter, wenn der tödliche Chamsin oder Glutwind aus den Wüsten hervorbricht. Ähnlich dem Chamsin und dem afrikanischen Samum ist der von Afrika nach Europa herüberwehende Sirocco, den uns ein Reisender Italiens folgendermaßen schildert: Du erwachst morgens ohne Stärkungsgefühl, und bei dem ersten Atemzuge fühlst du des Feindes Nähe. Ein Blick aus dem Fenster zeigt dir den Horizont in dicke, weißgraue Nebel gehüllt, die wie Gebirge auf dem Meere lagern. Mit jeder Tagesstunde steigt der bleierne Druck der Hitze, die unerträgliche Schwüle der Luft. Unbehagen und Mattigkeit nehmen überhand, einige Landleute schleichen nach vergeblichen Versuchen, im Freien zu arbeiten, todmüde in die Dörfer. Man sitzt einsilbig bis zum Mittagessen, bei dem der Appetit fehlt. Nicht einmal soviel Kraft und Lust, um in einem Buche zu blättern, ist vorhanden. Dann legt man sich zur Siësta (Mittagsruhe), von der man sich noch erhitzter erhebt. Kein Blatt rührt sich im Walde. Der schwirrende Ton der Cicade klingt hell und trocken durch die Büsche: es ist die hörbar gewordene Siroccohitze. Man fühlt den Schweiß auf der Haut perlen. Da plötzlich streift uns ein Luftzug, aber so kühl und feucht, daß man erschreckt das Oberkleid um den Leib zieht. Die augenblickliche Erfrischung des Bades läßt die Hitze nachher nur um so schrecklicher empfinden. Der Sonnenball hängt blutrot in den Siroccowolken, die sich

wie ein vom Schiffsbrande erleuchtetes Meer durch einander wälzen. Der Eindruck ist furchtbar, und das Schauspiel hat etwas, als könne jeden Augenblick ein Erdbeben den alten vulkanischen Grund erschüttern.

Im ganzen genommen ist die gemäßigte Zone dadurch ausgezeichnet, daß oftmals der warme obere Westwind herunterstürzt und unsere Luft plötzlich erwärmt, und daß bald darauf der kalte, schwere, untere Ostwind sein Regiment wieder gewinnt, daher ein beständiger Wechsel des Wetters zu jeder Jahreszeit eintreten kann, und auch wirklich meist stattfindet. Den kalten Ostwind, weil er schwer ist, verkündet das Barometer durch Steigen, den warmen Westwind, weil er leicht ist, verrät es durch Fallen, und so wird es zum Vorboten des Wetters. Denn der Ostwind bringt kalte, harte und heitere Luft, der Westwind, welcher sich über dem südlichen Meere mit Feuchtigkeit sättigte, warme, weiche und wässerige Luft herbei, aus welcher je nach den Jahreszeiten Regen oder Schnee herabfällt. Diese Niederschläge sind am stärksten und gewöhnlich mit heftigen Gewittern verbunden, wenn der kalte Strom dem warmen gerade begegnet, weil die Abkühlung der warmen, mit Wasser gesättigten Luft eine gewaltsame Ausscheidung des Wassers in Tropfengestalt bewirkt.

So ist der Wind der eigentliche Wettermacher; er duldet nicht, daß wir in der Wärme leben, die er vom Äquator uns zuführt, noch in der Kälte, die er vom Pole mitbringt; sondern er führt uns das Wetter zu, das am Pol und am Äquator für uns gebraut wurde, und bringt so den unendlichen Reichtum der Erscheinungen, welcher mit jedem Morgen von neuem die Frage nach dem Wetter veranlaßt.

(Leseb. v. Niedergesäß.)

224. Rätsel.

Die beiden ersten netzen Flur und Wiesen,
   Erquicken dürres Feld und Land;

Die beiden letzten dienten sonst zum Schießen,
   Eh man das Pulver noch erfand.

Das Ganze ist des Himmels schönste Pracht,
   Blitzt heller Sonnenschein durch feuchter Wolken Nacht.

225. Das Nordlicht.

Zur Winterzeit liegt die Welt am Nordpol in Dunkel und Erstarrung, so daß die kälteste und längste Nacht bei

uns mit der andauernden nordischen nicht zu vergleichen ist. Das Leben scheint dort dem tötenden Hauche der Kälte erlegen zu sein; alles ist starr und still, und Grabesruhe herrscht in manchen Gegenden dieses Erdwinkels. Doch was dem Lande an lebendigen Geschöpfen abgeht, das beherbergt das Eismeer in überreicher Fülle und ist dadurch eine unversiegbare Quelle des Erwerbes und der Befriedigung wichtiger Lebensbedürfnisse geworden. Groß, erhaben und freundlich zugleich zeigt sich die Natur in jenen nordischen Gegenden. Wie in die eisigen Nebel unserer Wintertage der Sonnenblick leuchtet und ringsum tausendfachen Widerschein erweckt, so strahlt in die lange Polarnacht das majestätische Nordlicht. Sieh, aus einer schwarz aufsteigenden Wolke zuckt hier und dort ein langer Blitzstrahl empor; dazwischen spielen rote, gelbe und blaue Flammen. Jetzt vereinigen sich die Strahlen zu einem Bogen, der sich wie ein Diadem um den Horizont legt. Die Flammen werden lebhafter; sie fahren auf und ab, verbinden und trennen sich, schwinden und tauchen wieder empor, bilden durchbrochene Kronen, Turmruinen, Lichtgewinde, entblätterte Wälder. Denn rastlos schießen, wogen und schwimmen die Lichtstrahlen durch einander. Endlich erlischt die ganze Erscheinung. Doch sieh, dort zuckt wieder ein Strahl empor, jetzt noch einer; ein neuer Lichtbogen bildet sich. Auch dieser erlischt plötzlich, um einem neuen Platz zu machen, der wieder seine blutroten, smaragdgrünen, himmelblauen und goldgelben Strahlen spielen läßt, bis sich die Strahlen zu einer glänzenden Krone einigen und das ganze Zauberspiel in Dunkel und Nacht verschwindet. An den Eiskrystallen der Gletscher, an den Eisburgen und trümmerhaften Säulengängen läßt das Nordlicht den Widerschein seiner bunten Lichtspiele tausenfach brechen. Alles scheint sich in Licht auflösen zu wollen. Der Krystall möchte zum Lichtstrahl werden und ins Unendliche fliegen. Überall lebt, funkelt und blitzt es; über dem Ganzen aber ruht ein geisterhafter, stiller Schimmer, wie wenn die Auferstehung durch das Grab des Todes hindurchbräche. Und mitten in diese Einsamkeit leuchtet das Eisfenster des Eskimo in matt feuerrotem Scheine, um das Wunderbare der Landschaft zu erhöhen. Spähend schleicht der Polarbär um das Eisgebirge, um die unförmlichen Robben zu überraschen, oder die Gans im warmen Neste zu erhaschen.

Durch das Nordlicht werden häufig die tage-, wochen- und monatelangen Winternächte in den kalten Polargegenden erhellt, so daß die Bewohner ihren Geschäften nachgehen können. Über das Wesen und den Grund dieser prachtvollen Erscheinung wissen die Naturforscher noch keine völlig genügende Erklärung abzugeben. Unzweifelhaft aber ist, daß sie mit dem Erdmagnetismus und mit der Elektricität innig zusammenhängt. Eine ähnliche Erscheinung beobachtet man auch in der südlichen Polarzone, und man heißt diese Südlicht.
(Leseb. f. Volkssch.)

226. Dichtersprüche.

Proben gibt es zwei, darinnen
Sich der Mann bewähren muſs:
Bei der Arbeit recht Beginnen,
Beim Genieſsen rechter Schluſs.
(Geibel.)

Daſs Gesundheit edel sei, muſs uns nur die Krankheit weisen,
Und der dürre Hunger zeigt uns allein den Wert der Speisen;
Offnes Ohr und klares Aug' preiset recht, wer taub und blind.
Ach, wir kennen Gottes Gaben erst, wenn sie verloren sind.
(J. Grob.)

Es lebt der Mensch nur kurze Stunden;
Beschränkt ist seine Thätigkeit;
Weh' jedem, der nicht die Sekunden
Mit Wuchergeist auf Zinsen leiht!
(Hammer-Purgstall.)

---

1. Sucht dich die Freude, so grüſse sie,
Sie schmückt das Erdenleben;
Gib Raum ihr; doch vergiſs es nie,
Daſs Flügel ihr gegeben.

2. Und wenn dich Leid und Weh ereilt,
Muſst sie geduldig tragen
Und hoffen, daſs die Wunde heilt
Die Hand, die sie geschlagen.
(J. Sturm.)

Es sei übel oder gut,
Was im Finstern jemand thut,
Und was im Herzen wird erdacht,
Das wird noch all' ans Licht gebracht.
(Freidanks Bescheidenheit.)

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist.
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.
(Goethe.)

227. Von der Luft.

Die Luft, welche die Erde umgibt, bildet in großer Ausdehnung den Luftkreis oder die Atmosphäre; darum nennen wir auch die Luft, welche wir gewöhnlich um uns haben, atmosphärische Luft. Dieselbe besteht hauptsächlich aus Sauerstoff und Stickstoff; außerdem ist aber auch noch etwas Kohlensäure in ihr vorhanden. Das ist eine Luftart oder ein Gas, welches aus Sauerstoff und Kohlenstoff zusammengesetzt ist.

Obschon die Kohlensäure nur einen sehr geringen Teil der atmosphärischen Luft bildet, so ist sie doch in der Natur vielfach verbreitet. An einigen Stellen, z. B. in der Dunsthöhle bei Pyrmont, in der Hundsgrotte bei Neapel, am Laacher See und an manchen andern Orten, besonders in vulkanischen Gegenden, strömt sie beständig aus der Erde hervor. Sie findet sich ferner im Wasser der Quellen, und diejenigen, welche dieselbe in großer Menge enthalten, wie z. B. das Selterswasser, heißen Sauerbrunnen, weil die Kohlensäure dem Wasser einen säuerlichen Geschmack mitteilt. Im Wasser und in geistigen Getränken ist die Kohlensäure heilsam; Wein und Bier schmecken sogar schal und fade, wenn sie keine Kohlensäure mehr enthalten, d. h. nicht mehr perlen. Bei der Gärung des Bieres und Weines entwickelt sich Kohlensäure, und daher ist es gefährlich, zu solcher Zeit in den Keller zu gehen, wenn nicht vorher die Kellerlöcher geöffnet worden sind; denn so heilsam die Kohlensäure in den Getränken für den Magen ist, so schädlich ist sie beim Einatmen für die Lungen. Sie erregt Schwindel und Betäubung und wirkt, rein eingeatmet, tödlich. Die Kohlensäure entwickelt sich ferner beim Verbrennen kohlenstoffhaltiger Körper (der Steinkohle, des Holzes u. s. w.), bei der Fäulnis von Pflanzen- und Tierkörpern, sowie beim Atmen der Menschen und Tiere. Beim Einatmen wird der in der Luft enthaltene Sauerstoff zum größten Teil von dem Blute aufgenommen, und was wir ausatmen, ist hauptsächlich Kohlensäure. Das ist der Grund, warum in einem Zimmer, wo viele Menschen sich eingeschlossen befinden, die Lichter immer düsterer brennen; denn Kohlensäure ist, wie zum Einatmen, so auch zur Unterhaltung des Feuers und der brennenden Lampen untauglich. Die Menschen fühlen in einem solchen Zimmer

Beängstigung und würden endlich ersticken, wenn keine atmosphärische Luft mit Sauerstoff eindringen könnte. — Auch die Pflanzen atmen nachts eine Menge Kohlensäure aus, und deshalb ist es gefährlich, im Schlafzimmer viele Blumen zu haben. Noch gefährlicher aber ist es, glühende Holzkohlen mit in das Schlafzimmer zu nehmen, oder gar den Schieber eines geheizten Ofens völlig zu verschließen. Denn die Kohlensäure, die sich aus dem Feuer entwickelt, hat nun keinen andern Ausweg mehr als in das Zimmer hinein, und gar mancher hat sie schon im Schlafe eingeatmet und ist dann nicht wieder erwacht. (W. Fix.)

228. Rätsel.

1. Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe, silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen
Sah sie der allerältste Greis.

2. Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

3. Er treibt sie aus zu goldnen Thoren;
Er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

4. Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten;
Ein muntrer Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig mir an!

(Schiller.)

229. Der Sternenhimmel.

Wenn am Abend das schöne Licht des Tages verschwindet und finstere Schatten Stadt und Dorf umziehen; wenn das laute Geräusch des Lebens verstummt und alle müden Sterblichen zum Schlaf niedersinken: dann erhebt sicht ernst und feierlich die Nacht, und vom Himmel herab strahlen die ewigen Gestirne in unsere Finsternis hernieder und leuchten aus der Unendlichkeit des Weltalls freundlich herab.

Diese herrlichen Gestirne, welche bei Nacht am Himmelsgewölbe leuchten und samt Sonne und Mond uns Erdbewohnern zum Abmessen unserer Jahre dienen, sind Welten von sehr verschiedener Art und Ordnung,

und sie sind Zeugen von der unendlichen Weisheit, Macht und Güte unseres Gottes.

Die Zahl und Mannigfaltigkeit der Sterne ist unendlich grofs. Mit unbewaffneten Augen kann man bei reinstem Himmel nachts beinahe 1100 Sterne, d. h. 1100 Weltkörper zählen, die gröfser als unser Erdball sind. Wird aber der scharfe Blick des Auges durch Fernrohre bewaffnet, so erkennt man in dem ungeheuren Raume des Himmels, so weit wir ihn übersehen können, über 80000 Sterne, von denen einer immer tiefer hinaus im unendlichen Raume des Weltalls steht, als der andere. Durch die besten Fernrohre aber entdeckt man eine noch bei weitem gröfsere Summe von Gestirnen. Sternkundige haben vermittels ihrer Fernrohre an einem nur kleinen Fleck des Himmels so viele Sterne gezählt, dafs, wenn alle Teile des Firmaments mit eben so viel Gestirnen geschmückt sind, der ganze Himmel über 75 Millionen Sterne trägt! Könnte menschliche Kunst das Auge noch mehr schärfen, dafs es in noch fernere Gegenden des unendlichen Weltalls zu dringen vermöchte — die Zahl der Himmelskörper wäre nicht mehr durch Worte auszudrücken.

Aber die Entfernung der Gestirne von unserm Erdball ist nicht minder grofs, als deren Menge. Die meisten dieser Sterne schweben in so ungeheuerer Weite von uns, dafs sie auch durch die allerkostbarsten Fernrohre nicht gröfser erscheinen, als wir sie mit blofsen Augen sehen können. Es gibt keine Zahl, die Entfernung aller von uns auszudrücken. — Einer der allernächsten Sterne für uns ist das prachtvollste Tagesgestirn, die Sonne. Sie erscheint, durch das Fernrohr betrachtet, noch vergröfsert, und doch beträgt ihre Entfernung von uns 20—21 Millionen Meilen! Dies ist eine ungeheuere Entfernung, von der wir uns einen ungefähren Begriff machen können, wenn wir bedenken, dafs eine Kanonenkugel bei aller ihrer Geschwindigkeit dennoch über 25 Jahre fliegen müfste, um von der Sonne ab auf unsere Erde zu kommen.

Der Fixstern, welcher nächst der Sonne unserer Erde am nächsten steht, ist der hellglänzende Sirius. Er ist über 10 Billionen Meilen, also gegen 400000 mal weiter von uns entfernt, als die Sonne; eine Kanonen-

kugel würde erst in 10 Millionen Jahren von der Erde aus dahin kommen, und sein Licht gelangt erst nach 7 1/2 Jahren zu uns. Diese ungeheure Entfernung nennen die Astronomen eine Sternweite.

Welche Gröſse des Weltalls! welche Unendlichkeit! Und doch sehen wir gewiſs nur den geringsten Teil dieser im grenzenlosen Himmelsraum wandelnden Sonnen und Erden. Noch strahlen und wandeln Millionen und Millionen derselben in weit entlegeneren Gegenden. Denn von Jahrhunderten zu Jahrhunderten haben die Sternkundigen hin und wieder einen neuen Stern erblickt, der viele Jahre lang neben anderen Gestirnen leuchtete, dann wieder schwächer glänzte und, sich in die Ewigkeit des Weltalles verlierend, verschwand. Wohin ging er? Wem leuchtet er jetzt? — Eben so erscheinen von Zeit zu Zeit jene unter dem Namen „Kometen" bekannten Gestirne. Sie treten aus unbekannten Fernen allmählich immer heller hervor, strahlen mit sonderbarem Glanze, wenden sich wieder von uns ab, werden, je weiter sie in den grenzenlosen Weltenraum zurückkehren, kleiner, leuchten immer schwächer, bis sie dem Auge ganz entfliehen. Wer sagt uns, wo im uferlosen Weltall ihre Heimat sei?

Aber unser Erstaunen über die Gröſse des endlosen Raumes, den wir Sternenhimmel nennen, steigt mit jeder neuen Betrachtung. Wir erblicken einen hellen, weiſsglänzenden Streifen, gleich einer entfernten lichten Wolke von Nordwest nach Südost mitten durch den heiteren Nachthimmel gezogen. Dieser weiſse, ewig bleibende Schimmer wird von uns die Milchstraſse genannt. Umsonst will das Auge, mit den kostbarsten Fernrohren bewaffnet, diese erhellte Himmelsgegend durchforschen. Es findet nichts als ein ungeheueres Meer unveränderlichen Glanzes. Es sind die verworrenen Strahlen von Millionen und abermal Millionen entfernter Sonnen; es ist das Licht von so weit im unermeſslichen Abgrund der Himmel befindlichen Gestirnen, daſs wir diese selbst nicht mehr sehen können. Nur der letzte matte Schimmer ihrer Strahlen rührt noch schwach unsern Blick. Wohnten wir auf einem andern, jener Milchstraſse näher schwebenden Weltkörper, dann würden wir statt des weiſsglänzenden breiten Streifens am Himmel einen Ozean

von Glanz und Licht aus Milliarden Sonnen, Stern dicht an Stern gedrängt, sehen, so daſs alles nur ein einziges Feuer zu sein schiene.

Die verwegenste Einbildungskraft schaudert in dieser Grenzenlosigkeit der Schöpfung furchtsam zurück. Und könntest du mit Flügeln, schneller als der Blitz, von Stern zu Stern dich schwingen; hättest du die Erde und ihre Sonne weit hinter dir zurückgelassen — und flögest du von einem Jahrtausend durch das andere Jahrtausend — du suchtest vergebens das Aufhören des Weltalls. Immer neue Gestirne, neue Schöpfungen würden dir aus endlosen Entfernungen entgegenstrahlen. Und hättest du sie erreicht, so würden sich wieder neue glanzvolle Welten aus neuen Fernen dir offenbaren. Du siehest kein Ende, kein Ufer. Du erreichst nicht den Saum der Allmacht und ihrer Wirkungen. (Nach Schubert u. Zschokke.)

230. Die Sternschnuppe.

1. Wiſst ihr, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt?

2. Die Lichter, die dort glänzen
Mit wundermildem Schein,
Das sind die Strahlenkränzen
Viel tausend Engelein.

3. Die sind als treue Wachten
Am Himmel aufgestellt,
Daſs sie auf alles achten,
Was vorgeht in der Welt.

4. Wenn unten auf der Erde
Ein guter Mensch, gedrückt
Von Kummer und Beschwerde,
Voll Andacht aufwärts blickt,

5. Und sich zum Vater wendet
In seinem tiefen Weh,
Dann wird herabgesendet
Ein Engel aus der Höh.

6. Der schwebt in seine Kammer
Mit mildem Friedensschein
Und wieget seinen Jammer
In sanften Schlummer ein.

7. Das ist's, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt.

(Fr. v. Sallet.)

231. Die Sonne.

Wenn man kurz vor dem Vollmonde von der einen Seite des Himmels den Mond heraufkommen und an der andern Seite die Sonne untergehen sieht, so scheint es, als

wäre das Gestirn der Nacht so groß wie das des Tages, und doch ist der Mond gegen die Sonne nur wie eine Linse gegen ein Wagenrad. Daß die Sonne nicht größer erscheint, macht ihre ungeheuere Entfernung von uns, welche wohl 400mal mehr beträgt als die des Mondes; denn die Sonnenferne beträgt 21 Millionen Meilen. Es dürfte also ein Dampfwagen in Sturmeseile Tag und Nacht dahinrasen, er würde dennoch gegen 300 Jahre bis zur Sonne brauchen. Daneben hat sie eine solche Größe, daß man fast 1½ Millionen Erdkugeln daraus machen könnte; denn ihr Durchmesser beträgt 194000 Meilen.

Man kann sich einen Begriff von der Größe der Sonne machen, wenn man bedenkt, daß, sofern sie hohl wäre und in ihrem Mittelpunkte die Erde stände, der Mond innerhalb dieser Riesenkugel um die Erde kreisen könnte.

Die Sonne ist zur Ruhe gegangen, sagen wir, wenn sie des Abends in die ferne See taucht und nichts als einen leichten Schein an das Firmament wirft. Und auch die Alten glaubten, die Erde stehe ruhig und fest und lasse die Himmelskönigin um sich herumkreisen. Einige hundert Jahre vor Christus fand aber ein gelehrter Grieche die Sache doch etwas ungereimt, und Kopérnikus, geboren zu Thorn in Preußen 1472, bewies es haarklein, daß die Sonne stille stehe und die Planeten sich samt und sonders um dieselbe bewegen. Doch durfte er davon nicht viel Lärmen machen, weil die Vorurteile der Menschen noch zu groß waren. Ein italienischer Professor, Namens Galilëi, geboren 1564 zu Pisa, lehrte dieses kopernikänische Sonnensystem öffentlich, mußte aber deshalb manche Anfechtung bestehen. Heutigen Tages ist dasselbe zur allgemeinen Geltung gelangt, da die Beweise für seine Richtigkeit jeden Zweifel beseitigt haben.

232. Der Mond.

Der Mond ist unter allen Himmelskörpern der Erde am nächsten. Seine Entfernung ist zwar zu verschiedenen Zeiten etwas verschieden, aber im Mittel berechnet, beträgt sie ungefähr 54000 Meilen. Man ist deshalb im stande, mit großen Ferngläsern die Oberfläche des Mondes und ihre Beschaffenheit ziemlich genau zu beobachten. Schon mit bloßen Augen kann man auf derselben verschiedene dunkle Flecken bemerken, von denen oft scherzweise gesagt wird, daß

sie eine Frau darstellen, welche dasitzt und spinnt, oder einen Mann und eine Frau, welche einen Wasserzuber tragen. Durch Ferngläser kann man sich überzeugen, daß die helleren Teile hohe Berge sind, welche nach ihrer Gestalt, Ähnlichkeit mit unsern feuerspeienden Bergen haben, die dunkeln Flecken aber Thäler und Schatten, welche die Berge hinter sich werfen, wenn sie von der Sonne beleuchtet werden. Es hat sich auch als wahrscheinlich herausgestellt, daß der Mond keinen Luftkreis um sich hat, wie die Erde, und daß sich auf seiner Oberfläche auch keine Meere befinden. Daß man auf der Mondesoberfläche Menschen und Häuser gesehen habe, wie hie und da schon erzählt worden, ist durchaus unbegründet; denn das stärkste Vergrößerungsglas vergrößert nur 2000 mal, d. h. durch dasselbe sieht man den Mond um 2000 mal näher, also etwa so nahe, als ob er bloß 24 Meilen von uns entfernt wäre. Aber welches Auge kann auf die Entfernung von 24 Meilen Häuser und Menschen unterscheiden? Was wir von der Beschaffenheit des Mondes wissen, deutet nur darauf hin, daß, wenn sich auf ihm lebende Wesen befinden, dieselben nicht so beschaffen sein können als wir.

Wie die Erde von der Sonne angezogen wird und infolge dessen sich um dieselbe bewegt, auf dieselbe Weise wird der Mond von der Erde angezogen und läuft deshalb um diese. Da die Erde aber zu gleicher Zeit sich um die Sonne bewegt, so geht der Mond mit, und der Weg, welchen er beschreibt, bekommt dadurch Ähnlichkeit mit den Gängen einer Schraube; dabei muß der Mond zuweilen zwischen die Erde und die Sonne zu stehen kommen, zu andern Zeiten eine dieser entgegengesetzte Stellung einnehmen.

Der Mond ist an sich dunkel wie die Erde und erhält sein Licht nur von der Sonne. Da er aber eine Kugel ist, so kann die Sonne nicht mehr als die Hälfte desselben zu ein und derselben Zeit beleuchten. Nun hängt es von der Stellung des Mondes zur Erde ab, ob wir die ganze erleuchtete Hälfte, oder einen Teil davon, oder nur die dunkle, nicht erleuchtete Hälfte desselben zu sehen im stande sind. So entstehen die verschiedenen Mondswandlungen, von welchen wir seine vier Hauptstellungen unterscheiden: erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel, Neumond.

Gewöhnlich nimmt man an, daß zwischen jeder Mondswandlung sieben Tage vergehen. Demzufolge sollte jeder

Mondmonat oder die Zeit von einem Neumonde zum andern 28 Tage betragen, und auf jedes Jahr würden somit 13 Neumonde fallen, wenn wir 365 Tage im Jahre rechnen. Dies verhält sich jedoch nicht ganz so. Der Mond bewegt sich nämlich nicht immer gleich schnell, so daß nicht alle Mondmonate gleich lang sind. In der Mittelzahl aber kann man die Zeit zwischen zwei Neumonden oder zwei Vollmonden auf 29 ½ Tage annehmen, und es treffen deshalb 7 Tage und 9 Stunden auf jede Mondswandlung. Daher kommt es, daß der Mond etwas über 12 mal im Jahre seinen Weg um die Erde macht, und daß wir in gewissen Jahren 12, in andern 13 mal Vollmond haben. Während also die Erde (im Jahre) einen Umlauf um die Sonne macht, bewegt sich zu gleicher Zeit der Mond 12—13 mal rings um sie.

(Dr. L. v. Tutscheck.)

233. Die Kometen.

Ganz unvermutet zeigen sich bisweilen zwischen den andern Sternen leuchtende Himmelskörper von ganz eigentümlicher Gestalt, welche nach einigen Wochen oder Monaten, oft schon nach wenigen Tagen, wieder verschwinden. Es sind dies die Kometen oder Schweifsterne, deren Erscheinen seit uralten Zeiten die Menschen mit Schrecken erfüllte, da man sie als die Vorboten von allerlei Unglück, Krieg, Teuerung, Hungersnot, Pest u. dgl., ja manchmal von dem Nahen des jüngsten Tages betrachtete. Der Grund dieser Deutungen liegt in dem Unerwarteten und Außerordentlichen einer Kometenerscheinung, sowie in der Neigung der Menschen, sich im allgemeinen viel eher der Furcht als der Hoffnung hinzugeben. Wie unbegründet aber die Furcht vor den Kometen ist, geht deutlich daraus hervor, daß sie nach den unzweifelhaften Beobachtungen der Sternkundigen zu unserem Sonnensystem gehören wie die Planeten, und eben so wie diese meistens in einer bestimmten Zeit ihren Lauf vollenden.

Die Gestalten, in denen sich die Kometen unserm Auge darstellen, sind so mannigfaltig, daß fast jeder anders aussieht. Einige gewähren den Anblick matter Lichtwölkchen, andere den eines rundlichen, schwach schimmernden Nebels mit stärkerem Lichte in der Mitte und ohne sichtbaren Schweif; noch andere dagegen treten mit einem glänzenden Lichte und

unter einer für die meisten Menschen Schauer erregenden Gestalt am Himmel auf. An der letztern Art unterscheidet man gewöhnlich den **Kopf** oder **Kern**, um diesen eine **Dunsthülle** und den **Schweif**, dessen Länge oft sehr bedeutend ist, indem dieselbe bei einigen auf nicht weniger als 10—15 Millionen Meilen berechnet wurde.

Die Stoffe, aus denen die Kometen bestehen, müssen äußerst fein und locker sein, da das Licht der übrigen Sterne, vor welchen sie vorbeigehen, nicht nur durch den Schweif, sondern auch durch den Kern der Kometen hindurchscheint, ohne im geringsten gebrochen oder getrübt zu werden. Das Licht, welches sie selbst verbreiten, ist ohne Zweifel nicht ihnen eigentümlich, sondern sie erhalten es von der Sonne, so gut wie die Planeten. Und was ihre Bahnen betrifft, so sind dieselben entweder sehr langgestreckte Ellipsen oder sogenannte Parabeln, d. h. krumme Linien, welche Ähnlichkeit mit einem an seiner Spitze abgerundeten Winkel haben, dessen beide Schenkel sich ins Unendliche verlaufen. In diesen Bahnen bewegen sie sich, wenn sie in die Nähe der Sonne kommen, viel schneller als in der Sonnenferne, und man kann sich von der Länge des Weges, welchen sie bisweilen durchlaufen, einen Begriff machen, wenn man hört, daß manche zu einem einzigen Umlauf viele tausend, ja mehrere Millionen Jahre bedürfen.

Der erste Komet, dessen Bahn genau berechnet wurde, ist derjenige, welcher im Jahre 1682 erschien, und dessen Wiederkehr von dem englischen Astronomen Halley[1]) für das Jahr 1759 voraus verkündigt wurde. Die Prophezeiung traf richtig ein, und der Komet heißt seitdem der Halleysche; inzwischen ist er im Jahre 1835 abermals erschienen und wird im Jahre 1912 bestimmt wieder kommen, da die mittlere Dauer seiner Umlaufszeit 57½ Jahre beträgt.

Bis jetzt hat man über 180 Kometen auf ihrem Laufe in der Sonnennähe beobachtet, aber nur von wenigen die Umlaufszeiten genau bestimmen können. Diese Zahl scheint zwar groß zu sein für die kurze Zeit, seit welcher man hiermit begonnen hat; sie ist jedoch gering im Vergleich mit der Zahl der Kometen überhaupt; denn diese ist ungeheuer und steigt in die Hunderttausende, vielleicht in die Millionen. Geschichtliche Kunde haben wir bis jetzt von etwa 500 Kometen.

---

1) spr. hälli.

Unter denen, welche in diesem Jahrhundert erschienen, ist der vom Jahre 1857 ohne Zweifel der ausgezeichnetste, und viele Jetztlebende erinnern sich gewiß mit Vergnügen der prächtigen Erscheinung, mit welcher über vier Wochen lang dieser nach dem ersten Entdecker Donati genannte Komet im September und Oktober des genannten Jahres den Abendhimmel zierte. Sehr glänzend war auch der Komet vom Jahre 1811, und der vom Jahre 1843, welcher zur Verblüffung aller Astronomen plötzlich im März 1843 in der unmittelbaren Nähe der Sonne erschien, hatte ein so starkes Licht, daß er sogar bei Tage neben der Sonne sichtbar war. Er wird nach den angestellten Berechnungen im Jahre 1990, der von 1811 aber erst im Jahre 4609 unserer Zeitrechnung wieder in unsern Gesichtskreis zurückkehren. (Dr. L. v. Tutscheck.)

234. Das Himmelblau und die Wolken.

Ein Bauernkind verachtete die Wolken und sagte zum Vater: „Wenn sie nur den schönen blauen Himmel nie mehr bedeckten!" Der Vater antwortete ihm: „Armes Kind, was hast du vom schönen Himmelblau? Die grauen Wolken sind für uns der segnende Himmel."

Wenn ich Scharen glänzender Müßiggänger, die in Gold und Seide strotzen, und neben ihnen einen Kirchgang in Zwillich gekleideter Landarbeiter vorbeigehen sehe, so denke ich an dieses Himmelblau und an dieses Wolkengrau.

(Heinr. Pestalozzi.)

235. Vor Gott.

Und ob ich wie die Sonne glüh',
Ob ich ein bleicher Nebelschein;
Ob ich wie Schiras Rose blüh',
Ob als ein arm Waldblümelein;
Ob ich als Zeder rag' empor,
Ob ich mich bück' als niedrig Rohr;
Und ob ich rausch' wie Davids Psalm,
Ob leis ich flüstre wie der Halm;
Ob ich ein Strom mit stolzem Strand,
Ob ich mich müh' durch heißen Sand: —
's ist alles gleich nach Gottes Sinn,
Und nichts ist groß, und nichts ist klein,
Wenn ich nur das, was ich soll sein,
Auch recht im Geiste Gottes bin.

(Oskar v. Redwitz.)

236. Heute.

Ich stehe an einem Bach und schaue in die Wellen, wie sie zittern und wie sie rennen, schnell fortzukommen, und ich schaue mit den Gedanken noch weiter, als die Augen reichen, dem Wasser nach. — Wo gehst du hin, kleine Welle, und wo kommst du her? Du bist am Schwarzwald geronnen aus moosiger Quelle und bist ungesehen wild abgestürzt vom Felsgestein, und wie in Schweiß gekommen, schäumt und schnauft es noch eine zeitlang im engen Thal und fließt dann besänftigt und süß durch schöne, weite Ebenen. Jetzt glänzt das Wasserflöckchen scharf im Sonnenschein, und nachher versinkt es im Schatten von Weidengebüsch, und sechs Stunden später leuchtet es wie ein mildes Flämmchen rötlich und goldig im Abendrot. Die Sonne sinkt; aber die Welle wallt fort, bald stahlgrau und dunkel, bald weißblau im Mondschein, oder geht unter in schwarzer Nacht.

So geht es mehrmals fort, und zuletzt stürzt das schwarzwilde Wassertröpflein in einen Fluß oder Strom und wird hinuntergeschwemmt ins Meer. Aber so groß und unergründlich das Meer auch ist, die kleine Welle geht darin nicht verloren, und es gibt ein Auge, daß jedem Tropfen im Meere nachkommt, woraus jene Quelle zusammengesetzt war.

Man kann oft in Büchern lesen, die Zeit sei wie ein Fluß und die Ewigkeit wie ein unendliches Meer. Nun denn, ein Tag im Menschenleben, ein „Heute" ist gerade so, wie eine kleine Welle, die im Bache schwimmt und sich hebt und glänzt und wieder versinkt.

Es quillt der Tag hervor aus der Nacht und dem Schlaf, glitzert und zittert eine Weile an der Helle und sinkt wieder hinab in die Nacht und den Schlaf. So ein Tag ist eine Spanne Zeit, ein Schritt, ein Pendelschlag, ein Ruck vorwärts. Jeder Tag ist eingeklemmt zwischen zwei Nächten; ein Tag kommt dem Alten zuletzt noch vor, wie wenn man im Finstern Feuer schlägt, wie wenn es in der Nacht blitzt.

O Mensch, du kannst die Uhr still stehen machen, aber nicht die Zeit und nicht dein Heute. Die Gelehrten sagen: Die Erde mit allem, was darauf ist, jage schneller im Weltenraume fort, als eine losgeschossene Büchsenkugel, ohne daß wir es sehen. Das ist das stille Jagen, der stille Sturm der Zeit. Laß dein Leben nicht daran zerbröckeln und zerstäuben in verdorbene, nutzlos verlebte Tage! Jeder Tag

wird auferstehen von den Toten ins ewige Leben, dir zu Gericht oder zur schönen Seligkeit. Aber du bist nur Herr und Eigentümer des heutigen Tages; die vergangenen Tage sind unauslöschlich eingeätzt im Buch deines Lebens, und vielleicht kommt bald das letzte Blatt, dein letzter Tag, und der Sarg, in den sie dich legen, ist der Gedankenstrich zu deinem verflossenen Erdenleben! Dann nagelt der Schreiner noch den eisernen Schlußpunkt hinein; der Totengräber aber wirft den Streusand über dich hin mit seiner Schaufel. Gott behüte dich! (Alban Stolz.)

237. Der Mönch von Heisterbach.

1. Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
Der Ewigkeit sinnt still und tief er nach
Und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

2. Er liest, was Petrus, der Apostel, sprach:
„Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag.“ —
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

3. Und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht.
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

4 Im Lauf erreichet er den Garten schnell;
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor;
Er stutzt, — doch sieh, schon glänzt die Kirche hell,
Und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

5. Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein, —
Doch wunderbar — ein andrer sitzet dort;
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

6. Der Staunende wird angestaunt ringsum;
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr;
Er sagt's, da murmelt man durchs Heiligtum:
„Dreihundert Jahre hieß so niemand mehr.“

7. „Der letzte dieses Namens,“ tönt es dann,
„Er war ein Zweifler und verschwand im Wald;
Man gab den Namen keinem mehr fortan.“
Er hört das Wort; es überläuft ihn kalt.

8. Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr;
Man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand;
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.

9. Ha, welche Lösung! Plötzlich graut sein Haar;
Er sinkt dahin und ist dem Tod geweiht,
Und sterbend mahnt er seiner Brüder Schar:
„Gott ist erhaben über Ort und Zeit.

10. Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar;
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach!
Ich weiß, ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag!"

(Wolfg. Müller.)

238. Nachts.

1. Die Nacht hat ihre Flügel ausgebreitet
Rings über Stadt und Wald und Flur.
Wie ragen düster diese Häuserreihen;
Von Leben, Schaffen keine Spur.

2. Ich gehe einsam durch die öden Straßen;
Mich stört, kein fremder, wilder Klang;
Nur meine Tritte tönen dumpf, gespenstisch
Die hohlen Gassen noch entlang.

3. Nur hier und da mit trügerischem Scheine
Schwankt noch ein matt Laternenlicht;
Ich blicke sehnend auf zum Sternenhimmel —
Die Lichter droben schwanken nicht!

4. Nur hier und da noch einer Lampe Schimmer
So matt, so traurig niederwinkt;
Der matte Schein, er strahlt wohl einem Auge,
Drin eine Schmerzesthräne blinkt.

5. Mir wird so weh, so einsam; jetzt verlöschet
Auch noch das letzte kleine Licht;
Ich blicke sehnend auf zum Sternenhimmel —
Die Lichter dort verlöschen nicht!

(Gg. Ch. Dieffenbach.)

239. Wiege und Sarg.

Ruhestätten gibt es gar viele im Leben, und wer kennt nicht die zwei wichtigsten unter ihnen? Die eine steht an der Eingangsschwelle des Lebens, die andere an der Ausgangsschwelle desselben. Verschieden, sehr verschieden, ja völlig entgegengesetzt scheinen sie in ihrem Zwecke zu sein, und doch sind beide einander nahe verwandt.

Aus Brettern ist die Wiege gezimmert, und so auch der Sarg. Im Walde stand einst ein Baum, von welchem die Bretter genommen worden; frisch und grün streckte er

seine Zweige aus, und schon damals ruhte der müde Wanderer unter ihm. Endlich wurde der Baum gefällt, sein Stamm zerschnitten und in friedlicher Werkstätte verarbeitet; eine Wiege vielleicht und ein Sarg zugleich entstanden aus seinem Holze. Wiege und Sarg, beide also wuchsen einst kräftig und voll als Waldbaum oder als Obstbaum, auf dessen Zweigen die Vögel sangen. Beide wurden vom Frühling belaubt und vom Herbst entblättert, beide gefällt durch Axt oder Sturm.

Und in beiden schläft der Mensch in Ruhe und Frieden. Wie harmlos liegt der Säugling in der Wiege! Keine Not ficht ihn an; rein und ungetrübt ist der Himmel seines Lebens. Verhält sich's anders mit dem Sarge? Auch in ihm schläft der Mensch, und auch da trifft ihn kein Ungemach, keine Erdennot. Zwar ein anderer Schlaf ist's, als der in der Wiege; denn jetzt ist er eisern, kalt, traumlos; aber sicher und geborgen doch hält er den Schläfer.

In beide steigen wir nicht selbst, man legt uns hinein. Denn hilflos und schwach waren wir noch, als wir auf dem Schoße der Mutter saßen; von ihr erlangten wir, was wir brauchten, auch die Ruhe. Die Mutter hob uns herab vom Arm und Schoß; sie legte uns liebend und sanft in die Wiege. — Starr und bleich, gebrochen an Kraft und Bewegung sind wir im Tode; man legt uns hinein in den Sarg; denn wir selbst können uns nicht betten.

Wiege und Sarg — an beiden wird geweint. Wer kennt nicht die Thränen der Freude, die im Vater- oder Mutterauge glänzen, wenn es auf die Wiege des Kindes blickt? Wer kennt nicht die Thränen des Schmerzes, welche in dem Auge des Kindes glänzen, wenn es am Sarge der Eltern steht? — Eltern legen ihre Kinder in die Wiege, und in der Regel betten die Kinder ihre Eltern in den Sarg; Thränen gibt's hier wie dort.

Wiege und Sarg — an beiden wird gehofft. Ja, Hoffnung regt sich im Herzen, süße Hoffnung leuchtet uns entgegen, wenn wir an der Wiege unserer Lieblinge stehen. Mit ihnen hoffen wir durchs Leben zu gehen; durch sie gedenken wir ein Band zu knüpfen für die Erde, und Glück, Freude und Wonne zu finden. — Im Tode ist dieses Band zerrissen; aber wir hoffen mit Zuversicht, es werde in der Höhe sich wieder dauerhaft knüpfen, und diese Hoffnung ist am Sarge unser Trost, unser Anker, unser Rettungsstern.

Wiege und Sarg — an beiden wird gebetet. Fromme Wünsche, Gedanken und Gefühle steigen aus dem Herzen der Eltern zum Himmel auf, wenn sie an dem harmlosen Lager des Kindes stehen; um Glück und Segen für den Liebling beten sie zu Gott. Auch am Sarge beten wir; wir beten für den Toten; wir beten für ihn um ein gnädiges Gericht, um Himmelsfrieden und Seligkeit. Wir beten für uns um Weisheit für das Leben und das Sterben.

Wiege und Sarg, immerdar werdet ihr Menschen bergen; oft, ach, stehet ihr nahe bei einander, oft kaum eine Spanne weit getrennt. Doch nahe oder fern, ihr beide seid Wiegen; die eine Wiege für die Erde, die andere Wiege für den Himmel. (Ludw. Würkert.)

240. Die Boten des Todes.

Vor alten Zeiten wanderte einmal ein Riese auf der grofsen Landstrafse; da sprang ihm plötzlich ein unbekannter Mann entgegen und rief: „Halt! keinen Schritt weiter!“ „Was?“ sprach der Riese, „du Wicht, den ich zwischen den Fingern zerdrücken kann, du willst mir den Weg vertreten? Wer bist du, dafs du so keck reden darfst?“ — „Ich bin der Tod,“ erwiderte der andere, „mir widersteht niemand, und auch du mufst meinen Befehlen gehorchen.“ Der Riese aber weigerte sich und fing an mit dem Tode zu ringen. Es war ein langer, heftiger Kampf; zuletzt aber behielt der Riese die Oberhand und schlug den Tod mit seiner Faust nieder, dafs er neben einem Steine zusammensank. Der Riese ging seiner Wege, und der Tod lag da besiegt und war so kraftlos, dafs er sich nicht wieder erheben konnte. „Was soll daraus werden,“ sprach er, „wenn ich da in der Ecke liegen bleibe? Es stirbt niemand mehr auf Erden, und sie wird so mit Menschen angefüllt werden, dafs sie nicht mehr Platz haben, neben einander zu stehen.“ Indem kam ein junger Mensch des Weges, frisch und gesund, sang ein Lied und warf seine Augen hin und her. Als er den halb Ohnmächtigen erblickte, ging er mitleidig heran, richtete ihn auf, flöfste ihm aus seiner Flasche einen stärkenden Trank ein und wartete, bis er wieder zu Kräften kam. „Weifst du auch,“ fragte der Fremde, indem er sich aufrichtete, „wer ich bin, und wem du wieder auf die Beine geholfen hast?“ „Nein,“ antwortete der Jüngling, „ich kenne dich nicht.“ — „Ich bin der Tod,“ sprach er, „ich verschone niemanden und kann auch mit dir keine Ausnahme machen. Damit du aber siehst, dafs

ich dankbar bin, so verspreche ich dir, dafs ich dich nicht unversehens überfallen, sondern dir erst meine Boten senden will, bevor ich komme und dich abhole.“ — „Wohlan,“ sprach der Jüngling, „immer ein Gewinn, dafs ich weifs, wann du kommst, und so lange wenigstens sicher vor dir bin,“ zog weiter, war lustig und guter Dinge und lebte in den Tag hinein. Allein Jugend und Gesundheit hielten nicht lange aus; es kamen Krankheiten und Schmerzen, die ihn plagten. „Sterben werde ich nicht,“ sprach er zu sich selbst; „denn der Tod sendet erst seine Boten; ich wollte nur, die bösen Tage der Krankheit wären erst vorüber.“ Sobald er sich gesund fühlte, fing er wieder an in Freuden zu leben. Da klopfte ihn eines Tages jemand auf die Schulter, und als er sich umblickte, stand der Tod hinter ihm und sprach: „Folge mir, die Stunde deines Abschieds von der Welt ist gekommen.“ — „Wie?“ antwortete der Mensch, „willst du dein Wort brechen? Hast du mir nicht versprochen, dafs du mir, bevor du selbst kämest, deine Boten senden wollest? Ich habe keinen gesehen.“ — „Schweig!“ erwiderte der Tod, „habe ich dir nicht einen Boten nach dem andern geschickt? Kam nicht das Fieber, stiefs dich an und warf dich nieder? Hat der Schwindel dir nicht den Kopf betäubt? Zwickte dich nicht die Gicht in allen Gliedern? Brauste dir's nicht in den Ohren? Nagte nicht der Zahnschmerz in deinen Backen? Ward dir's nicht dunkel vor den Augen? Über das alles, hat nicht mein leiblicher Bruder, der Schlaf, dich jeden Abend an mich erinnert? Lagst du nicht in der Nacht, als wärest du schon gestorben?“ Der Mensch wufste nichts zu erwidern, ergab sich in sein Geschick und ging mit dem Tode fort. (Grimm.)

241. Der Postillon.

1. Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

2. Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

3. Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

4. Heimlich nur das Bächlein schlich;
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

5. Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Über Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

6. Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

7. Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden,
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

8. Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

9. Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

10. Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber,
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

11. Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

12. Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

13. Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"

14. Und dem Friedhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh
Seinem Bruder dränge.

15. Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wider,
Ob der tote Postillon
Stimm' in seine Lieder. —

16. Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

(N. Lenau.)

242. Das Abendläuten.

1. *Aus dem frommen Thal, ob des Waldes Saum,*
Ertönen die Glocken im leisen Traum;
Sie singen und schwingen wohl auf und zu,
Sie läuten den Tag zu seiner Ruh.

2. *Und läuten sie ein, die stille Nacht;*
Das hat mir das Herz so weich gemacht,
Weil all meiner Jugend Leid und Freud',
Erwachet in ihrem Abendgeläut.

3. *Die Seele auf zum Sternensaal,*
Den Himmelsfrieden ins Erdenthal,
Den Fremdling heim ins Vaterhaus:
Das läuten die Glocken ein und aus.

4. *So läuten sie fort bis zur letzten Stund',*
Dann schliefst sich betend ihr frommer Mund;
Doch wann erwachend der Morgen graut,
Dann werden sie alle von neuem laut.

5. *Derweil ich mein Sinnen nach oben wend',*
Ist nun der Glocken Läuten zu End'.
Geht alles zu End', nur du nicht allein,
Sollst, Gott, du mir eines und alles sein.

(G. Scheurlin.)

243. Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er ratschlagend die obersten Engel um sich.

„Erschaffe ihn nicht!" so sprach der Engel der Gerechtigkeit; „er wird unbillig gegen seine Brüder sein und hart und grausam gegen den Schwächern handeln."

„Erschaffe ihn nicht!" so sprach der Engel des Friedens; „er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborne seines Geschlechts wird seinen Bruder morden."

„Dein Heiligtum wird er mit Lügen entweihen!" so sprach der Engel der Wahrheit; „und ob du ihm dein Bildnis selbst, der Treue Spiegel, auf sein Antlitz prägtest."

Noch sprachen sie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes liebes Kind, zu seinem Thron trat und seine Kniee umfaßte. „Bild ihn," sprach sie, „Vater, zu deinem Bilde selbst, einen Liebling deiner Güte. Wenn alle deine Diener ihn verlassen, will ich ihn suchen und ihm liebend beistehen und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Des Schwachen Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Wahrheit irrt, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt, so sollen seines Irrtums Folgen selbst zurück ihn führen und mit Liebe bessern.

Der Vater der Menschen bildete den Menschen, ein fehlbar schwaches Geschöpf, aber in Fehlern selbst ein Zögling seiner Güte, Sohn der Barmherzigkeit, Sohn einer Liebe, die nimmer ihn verläßt, ihn immer bessernd.

Erinnere dich deines Ursprungs, Mensch, wenn du hart und unbillig bist. Von allen Gotteseigenschaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt, und lebend reichte Erbarmung nur und Liebe die mütterliche Brust.

(Gottfr. v. Herder.)

244. Die Kinder der Armut.

1. Es wohnt' ein armer Mann in einer niedern Hütte;
Der dachte schweigend nachts auf seiner harten Schütte:

2. Ich sehe Müh und Fleiß mit Reichtum nie belohnt,
Weil unsichtbar bei mir im Haus die Armut wohnt.

3. Ich wollte, daß einmal sie zu Gesicht mir käme,
So bät' ich sie, daß sie wo anders Wohnung nähme.

4. Da füllte sich der Raum mit einem mäß'gen Schimmer,
Und in bescheidnem Schmuck ein Weib trat in das Zimmer.

5. Ein rüstig Mädchen ging ihr an der einen Hand,
Indes ein holdes Kind sich schmiegt' an ihr Gewand.
6. Sie sprach zum Staunenden: Ich bin, die du verfluchest,
Die Armut, die du aus dem Haus zu bannen suchest.
7. Das rüst'ge Mädchen hier ist Arbeit, mein Geleit,
Und dieses liebe Kind ist die Zufriedenheit.
8. Das Mädchen schafft, was ich bedarf, es ist nicht viel;
Und dieses liebe Kind ist meines Alters Spiel.
9. Leb wohl, wir wollen nun bei dir nicht länger säumen;
Weit werde dir dein Haus, das enge, wenn wir's räumen.
10. Da ruft der Mann: Halt an! geh nicht, mein lieber Gast!
Ich dachte nicht, daß du solch ein Gefolge hast.
11. Der Armut will ich gern den Platz im Hause schenken,
Um der Zufriedenheit bei Arbeit zu gedenken. (Friedr. Rückert.)

245. Dichtersprüche.

1.

Vergebens sucht der Mensch des Glückes Quelle
Weit außer sich in wilder Lust.
In sich trägt er den Himmel und die Hölle
Und seinen Richter in der Brust. (Goethe.)

2.

Was du Ird'sches willst beginnen, heb zuvor
Deine Seele im Gebet zu Gott empor.
Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet,
Ob dein Ird'sches vor dem Göttlichen besteht. (Fr. Rückert.)

3.

Mit Gott! Das sei dein Wanderspruch
In deines Lebens Wanderbuch.
Mit Gott! Das sei dein Pilgerstab
Auf deiner Wallfahrt bis zum Grab.
Mit Gott hindurch den Lebenslauf,
Gehn dir des Himmels Pforten auf. (Fr. Güll.)

4.

Laß das Träumen, laß das Zagen,
Unermüdet wandre fort;
Will die Kraft dir schier versagen:
Vorwärts ist das rechte Wort.

Vorwärts drum durch Feindes Zinnen!
Vorwärts drum durch Todespein!
Wer den Himmel will gewinnen,
Muß ein rechter Kämpfer sein. (Em. Geibel.)

Erstes Inhaltsverzeichnis.

(Nach der Reihenfolge der Lesestücke.)

Die Kursivziffern verweisen auf die Nummern und Seitenzahlen der Lesestücke der früheren Ausgaben.

Zweites Inhaltsverzeichnis.

(Nach den Lesestoffen.)

A. Prosa-Stücke.

1. Geographisches.

2. Naturkundliches und Landwirtschaftliches.

3. Geschichtliches.

4. Erzählungen, Märchen, Sagen etc.

5. Sonstige Prosa-Stücke.

B. Poetische Stücke.

1. Erzählende Gedichte.

2. Sonstige Gedichte.

3. Sprichwörter und Dichtersprüche.

4. Rätsel.

Verzeichnis

der namhaftesten Dichter und Schriftsteller, von denen dieses Buch Stücke enthält.

Arndt, Ernst Moriz, geb. 26. Dez. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen, gest. 29. Jan. 1860 zu Bonn, wo er Universitätsprofessor war. Nr. 153.

Auerbach, Berthold, geb. 28. Febr. 1812 zu Nordstetten im Schwarzwald; gest. als Schriftsteller zu Berlin. 8. Febr. 1882. Nr. 52.

Bodenstedt, Friedrich Mart., geb. 22. April 1819 zu Peine (Hannover); lebt in Wiesbaden. Nr. 29.

Brehm, Alfred Edm., geb. 2. Febr. 1829 zu Renthendorf in Thüringen, Naturforscher; gest. das. 11. Nov. 1884. Nr. 147, 212.

Dieffenbach, Gg. Christian, geb. 4. Dez. 1822 zu Schlitz (Hessen); lebt daselbst als Pfarrer. Nr. 238.

Duller, Eduard, geb. 8. Nov. 1809 zu Wien, gest. 24. Juli 1853 zu Wiesbaden; war zuletzt Prediger der deutsch-kathol. Gemeinde zu Heidelberg. Nr. 7, 8.

Freiligrath, Ferdinand, geb. 17. Juni 1810 zu Detmold als Sohn eines Schullehrers, gest. 18. März 1876 zu Kannstadt bei Stuttgart. Nr. 128, 196.

Geibel, Emanuel, geb. 18. Okt. 1815 zu Lübeck, gest. das. 6. April 1884 als Schriftsteller. Nr. 62, 226, 245.

Geissel, Joh. v., geb. 5. Febr. 1796 zu Gimmeldingen (Pfalz), Sohn eines armen Winzers, gest. als Erzbischof von Köln am 8. Sept. 1864. Nr. 65, 88.

Gerstäcker, Friedr., geb. 10. Mai 1816 zu Hamburg, gest. 31. Mai 1872 zu Braunschweig; berühmt durch seine Reisen in Amerika, Afrika ꝛc. Nr. 208.

Glaubrecht, Otto (eigentl. Rud. Öser), geb. 31. Okt. 1807 zu Gießen; gest. als Pfarrer zu Lindheim 13. Okt. 1859. Nr. 53.

Görres, Guido, geb. 28. Mai 1805 zu Koblenz, gest. 14. Juli 1852 zu München. Nr. 21 (hat den Festkalender gemeinsam mit dem Grafen Franz v. Pocci herausgegeben).

Goethe, Joh. Wolfg. v., geb. 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M.; gest. 22. März 1832 zu Weimar. Nr. 61, 77, 90b, 226, 245.

Grimm, Jakob, geb. 4. Jan. 1785 zu Hanau, gest. 20. Sept. 1863 als Universitätsprofessor zu Berlin.

— Wilhelm, des vorigen Bruder, geb. 24. Febr. 1786 zu Hanau, gest. 16. Dez. 1859 zu Berlin als Universitätsprofessor. Beiden gemeinsam Nr. 28, 78, 98, 240.

Grube, Aug. Wilh., geb. 17. Dez. 1816 zu Wernigerode im Harz, Schul- und Privatlehrer und Erzieher; gest. als Schriftsteller zu Bregenz 28. Jan. 1884. Nr. 19, 155.

Güll, Friedr., geb. 1. April 1812 zu Ansbach, gest. als Schullehrer in München 23. Dez. 1879. Nr. 245.

Gumpert, Thekla v., (verehelichte Schober), geb. 28. Juni 1810 in Kalisch (Polen), Jugendschriftstellerin, lebt zu Dresden. Nr. 4.

Hackländer, Friedr. Wilh., geb. 1. Nov. 1816 zu Burtscheid bei Aachen, gest. 6. Juli 1877 zu Leoni am Starnberger See. Nr. 174.

Hartwig, Georg, geb 11. August 1813 zu London; lebt bei Ludwigsburg in Württemberg. Nr. 161.

Haug, Joh. Christoph Friedr., geb. 9. März 1761 zu Niederstotzingen (Württemberg), Sohn eines Pfarrers, gest. 30. Jan. 1829 als Bibliothekar zu Stuttgart. Nr. 125.

Hebel, Joh. Peter, geb. 11. Mai 1760 zu Basel als Sohn armer Eltern, gest. 22. Sept. 1826 auf einer Reise zu Schwetzingen; zuletzt Prälat und Konsistorialpräsident zu Karlsruhe. Nr. 37, 73, 92, 104, 115, 154.

Heine, Heinr., geb. 13. Dez. 1799 zu Düsseldorf, Sohn jüd. Eltern; gest. 17. Febr. 1856 zu Paris. Nr. 173.

Herder, Joh. Gottf. v., geb. 25. August 1744 zu Morungen (Ostpreußen), Sohn eines Lehrers, gest. als Vizepräsident des Oberkonsistoriums zu Weimar 18. Dez. 1803. Nr. 70, 180, 243.

Hoffmann, Aug. Heinr., geb 2. April 1798 zu Fallersleben (Hannover); gest. als Bibliothekar auf Schloß Corvey bei Höxter a. d. Weser 19. Jan. 1874. Nr. 152.

Jacobs, Christ. Friedr. Wilh., geb. 6. Okt. 1764 zu Gotha, daselbst gest. 30. März 1847. Nr. 149.

Klopp, Ono, geb. 9. Okt. 1822 zu Leer (Ostfriesland), Geschichtschreiber; lebte in letzter Zeit zu Wien. Nr. 10, 190.

Kohl, Joh. Georg, geb. 28. April 1808 zu Bremen; bekannt durch seine Reisen; gest. als Stadtbibliothekar zu Bremen 28. Okt. 1878. Nr. 112, 166.

Kopisch, August, geb. 26. Mai 1799 zu Breslau, gest. 6. Febr. 1853 zu Berlin. Nr. 15, 107.

Krummacher, Friedr. Adolf, geb. 13. Juli 1768 zu Tecklenburg (Westfalen), gest. als Prediger zu Bremen 4. April 1845. Nr. 34.

Lenau (eigentl. Edler Nimbsch von Strehlenau), Nikolaus, geb. 13. Aug. 1802 zu Czadát im Banat, gest. zu Wien 22. Aug. 1850. Nr. 241.

Löwenstein, Rudolf, geb 20 Febr. 1819 zu Breslau, lebt als Schriftsteller in Berlin. Nr. 18.

Luden, Heinrich, geb. 10. April 1780 zu Loxstedt bei Bremen, Professor zu Jena, gest. 23. Mai 1847; bedeutender Geschichtsschreiber. Nr. 6.
Masius, Herm., geb. 7. Jan. 1818 zu Trebnitz bei Bernburg; lebt als Universitäts-Professor zu Leipzig. Nr. 164, 181, 187, 214, 218.
Mosen, Julius, geb. 8. Juli 1803 zu Marienez im sächsischen Voigtlande, gest. 10. Okt. 1867 zu Oldenburg. Nr. 120, 170.
Mügge, Theodor, geb. 8 Nov. 1806 zu Berlin, gest. daselbst 18. Febr. 1861. Nr. 162.
Müller, Karl, geb. 16. Dez. 1818 zu Allstedt (Thüringen), Naturforscher; lebt zu Halle. Nr. 188.
— Wilhelm, geb. 7. Okt. 1794 zu Dessau, gest. daselbst 1. Okt. 1827. Nr. 139.
— Wolfgang, geb. 5. März 1816 zu Königswinter (Rheinpreußen), gest. 29. Juni 1873 zu Köln. Nr. 54, 106, 237.
Oken, Lorenz, geb. 1. August 1779 zu Bohlsbach (Württemberg), gest. 11. August 1851 zu Zürich; berühmter Naturforscher. Nr. 74.
Pestalozzi, Joh. Heinr., geb. 12. Jan. 1746 zu Zürich, gest. 17. Febr. 1827 zu Brugg (Schweiz). Er hat sich um die Verbesserung des Erziehungs- und Unterrichtswesens große Verdienste erworben. Nr. 234.
Pfeffel, Gottlieb Konrad, geb. 28. Juni 1736 zu Colmar (Elsaß), gest. daselbst 1. Mai 1809 als Konsistorialpräsident. Nr. 134, 207.
Pocci, Franz Graf v., geb. 7. März 1807 zu München, gest. das. 8. Mai 1876. Nr. 21.
Redwitz, Oskar Frhr. v., geb. 28. Juni 1823 zu Lichtenau bei Ansbach; lebt in München und Meran. Nr. 235.
Rückert, Friedr., geb. 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, gest. 31. Jan. 1866 zu Neuseß bei Coburg; einer der größten Dichter der Neuzeit. Nr. 101, 140, 177, 244, 245.
Sallet, Friedrich v., geb. 20. April 1812 zu Neisse (Schlesien), gest. 21. Febr. 1843 zu Reichau (Schlesien). Nr. 93, 230.
Schenkendorf, Friedrich Max v., geb. 11. Dez. 1784 zu Tilsit (Ostpreußen), gest. 11. Dez. 1817 zu Coblenz: begeisterter Dichter der Befreiungskriege. Nr. 131.
Schenrlin, Georg, geb. 25. Febr. 1802 zu Mainbernheim (Unterfranken); war Schullehrer; gest. am 9. Juni 1872 als Ministerialsekretär zu München. Nr. 242.
Schiller, Friedrich v., geb. 10. Nov. 1759 zu Marbach (Württemberg), gest. 9. Mai 1805 zu Weimar. Nr. 3, 153 II., 184, 222. 228.
Schmid, Christoph, geb. zu Nördlingen 15. Aug. 1768, gest. als Domkapitular zu Augsburg 3. Sept. 1854; der bedeutendste Jugendschriftsteller. Nr. 46.
Schwab, Gustav, geb. 19. Juni 1792 zu Stuttgart, gest. daselbst als Konsistorialrat 4. Nov. 1850. Nr. 220, 222.
Simrock, Karl Jos., geb. 18. Aug. 1802 zu Bonn, gest. daselbst am 18. Juli 1876 als Universitätsprofessor und Schriftsteller. Nr. 191.
Strachwitz, Moritz Graf v., geb. 1822 zu Peterwitz (Schlesien), gest. zu Wien 11. Dez. 1847. Nr. 216.
Sturm, Julius, geb. 21. Juli 1816 zu Köstritz (Reuß), lebt daselbst als Pfarrer. Nr. 226.
Steub, Ludwig, geb. 1812 zu Aubach in Oberbayern, gest. als emerit. Notar in München 17. März 1888. Nr. 17.
Stolz, Alban, geb. 1808 zu Bühl in Baden, gest. als Professor zu Freiburg i. Br. 16. Okt. 1883. Nr. 239.

Träger, Albert, geb. 12. Juni 1830 zu Augsburg; lebt als Notar und Rechtsanwalt zu Nordhausen (Thüringen). Nr. 130 b.

Tschudi, Friedr. v., geb. 1. Mai 1820 zu Glarus; gest. 24. Jan. 1886 zu St. Gallen. Nr. 36, 122, 123.

Uhland, Ludwig, geb. 26. April 1787 zu Tübingen, gest. daselbst 13. Nov. 1862; nebst Rückert der hervorragendste Dichter der Neuzeit. Nr. 40, 51, 57, 156.

Vogl, Joh. Nep., geb. 2. Nov. 1802 zu Wien, gest. das. 16. Nov. 1866. Nr. 16.

Zedlitz, Jos. Christ. Frhr. v., geb. 28. Febr. 1790 auf Schloß Johannisberg in Österr.-Schlesien, gest. 6. März 1862 zu Wien. Nr. 169.

Orthographisches Wörterverzeichnis.

Aal; Aar; Aas; abends; Abenteuer; abschlägig (= abweisend); **abschläglich** (= auf Abschlag); **abspenstig; Achse; Achsel; acht — geben; adelig, Adolf; Adresse; Ägypten; Ahn; Ahne; Urahne; ahnden; ahnen; Ähre; Alemannen; Algäu; Allee** (Mehrz. **Alleen**); **allmählich; Alphabet; Altertum; Amboß; ansässig; Antlitz; Apotheke; Appellation; appellieren** (= anrufen); **Appetit; April; Aprikose; Arithmetik; Armee** (Mehrz. **Armeen**;) **Ärmel; Armut; Assessor** (= Beisitzer); **Asyl** (Freistätte); **Atem; Äther; ätzen; Augenbraue; Augenlid; ausmerzen; ausreuten; ausrotten; Axt.**

bar, barfuß, barhaupt, tragbar, urbar; backen, buk, gebacken; Gebäck; Bajonett; Ballast; Banner; Barbier; barbieren; Bayern; Bayreuth; Beere; Beet; begleiten (= das Geleite geben); **bekleiden** (= Kleider anlegen; ein Amt bekleiden); **behende; behilflich; bejahen; beredsam; Beredsamkeit; beredt; bescheren; Bescherung; beseelen, beseligen; bestätigen; betrügen; Bettstatt; Bettuch; bewandt, Bewandtnis; bezichtigen; Bibel; Biber; Bibliothek; Billet; birschen; Biß; ein bischen; bläuen** (= eine Wäsche blau machen); **bleuen** (= schlagen); **blöken; bloß; Blüte; Boot; bot; Bord; Borte; Bottich; Böttcher; Brandmal; Branntwein; bresthaft; Brett; Britannien; Brite; Brot; Buße, büßen.**

Chaise (spr. schähs); **Champagner** (spr. schanspanjer); **Chaos; Charade; Charakter; Chaussee** (spr. schoßeh); **Chemisette** (spr. schmißät); **Chevauleger** (spr. schwoleschehh); **Cholera; Chor; Christoph; Chronik; Citadelle** (= kleine Festung); **Couvert** (= Briefumschlag); **Cylinder; Cypresse.**

Damast; Damhirsch; dasselbe; deshalb, deswegen; Dezember; Dickicht; Dienstag; dies, diesseits; Dinkel; Diöcese (Bistum); **Disziplin; Draht; dräuen** (= drohen); **Drillich; Drilch; Drittel; Dritteil; Drohne** (-Brutbiene); **drollig; Dutzend.**

Ebbe; echt; Egge;
Eidechse; Eiter;
Ekel, ekeln, eklig u. ekelig;
Elefant; Elentier;
Elfenbein; Eltern;
emsig; Endzweck;
Epheu; ergiebig;
ergötzen; erklecklich;
erschrak; ersprießlich;
erwidern;
Espe; Essig.

Fabrik; fahnden;
Fähnrich; Fahrt;
faulenzen; Fehde;
Feme; Femgericht;
Ferse; Feste; Festung;
Fiber, die; Fieber, das;
fing; Firnis; Fittich;
Flagge; Flechse;
flehentlich; flügge;
flugs; Flut; Föhn;
Franse, die;
Friesen; Friesland;
frisieren; Fuder; Furt;
Fußtapfe.

Galerie;
Galopp; gar; gären;
Gas, das; Gebärde;
Geduld;
Gefährte, der; gefährden;
Geflüster;
Gehilfe;
Geiß, Geißbock;
Geisel, der (= Bürge);
Geißel, die (= Peitsche);
Geld; gelten; gelt;
Gelte (= Gefäß);
Gelübde; Gemahl;
Gemälde; Gemüt;
gemahlen von mahlen (Mehl);
gemalt von malen;
Gendarm (spr. Schansdarm);
geraten, davon: aufs Geratewohl;
gesamt;
gesandt, Gesandter;
gescheid;
Gespenst; Gespinst;
Getreide; Gewand, das;
gewandt, Gewandtheit;
Gewinst;
gib, gibt, gibst, ergiebig;
ging;
Gleisner, gleisnerisch (von dem veralteten gleisen, heucheln);
gleißen (= glänzen);
Greuel, greulich.
Griesgram; Grieß;
Grummet.

Haar (Härchen);
Häcksel, das; Häher;
hacken, Hacke, die;
Haken, häkeln, häklich;
hantieren, Hantierung;
Haspel;
Heer, verheeren;
Heide, der u. die;
Heimat; Heirat;
Herd; Herde; Hering;
Hifthorn; Hilfe; hing;
Höcker (= Buckel);
höckericht;
Hoffart; Hoheit;
Höker, Hökerin (= Kleinverkäufer).

Iltis (Mehrz. Iltisse);
indes, indessen;
Italiener, italienisch.

jedermann, jemand.

Kaffee; Käfig;
Kamel; Kanapee;
Karawane;
Karfreitag, Karwoche;
Kartätsche; Kartoffel;
Katarrh;
Kauffarteischiff;
Kavallerie;
Kiebitz; Kissen;
klimmen (= klettern);
Kloß (Mehrz. Klöße);
Knie (Mehrz. Kniee), knien;
knistern; Knüttel;
Kompaß; Konzert;
Krempe; Krokodil;
Kuckuck; Kurfürst;
Kürbis, Kürbisse;
Kurier.

laden, lädt;
Laib (Brotlaib);
Laich; Landsknecht;
lässig; Lawine;
Lazaret;
leugnen; Leumund;
Lid (Augenlid);
Lied (Gesang);
liederlich;
Lokomotive;
Lorbeer; Los;
Lot, Lotse.

Magd; Mahd;
Mähder; = Mäher;
Mahl, Gastmahl;
mahlen (Mehl), gemahlen;
Mähre; Maid; Mais;
Makel;
malen, gemalt, Maler;
mannigfach, manchfach;
Märtyrer; Maske;
Meißel, meißeln;
Mesner; Miene;
Mine = unterirdischer Gang);
Minna (weiblicher Name);
miß — mißlich, Mißtrauen;
mittags; Moor; Moos;
morgens;
morgentlich, allmorgentlich;
Mus; Muse;
Muße (= freie Zeit);
müßig, Müßiggang;
Muskel;
Myrthe; Mythe.

nachlässig; Nachtigall;
nähen, Naht, Nähterin;
nämlich; niemand;
niesen; Nummer.

Offizier;
Organ, das (= Werkzeug);
Orkan, der (=Sturm);
Österreich; Ozean.

Paar, das (Mehrz. Pärchen), ein paar (= einige);
Papst; parallel;
Partei, parteiisch;
Pfennig (Pfenning);
Pfirsich; Pflugschar;
Pokal;
Pökelfleisch; einpökeln;
Postillon;
Pranke (= Tatze);
Preiselbeere;
Prophet; Pulver;
purzeln; Pyramide.

Quadrat; quaken;
Quartier; einquartieren.

Rabbiner; Rain;
Rasse; Rätsel;
Rebhuhn;
regieren, Regierung;
Reis, der; Reisig;
reisen (= wandern);
reißen, zerreißen;
Reißfeder; Renntier;
Republik (= Freistaat);
Rettich; Rhein; Rhön;
Reuse; Robbe;
Rogen (= Fischeier);
Roggen (= Getreideart);
roh, Roheit;
Rückgrat, der; Rudolf.

Saal (Mehrz. Säle);
Saat; Sabbat;
Säckel;
Saite des Instrumentes;
Sammt;
samt, sämtlich;
Schar;
scheel, scheelsüchtig;
Schere; Schiffahrt;
Schlegel; Schleuse;
Schmaus, schmausen;
Schmied, Schmiede;
schmuggeln;
Schnake; Schnecke;
Schnurrbart; Schoß;
Schulter, die;
Schultheiß;
See (Mehrz. Seen);
Seele, selig;
Sintflut; Sirup;
Sohle (Fußsohle);
Sole, Salzwasser;
Spengler;
spucken (= speien);
Spuk (= Gespenst); spuken;
Staat, staatlich;
Star; Stadt;
stecken, stak, steckte;
stracks; sträuben;
Straße;
studieren, Student.

Tau, der u. das;
täuschen; Teer;
Teil, ich habe teil;
Teppich;
That; Thal; Thee;
Thon, Thonerde;
Thor, thöricht;
Thran, thranicht, thranig;
Thräne; Thron;
Tiegel; Tiger; Tinte;
Tirol;
Tod, der, todkrank, Todsünde, tödlich;
Ton, tönen;
Torf, der;
tot, getötet, töten; Totschlag; Totengräber;
— tum;
Turm;
Tyrann.

Ulan; unentgeltlich;
ungestüm; Ungetüm;
unstet;
Ur (= Auerochs);
urbar, Urahn, Urzeit, Urfehde;
Urteil.

Vakanz; verleumden;
versiegen (= vertrocknen);
verwandt, Verwandtschaft;
Vieh;
visitieren (= untersuchen);
Vogt;
vornehm; vornehmlich.

Ware; Wacholder;
Wage; wägen;
Waise, verwaist;
Wal, Walfisch;
Wall, der; Wallfahrt;
Walnuß; Walther;
Weidmann;
weismachen (einem etwas);
weissagen;
Weizen;
welsch, Welschland;
weshalb, weswegen;
Wespe; Westfalen;
Widder;
widerlich, Widerhall, Widerschein, erwidern, widrig, zuwider;
Wildbret; Willkür;
Wirt; Witwe.

Zeichenbuch, Zeichenlehrer rc.;
Zeisig; zeitlebens;
Zepter;
Zieche (= Überzug);
Zierat; Zierde;
Zigarre; Zimmt;
Zither; zwerch;
Zwetschge;
Zwillich, Zwilch.

Verzeichnis der Fehlerberichtigungen

zur 39. Auflage des „Lese- und Sprachbuches für die Oberklassen der ungeteilten Schulen, bearbeitet von mehreren öffentlichen Lehrern." Verlag von R. Oldenbourg, Abteilung für Schulbücher, in München.

Es ist zu lesen:

S. 7, Z. 1 v. o. „bald mit Silber, hinreichend" ꝛc. statt: bald mit Silber und Gold hinreichend ꝛc.
„ 13, Z. 2 v. o. „Friesen fürchteten" statt: Friesen u. Sachsen fürchteten
„ 14, Z. 11 v. u. „500—600 m" statt: 400 m.
„ 17, Z. 14 v. u. „Albion" statt: „Alboin".
„ 18, Z. 2 v. o. „Slaven" statt: Slawen.
„ 18, Z. 7 v. u. „800" statt: 799.
„ 20, Z. 7 v. u. „Franken und Sachsen" statt: Deutschen.
„ 30, Z. 14 v. u. „Otto I." statt: Otto.
„ 30, Z. 2 v. u. „Ludwig der Kelheimer" statt: Ludwig der Strenge.
„ 31, Z. 1 v. o. „dem Tode Ludwigs" statt: ihres Gemahls.
„ 33, Z. 6 v. u. „das deutsche Kaiserreich" statt: das neue deutsche Kaiserreich.
„ 49, Z. 15 v. u. „mehr als 1000 m" statt: an 1000 m.
„ 71, Z. 2 u. 3 v. o. „(Kinzig, Murg und der Neckar mit der Enz ꝛc.)" statt: (Kinzig, Murg, Neckar, Enz, Nagold ꝛc.).
„ 72, Z. 20 v. u. „Kaiser Konrad III" statt: Kaiser Konrad.
„ 74, Z. 10 v. o. „fünf Feldzüge".
„ 77, Z. 17 v. u. „Konrad IV".
„ 77, Z. 8 v. u. „1267" statt: 1268.
„ 84, Z. 12, 11, 10 „Mähren. Kärnten gab Rudolph seinem Schwager, dem Grafen Meinhard von Tirol; seine eigenen Söhne erhielten Österreich, Steiermark und Krain. Diese Länder ꝛc." statt: Mähren; aber ꝛc.
„ 85, Z. 20 u. 21 v. o. „das Reichsbanner".
„ 86, Z. 7 v. u. „(Ludwig 1314—1347; Friedrich 1314—1330)" statt: 1313—1347.
„ 88, Z. 10 v. u. „ꝛc. Buchdruckerkunst (1450)".
„ 89, Z. 15 v. o. „langer" statt: zwanzigjähriger.
„ 91, Z. 5 v. o. „1526" statt: 1529.

S. 117, Z. 4 v. o. „das" statt: was.
„ 123, Z. 21 u. 22 v. u. „denn nur von London und Paris wird" ꝛc. statt: denn nur von London, Paris, Wien ꝛc.
„ 145, Z. 9 v. o. „am 16. Oktober 1813".
„ 148, Z. 27 v. u. „erbte im Jahre 1799 der Herzog" ꝛc.
„ 155, Z. 4, 3, 2 v. u „ꝛc. mit einer Menge Schiffe bedeckt ist, welche dem Verkehre der Donauländer dienen" statt: ꝛc. mit einer großen Menge fremder Schiffe ꝛc.
„ 174, Z. 17 v. o. „Murmeltiere" statt: sie.
„ 196, Z. 20 v. o. „Christen" statt: Seelen.
„ 200, Z. 7 v. u. „480" statt: 489.
„ 202, Z. 14 v. o. „(399 v. Chr.)" statt: 400 v. Chr.
„ 208, Z. 4 v. u. „67—44 v. Chr." statt 60—44 v. Chr.
„ 211, Z. 1 v. o. „(378—410 n. Chr.)" statt: 410 n. Chr.
„ 232, Z. 8 v. u. „Felsen" statt: Felder.
„ 246, Z. 15 v. u. „am 19. Oktober".
„ 249, Z. 3 v. u. „Pfeffersträucher" ꝛc.
„ 258, Z. 27 v. u. „oder" statt: und.
„ 259, Z. 19 v. o. „ausdauernd" statt: dauerhaft.
„ 273, Z. 2 v. u. „einigen andern Flüssen" statt: einigen Flüssen.
„ 282, Z. 3 v. u. „760 000".
„ 282, Z. 1 v. u. und S. 283, Z. 1 v. o. „da es deren etwa 100 Millionen zählt".
„ 299, Z. 14 v. u. „Prairien und Savannen".
„ 323, Z. 7 v. o. „Rohfleischfresser".

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lese- und Sprachbuch für die Oberklassen der ungeteilten Schulen (Landschulen.) Bearb. von mehreren öffentlichen Lehrern

München [1896]

L.germ. 402 v
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11814308-5